NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06663431 6

Hermes,

oder

Kritisches Jahrbuch der Literatur.

Achtundzwanzigster Band.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung

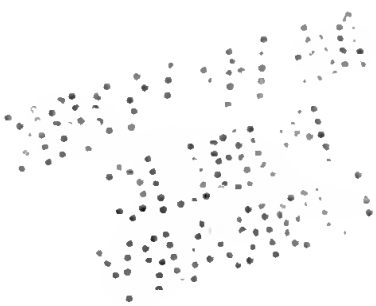
von

D. Karl Ernst Schmid,

herzogl. sächs. Geheimenrathe, der Rechte ordentlichem öffentlichem Lehrer, der Juristenfacultät und des Schöppenstuhls Ordinarius und Rathe des Gesammt-Oberappellationsgerichts zu Jena.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1827.



Inhalt.

Seite

I. Reviſion der philoſophiſchen Moral ſeit Kant und Jacobi.
II. Fichte und Schelling.
Von Heinrich Schmid. 1

II. Die korſſünſchen Thüren in der Kathedralkirche zur heiligen Sophia in Nowgorod. Beſchrieben und erläutert von Friedrich Adelung. 66

III. Ueber die neueſte lyriſche Poeſie der Deutſchen. Ludwig Uhland und Juſtinus Kerner.
Von Wilhelm Müller. 94

IV. Ueber das naturphiloſophiſche Syſtem der Mineralogie.
Von Karl Friedrich Bachmann. 129

V. Ueber die freckenhorſter Heberolle. 140

VI. Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten der Feldzüge von 1813 und 1814. Von C. v. W. 149

VII. Staat, Kirche und Philoſophie. Von Juſtus Seyfert. . 183

VIII. Ueber Gewerbe- und Handelsfreiheit. 199

IX. Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Philoſophie. Fragmens philosophiques par *Victor Cousin.*
Von Karl Friedrich Bachmann. 245

X. Ueber die indiſchen Studien in Deutſchland.
1. Bhagavad-gita, id est Thespesion melos, sive almi Krishnae et Arjunae colloquium de rebus divinis, Bharateae episodium. Textum recensuit, adnotationes criticas et interpretationem latinam adjecit *Augustus Guilelmus a Schlegel.*

Seite

2 Indiſche Bibliothek. Eine Zeitſchrift von Auguſt Wilhelm von Schlegel. Mit Beiträgen vom Freiherrn von Humboldt. Erſter und zweiter Band.

3. Arbſchuna's Reiſe zu Indra's Himmel. Nebſt andern Epiſoden des Mahabharada; in der Urſprache zum erſten Mal herausgegeben, metriſch überſetzt und mit kritiſchen Anmerkungen verſehen von Franz Bopp.

4. Grammatica Sanskrita. Nunc primum in Germania edidit *Othmarus Frank.*

5. Ausführliches Lehrgebäude der Sanſkrita-Sprache; von Franz Bopp. Erſtes und zweites Heft.

Von J. G. L. Koſegarten. 262

XI. Die Sprache der Angelſachſen.

Angelsaksisk Sproglaere, tilligemed en kort Laesebog ved *R. K. Rask.*

The elements of Anglo-Saxon grammar, with copious notes, illustrating the structure of the saxon and the formation of the english language; and a grammatical praxis, with a literal english version, to which are prefixed remarks on the history and the use of the Anglo-Saxon, and an introduction on the origin and the progress of alphabetic writing etc. By the Rev. *J. Bosworth.*

Deutſche Grammatik von Dr. Jacob Grimm. Erſter Theil. Zweite Ausgabe. Zweiter Theil. 321

Hermes.

Achtundzwanzigster Band.

I.

Revision der philosophischen Moral seit Kant und Jacobi.

II. Fichte und Schelling. *)

Die beiden Haupttendenzen der neuern Moral sind in Kant und Jacobi bezeichnet. Indem wir nun jede derselben in ihrer Entwickelung weiter verfolgen, stoßen wir zunächst in der Kant'schen Schule auf einen Abweg, der, obgleich in seinem Anfang scheinbar unbedeutend, doch eine ganz neue Richtung der Speculation hervorbrachte und in Bezug auf die Moral zuletzt vernichtend wurde. Es ist dies die durch Reinhold begonnene, durch Fichte, Schelling und Hegel fortgesetzte und vollendete Wiederherstellung des durch den Kriticismus verdrängten Dogmatismus in veränderter Gestalt. Wenn daher Kant und Jacobi auf dem Gebiete der Moral als entgegengesetzte Bestrebungen erscheinen, so treten sie doch näher zusammen, wenn man sie mit derjenigen Behandlung der Moral vergleicht, die sich jetzt in der naturphilosophischen Schule hervorthat. In Beziehung auf diese stehen sie als das Positive gegen das Negative, als Moralisten gegen die Antimoralisten auf einer Partei vereinigt. Denn beide halten sich vereinigt in den Schranken des menschlichen Wissens, die durch die Natur gezogen sind, gegen jene, die sie willkürlich überschreiten; sie sind, nach dem Ausdruck der Naturphilosophie, auf dem Standpunct des subjectiven Wissens, gegen ein sogenanntes absolutes Wissen. In Bezug auf Moral selbst aber fußen

---

*) Vergl. Hermes, XXVII, S. 1 — 80.

doch beide, Kant und Jacobi, auf der Grundlage menſchlicher Perſönlichkeit und Freiheit, jene vernichten dieſe durch die Identität von Natur und Geiſt. Mit einem Worte, die erſtern halten an der Realität des Sittlichen feſt, während jene dieſelbe aufheben.

Wir haben ſchon früher den Urſprung der naturphiloſophiſchen Schule in die Kant'ſche Schule geſetzt, und die Naturphiloſophie einen Auswuchs aus der Kant'ſchen Schule genannt. Wir rechtfertigen dieſen Ausdruck jetzt damit, daß die Naturphiloſophie in dem Grund und Boden des Kantianismus wurzelte, daß ſie auf die Reſultate deſſelben baute und dieſe zu ihren eigenthümlichen Speculationen benutzte. Aber eben darin, daß ſie ſich vorzugsweiſe an die Reſultate, an die Lehrſätze der Kant'ſchen Philoſophie hielt und auf dieſe fortbaute, lag der Grund ihrer Verirrung. Denn das Weſen des Kantianismus lag nicht in gewiſſen Lehren, Dogmen, ſondern in der Methode zu philoſophiren. Der Kriticismus iſt das Weſen der Kant'ſchen Philoſophie, aber bei dieſem kommt es eben nicht darauf an, was, ſondern wie man denkt. Der Kriticismus macht ſich darin hauptſächlich gegen allen Dogmatismus geltend, daß er die analytiſche Methode der ſynthetiſchen vorzieht, daß er nicht conſtitutive, ſondern regulative Principien (Ideen) für die Wiſſenſchaft verlangt, daß er dieſe Principien nicht willkürlich vorausſetzt und zum Anfang der Speculation macht, ſondern daß er ſie erſt am Ende ſeiner Unterſuchungen durch Zergliederung und Selbſtbeobachtung als in der Vernunft daſeyend nachweiſt (deducirt). Das einzige weſentliche Reſultat des Kriticismus iſt, Aufweiſung der Grenzen der Vernunft, und jede Philoſophie, die dieſe überſchreitet, verfällt in Dogmatismus oder Schwärmerei. Die von Reinhold begonnene Verirrung in der Philoſophie beſtand nun aber in nichts anderem als in dem Verlaſſen des Kriticismus und Wiederherſtellen des Dogmatismus. Der Irrthum Reinhold's entſtand aus der Verwechſelung der Kritik der Vernunft mit dem Syſtem der Philoſophie ſelbſt, wozu noch das dogmatiſche Vorurtheil der Nothwendigkeit eines höchſten conſtitutiven Princips für die ganze Philoſophie kam. Die Kritik, die blos die höchſten Bedingungen der reinen Vernunfterkenntniß in der Natur des Geiſtes (anthropologiſch) nachweiſt, nicht dieſe Vernunfterkenntniß ſelbſt aufſtellt, hielt er für das Syſtem der Philoſophie ſelbſt, und da er hier kein höchſtes Princip fand, das die Kritik, als anthropologiſche Erfahrungserkenntniß, gar nicht geben kann, ſo hielt er dies, vermöge ſeines dogmatiſchen Vorurtheils, für einen großen Mangel des Kant'ſchen Syſtems. So gerieth er in den Fehler, das, was blos Propädeutik der Philoſophie ſeyn ſollte, für die Philo-

ſophie ſelbſt zu halten, und Erkenntniſſe, die blos anthropologiſch, durch innere Erfahrung erworben werden können, philoſophiſch zu behandeln, ſie einem höchſten Princip zu unterwerfen und in ein Syſtem zu zwingen. Aber Erfahrungserkenntniſſe laſſen ſich nie ſo ſpeculativ behandeln, der Stoff widerſtrebt ſeiner Natur nach dieſer Form, und ſo kann uns das Mislingen dieſes Verſuchs bei Reinhold und ſeinen Nachfolgern nicht in Verwunderung ſetzen. Indem ſich dieſer Irrthum Reinhold's zunächſt auch auf Fichte fortpflanzte, wiederholte dieſer dieſen Verſuch in der Wiſſenſchaftslehre, in der er auf dem Gebiete der höchſten Speculationen zu ſeyn wähnte, während er nur auf dem Grund der innern Wahrnehmung war, und ſich nun vergeblich abmühte, dem widerſtrebenden Stoff eine reine rationale, ſyſtematiſche Form zu geben.

Den Keim zu dieſem Fehler hatte indeſſen Kant ſelbſt gelegt. Der Methode und dem Princip nach hatte ſich zwar Kant über den Dogmatismus erhoben, indem er ſich über den bloßen Begriffs- und Reflexionsſtandpunct durch Kritik zum Glauben erhob, und alſo ein ideales Seyn der Dinge nicht mittelbar beweiſen, ſondern unmittelbar in der Vernunft nachweiſen wollte. Aber hierin blieb ſich Kant nicht conſequent. Wenn er aus ſogenannten praktiſchen Poſtulaten den Glauben an Gott, Vorſehung, Unſterblichkeit ꝛc. ableitete, ſo faßte er ihn offenbar nicht als reine, unmittelbare Vernunftwahrheit auf, ſondern er wurde mittelbar, er wurde nicht blos als ſelbſtändig daſeyend in der Vernunft nachgewieſen, deducirt, ſondern von einem Höhern durch Schlüſſe abgeleitet, d. h. bewieſen. Hiermit alſo war doch wieder ein dogmatiſches Element in die Kant'ſche Philoſophie gebracht, das nicht in ſeinem Princip lag, und dieſes faßte Reinhold auf, und ſuchte für die ganze Kant'ſche Philoſophie ein höchſtes Princip, und daraus ein vollſtändiges Syſtem. Ferner zu der Verwechſelung zwiſchen der Kritik und dem Syſtem der Philoſophie, oder zwiſchen der Erkenntniß von den Erkenntniſſen a priori und den Erkenntniſſen a priori ſelbſt, gab ebenfalls Kant ſelbſt Veranlaſſung durch ſeinen ſchwankenden Begriff von transſcendentaler Erkenntniß. Kant verſtand nämlich unter transſcendentaler Erkenntniß einmal die kritiſch-anthropologiſche Erkenntniß von den Bedingungen und der Möglichkeit der Erkenntniſſe a priori; dann aber hielt er dieſe transſcendentalen Erkenntniſſe ſelbſt wieder für Erkenntniſſe a priori, obgleich dieſe nur aus innerer Erfahrung entſtehen, und jene, die reine Vernunfterkenntniß, nur zum Gegenſtand haben, nicht aber ſie ſelbſt ſind. Wir erkennen durch die transſcendentale Erkenntniß nicht a priori, ſondern wir erkennen nur durch ſie, wie wir a priori zu erkennen vermögen, oder, ſie geht nicht auf den Gegenſtand der Er-

kenntniß a priori, ſondern nur auf dieſe Erkenntnißart. (S. Kant's „Kritik d. reinen Vern.", 4te Aufl., S. 25. Daſ. S. 80; u. „Krit. d. Urtheilskraft", S. XXVII. Vergl. Fries, „Reinhold, Fichte und Schelling", S. 200 fg.) Kant ſelbſt unterſchied alſo nicht beſtimmt zwiſchen dem Syſtem ſeiner Philoſophie und der Kritik als Vorbereitung dazu; ja er nennt ſelbſt ausdrücklich die Kritik ſein Syſtem, und behauptet, daß über dieſe kein anderes mehr nöthig ſey; gebraucht alſo Syſtem hier in einem unbeſtimmteren allgemeineren Sinn, wo es jeden ſubjectiven Zuſammenhang gewiſſer Erkenntniſſe, alſo auch die Methode der Wiſſenſchaft bedeutet, und nicht die beſtimmtere Bedeutung von einem objectiven, logiſchen Zuſammenhang der Begriffe hat. Von dieſem Vorurtheile nun, daß die Kritik Erkenntniſſe a priori enthalte, und nicht transſcendentale Erkenntniſſe aus innerer Erfahrung, ging Reinhold aus, und verlangte daher, daß ſich alle Sätze der Kritik beweiſen und zuletzt, nach dem dogmatiſchen Wahn, in einem höchſten Princip vereinigen laſſen, von wo aus ſich dann ſynthetiſch das geſammte Gebiet des Wiſſens durch bloße Unterordnung müſſe conſtruiren laſſen. Allein dieſen Dogmatismus baute Reinhold doch noch auf dem Gebiete des Kriticismus auf, denn er ſuchte ſein Princip auf dem Gebiete der Kritik oder der innern Wahrnehmung. Er verfuhr daher bei dem Aufſuchen ſeines Princips analytiſch und fand durch Zergliederung als allgemeinſten Begriff des Gegenſtandes der Philoſophie den Begriff der Vorſtellung, die er als allgemeinſte Thatſache des Bewußtſeyns aufzeigte. Bei dieſem Satze des Bewußtſeyns, in welchem das Vorſtellende und Vorgeſtellte, die Form und die Materie aller Erkenntniß enthalten iſt, blieb er in ſeinen Abſtractionen ſtehn, und ſuchte von dieſen, als höchſtem Grundſatz, die Philoſophie ſtreng philoſophiſch durch bloße Subſumtion als ein vollſtändiges Syſtem allgemeingültiger und nothwendiger Erkenntniſſe aufzuſtellen. Reinhold bemerkte dabei nicht, daß er mit ſeinem analytiſchen Verfahren nur auf dem Gebiete der Anthropologie war: denn er hielt dies nur für einen andern Weg des Beweiſens, wo man ſtatt aus den Gründen, aus den Folgen rückwärts ſchließt, während es nur innere Erfahrung war. Ein ſolcher innerer Erfahrungsſatz war dann auch ſein Satz des Bewußtſeyns, den er aber für einen Satz a priori hielt und an die Spitze der Philoſophie ſtellte. Hieraus entſtand nun ein weſentliches Kennzeichen dieſes neuen Dogmatismus zum Unterſchied von dem ältern vor Kant. Im Kampfe gegen den ältern Dogmatismus, der nur vom Endlichen der Erfahrung und dem logiſchen Begriff ausging, und zum Unendlichen von da nie aufſteigen konnte, hatte Kant als Reſultat ſeiner Kritik die Idee, den

Glauben geltend gemacht, als unmittelbare Vernunfterkenntniß gegen die mittelbare des Dogmatismus. Indem nun Reinhold und ſeine Nachfolger, mit Uebergehung der Kritik, ſich gleich an die Reſultate der Kritik hielten und dieſe zum Anfang ihrer Philoſophie machten, drehten ſie den Gang um und gingen vom Unendlichen aus, um von da das Endliche abzuleiten. Da aber auch dieſer Uebergang eben ſo vergebens als jener vom Endlichen zum Unendlichen auf dem Wege des Beweiſes und Schluſſes geſucht wird, ſo mußte auch dieſer neue Dogmatismus eben ſo nothwendig bei einem einſeitigen Idealismus und Rationalismus ſtehen bleiben, als der alte bei dem Materialismus und Empirismus. Nur die Kritik vermag aus dieſem Widerſpruch zwiſchen Idealismus und Materialismus, zwiſchen Rationalismus und Empirismus zu befreien, indem ſie beides, Endliches und Unendliches, als gleich nothwendigen und unmittelbaren Beſtandtheil der menſchlichen Erkenntniß auffaßt. Die Kritik findet, daß die Vernunft ein erregbarer Organismus iſt, der theils aus Receptivität, theils aus Spontaneität beſteht. Die Form der Erkenntniſſe liegt in dem Organismus der Vernunft urſprünglich, die Materie dazu muß ihr in der äußern ſinnlichen Anregung gegeben werden. Der Rationalismus hält blos die Form, der Empirismus blos die Materie für die reale Erkenntniß. Beide Erkenntnißarten, die empiriſche wie die rationale, liegen gleich unmittelbar und nothwendig in der Natur des menſchlichen Geiſtes, und ſo führt der Kriticismus zu einem empiriſchen Realismus und transſcendentalen Idealismus zu gleicher Zeit. Für beide aber findet der Kriticismus eine höhere Vermittelung in dem Unterſchied zwiſchen Erſcheinung und Seyn an ſich, durch welche das Endliche nicht als Seyn für ſich, ſondern nur als Erſcheinung des wahren Weſens der Dinge betrachtet wird, das für uns aber ein Jenſeitiges, nur zu Glaubendes bleibt.

Jener Idealismus des neuen Dogmatismus wurde indeſſen von Reinhold nur begründet, vollendet erſt durch Fichte. Dieſer verfolgte den von Reinhold eingeſchlagenen Weg weiter. Die Zergliederung Reinhold's ſetzte er weiter fort, und kommt ſo von dem Bewußtſeyn zum Subject deſſelben, von der Wirkung in der innern Erfahrung zu dem, was aller innern Wahrnehmung zu Grunde liege, zum Ich, zum Subject-Object, und von da durch Abſtractionen von der Individualität des Denkenden, zum reinen Ich, dem Ich-Ich.

Dieſer Satz, den er zum oberſten Princip ſeiner Wiſſenſchaftslehre machte, iſt aber ein ganz leerer, logiſcher Satz, und den Gehalt zu ſeiner Wiſſenſchaft bringt er unbewußt aus der innern Erfahrung hinzu. Dafür erfand er ſeine intellectuelle Anſchauung,

die er für reine, unmittelbare Vernunfterkenntniß hielt, die aber nichts als innere Wahrnehmung war. Daher war auch ſeine Wiſſenſchaftslehre nicht eigentliche Philoſophie, ſondern nur innere Erfahrung, in die Form eines Syſtems reiner Vernunfterkenntniß gebracht. Das Fichte'ſche Syſtem hält ſich noch immer in dem Gebiet der innern Wahrnehmung, es iſt noch nicht freier Dogmatismus, ſondern „ein durch die Kritik gebannter und ſeiner freien Bewegung beraubter Leibnitzianismus" (Fries, „Reinhold ꝛc.", S. 216). Indem nun aber dieſer Leibnitzianismus oder Dogmatismus das reine Ich an die Spitze aller Wiſſenſchaft ſtellte und ein abſolutes Subject als einzige Realität allen Dingen zu Grunde legte, begründete Fichte einen Idealismus, der nicht allein mit der größten Schroffheit und Einſeitigkeit die Natur geradezu vernichtete, ſondern auch zuletzt ſich ſelbſt zerſtören und in leeren Schein auflöſen mußte. Denn von dem Ich ließ ſich nie zu einem Nicht-Ich, von dem Subjectiven nie zum Objectiven hinüberſchreiten; außer dem Ich iſt daher Nichts, alles Nicht-Ich exiſtirt nur, inſofern es durch das Denken des Ich erzeugt wird, nicht als Seyn, ſondern als Schein. Wenn aber alles Subjective nur durch das Objective geſchaffen wird, wenn das Ich ſich die Welt durch das Denken erſt ſelbſt erzeugt, nicht ein Seyn für ſich hat, ſo iſt am Ende das Ich ſelbſt nur ein Erzeugniß des Denkens, ohne eigenes Seyn; denn auch das Ich iſt Gegenſtand des Denkens, es entſteht alſo nur dadurch, daß es ſich denkt. So vernichtet der Idealismus ſich in ſich ſelbſt, er löſt zuletzt alles in Schein auf. Die Kant'ſche Unterſcheidung zwiſchen Seyn und Erſcheinung liegt dieſer Anſicht ſichtbar zu Grunde, aber ganz unrichtig aufgefaßt. Er wollte die Realität des idealen Seyns gegen das empiriſche geltend machen, that dies aber nicht, indem er beide miteinander in Harmonie ſetzte, wie dies Kant mit ſeinem Seyn und Erſcheinung that, ſondern indem er das eine von beiden geradezu vernichtete. Dadurch aber verwandelte er die Erſcheinung in bloßen Schein, was ganz unrichtig iſt. Erſcheinung hat allerdings auch Realität, denn ſie iſt das wahre Seyn, ſo wie es ſich unſerer endlichen Vernunft darſtellt. Sie iſt die ſinnlich bedingte Erkenntniß des unendlichen Seyns oder des Seyns an ſich; alſo nicht Schein und Täuſchung. Fichte aber hat überhaupt den Unterſchied zwiſchen Seyn und Erſcheinung gar nicht richtig aufgefaßt, wenn er in ihm nur den Gegenſatz von Ich und Nicht-Ich ſieht: denn auch das Ich fällt mit in das Gebiet der Erſcheinung, und der Unterſchied des endlichen und ewigen Seyns muß alſo ein höherer ſeyn, als der des Ich und Nicht-Ich. Indem Fichte das unmittelbare Bewußtſeyn der innern Thätigkeit des Ich nicht für ſinnlich, ſondern

für reine intellectuelle Anſchauung hielt, glaubte er in dem Gegenſtand der innern Wahrnehmung das ewige Seyn zu erhalten, dem er die äußere Wahrnehmung als endliches Seyn entgegenſetzte; aber innere Wahrnehmung iſt nicht minder ſinnlich als äußere, beide gehören der Erſcheinung an, und zu dem reinen Glauben, der unmittelbar in dem Geſetz der Einheit und Nothwendigkeit das ewige Seyn anerkennt, hat ſich Fichte nie erhoben. Seine intellectuelle Anſchauung hielt ihn blos an einer reinen Selbſtanſchauung der Intelligenz feſt, wovon dann ſeine idealiſtiſche Tendenz, das Objective dem Subjectiven ſtreng zu unterwerfen und das Erſtere durch das Letztere zu vernichten, eine nothwendige Folge war.

Noch einen Schritt weiter in derſelben Art von Abſtraction that Schelling. Von der ſubjectiven Subject-Objectivität Fichte's ging Schelling zur abſoluten Identität fort. Dem einſeitigen Idealismus ſtellte Schelling eine realiſtiſche Naturphiloſophie an die Seite, und vereinigte beide zum Syſtem der abſoluten Identität. In dieſem Syſtem iſt die Aufhebung aller Differenz, die Vernichtung des Unterſchiedes zwiſchen Subjectivem und Objectivem, Geiſt und Materie, Gott und Welt, Freiheit und Nothwendigkeit, Unendlichem und Endlichem vollendet, und alles in der reinen abſoluten Einheit verſchlungen. Das Organ dieſer Einheit iſt die intellectuelle Anſchauung, die bei Schelling aber nicht mehr blos als Selbſtbewußtſeyn auf die innere Erfahrung beſchränkt iſt, ſondern reines, unmittelbares Bewußtſeyn der Einheit in der Vernunft iſt. Damit alſo hat ſich Schelling von dem anthropologiſch-kritiſchen Grund gänzlich losgetrennt, und verfährt rein rationaliſtiſch. Indem er das reine Geſetz der Einheit an die Spitze ſtellt und von dieſem alles ableitet, alſo von der Einheit zur Differenz, von dem Abſoluten zum Bedingten fortſchreitet, iſt ſeine Methode rein ſynthetiſch, und damit der Kritik, welche analytiſch von dem Beſondern zu dem Allgemeinen aufſteigend verfährt, gerade entgegengeſetzt. Das Weſen der Schelling'ſchen Art zu philoſophiren beſteht im Aufheben und Vereinigen der Gegenſätze, das der Kant'ſchen im Sondern und Unterſcheiden. Wir ſehen alſo in Schelling den rationaliſtiſchen Dogmatismus, deſſen Wiederherſtellung durch Reinhold begonnen war, vollkommen durchgeführt. Sein Syſtem ſtellt ſich (nach Fries in „Reinhold, Fichte, Schelling", S. 216) „als ein nach unſern Fortſchritten in den Naturwiſſenſchaften erweiterter Leibnitzianismus, und zugleich als ein durch alle Reſultate der Kritik bereicherter Spinozismus, der Kritik gerade gegenüber." Aber dieſes Syſtem Schelling's muß ſich in ſeiner Vollendung nicht weniger ſelbſt vernichten, als das Fichte'ſche. Erſtens läßt ſich durch Zuſam-

menfaſſen des Differenten gar nicht zur Einheit gelangen, ſondern die Differenz bleibt immer noch in der Einheit für ſich ſtehen. Der Kriticismus gelangt zum Abſoluten durch die höchſte Verſtandesabſtraction, durch Abſondern alles Endlichen von dem Unendlichen, wo dann zuletzt nur die höchſte Verneinung der Schranken des Endlichen ſtehen bleibt. Schelling aber ſucht dahin zu gelangen durch Verbinden aller Gegenſätze, wodurch aber die Gegenſätze nicht wirklich aufgehoben und vernichtet werden können, ſondern immer im Abſoluten ſtehen bleiben. So bleibt ihm in ſeiner Identität immer auch die Duplicität des Subjectiven und Objectiven, der Idealität und Realität ſtehen, wodurch unter den Principien von Gottheit und Natur der dualiſtiſche Kampf zweier feindlicher Weſen hervortritt, zwiſchen denen das Abſolute als ein ſchwebendes Unding erſcheint, das gar keine Realität hat. Wenn Schelling, vermittelſt der intellectuellen Anſchauung, zur abſoluten Identität zu gelangen ſucht, ſo liegt darin ein Widerſpruch, indem in dem Begriff einer Anſchauung ſchon wieder ein Subjectives und ein Objectives, ein Anſchauendes und ein Angeſchautes enthalten iſt, alſo das Abſolute wieder als Duplicität gefaßt und dadurch der reine Begriff des Abſoluten aufgehoben wird. Es liegt dieſer Identität der richtige Grundgedanke zu Grunde, daß Endliches und Ewiges eine und dieſelbe Realität haben; aber dieſer Gedanke wird ſich nicht anders ausſprechen laſſen als dadurch, daß das Unendliche als das Seyn an ſich, das Endliche als Erſcheinung, und daß das Seyn an ſich nicht als Vereinigung des Differenten (Idealität), ſondern nur als Negation der Erſcheinung gedacht werde. Ferner aber iſt auch das Princip der Identität ganz unfähig, ſich aus ſich ſelbſt zur Mannichfaltigkeit zu entwickeln. Aus der Einheit wird ſich nie Mannichfaltiges herauszwingen laſſen, und die Frage, wie von dem Abſoluten zum Endlichen zu kommen ſey, muß immer unbeantwortet bleiben. Vielmehr fordert das Princip der Einheit immer auch zugleich ein Princip der Mannichfaltigkeit, das als Stoff jenem als Form untergeordnet werden muß. Es iſt durchaus nothwendig, daß das Mannichfaltige eben ſo urſprünglich in der menſchlichen Vernunft angenommen werde, als die Einheit. Das Endliche muß als gleich ewig mit dem Unendlichen gelten. Es iſt nicht ein objectiver Unterſchied der Realität zwiſchen beiden, ſondern nur ein ſubjectiver der Erkenntniß. Und in der That haben wir auch oben gefunden, daß dem Princip der abſoluten Identität noch gleich urſprünglich und unmittelbar der als nothwendig vorausgeſetzte Gegenſatz des Subjectiven und Objectiven zu Grunde liegt. Schelling ſelbſt aber bringt unbewußt zur abſoluten Identität das Differente

durch Erfahrung hinzu. Hieraus erklärt ſich aber, wie verſchieden die Reſultate waren, die aus dem Identitätsſyſtem hervorgingen. Aus der Identität ſelbſt, ſahen wir, läßt ſich nichts ableiten, weil ſie keine Realität hat. Es war alſo ganz zufällig und willkürlich, woher der Stoff für das Mannichfaltige genommen ward, und jenachdem dieſer aus der äußern oder innern Wahrnehmung gewählt wurde, neigte ſie ſich entweder mehr auf die realiſtiſche oder die idealiſtiſche Seite. So ſehen wir ſtreng idealiſtiſche Syſteme eben ſowohl als materialiſtiſche aus der Identitätslehre hervorgehen, und das ſtete Schwanken zwiſchen dieſen beiden Seiten macht hauptſächlich den Charakter der Geſchichte dieſer Lehre aus. In Schelling ſelbſt wechſelte in verſchiedenen Lebensperioden der Idealismus mit dem Materialismus, und ſeine Schüler theilten ſich nach dieſen beiden Seiten in Parteien.

Einen Verſuch, dieſe Spaltungen zu heben und überhaupt der Identitätslehre mehr Feſtigkeit und Beſtimmtheit zu geben, machte ein Schüler Schelling's, Hegel. Die Quelle des Willkürlichen und Schwankenden in der Schelling'ſchen Philoſophie ſah Hegel in der intellectuellen Anſchauung, welche das Abſolute nur vorausſetzte, und dadurch einem der ſtrengen Wiſſenſchaftlichkeit fremden Gefühl Raum gab. Hegel ſucht ſich über die intellectuelle Anſchauung zu erheben durch den Begriff. Er verlangt, daß auch das Abſolute im Begriff gefaßt werde. Dadurch wurde die Logik Grundlage der Philoſophie, die bei ihm aber nicht bloße Formenlehre, ſondern eigentliche Metaphyſik iſt. Logik iſt bei Hegel Wiſſenſchaft der reinen Idee, welche Inhalt und Form als identiſch begreift, oder Wiſſenſchaft der abſoluten Vernunft. Er unterſcheidet ſein Syſtem als abſoluten Idealismus von dem Fichte'ſchen als ſubjectivem und von dem Schelling'ſchen als objectivem Idealismus. Ob ſich nun aber Hegel damit wirklich weſentlich über ſeinen Lehrer Schelling erhoben habe, ob er dem Willkürlichen und Unbegründeten in deſſen Lehre wirklich abgeholfen habe, dies möchte ſehr zu bezweifeln ſeyn. Denn eine Wiſſenſchaft der reinen Idee und eine abſolute Vernunft beruht doch auch wieder auf nichts anderem als auf einer Vorausſetzung, die nicht beſſer begründet iſt, als die intellectuelle Anſchauung. Menſchliche Vernunft iſt immer bedingte Vernunft, und darum iſt menſchliche Wiſſenſchaft nicht als abſolute Wiſſenſchaft denkbar. Die Idee ſelbſt, das wahre Weſen der Dinge, das Abſolute, iſt über allen Begriff, der nur das Endliche erfaſſen kann. Darum wird es ſtets ein vergebliches Bemühen ſeyn, das Abſolute im Begriffe zu faſſen und zu einer abſoluten Wiſſenſchaft zu erheben. Das reine Be-

greifen des Abſoluten iſt ganz eben ſo undenkbar, als das reine Anſchauen.

Betrachten wir nun dieſen neuen Dogmatismus in ſeinem Verhältniß zur Moral. Zur Begründung einer Moral iſt unumgänglich nothwendig, daß Endliches und Unendliches als gleich urſprünglich in der menſchlichen Natur geſetzt werden. Zur Bildung des Begriffs des Sittlichen gehört die Freiheit, als das Vermögen und die Sphäre der Sittlichkeit, aber auch die Natur, als das Subſtrat und der Gehalt der Sittlichkeit. Freiheit ohne Natur iſt nur formelle Freiheit, nur leerer Begriff, ohne Leben und Gehalt. Sittlichkeit ſetzt ein der Freiheit Widerſtrebendes, ein Böſes voraus, und deſſen Urſprung iſt nur denkbar aus der Natur. Perſönlichkeit und Individualität ſind nothwendig bei der Sittlichkeit, und dieſe ſind ohne Beſchränkung, ohne Endlichkeit nicht möglich. Die Nachweiſung beider, des Endlichen wie des Unendlichen, der Natur wie der Freiheit, als gleich urſprünglich in der menſchlichen Natur, war, wie oben gezeigt wurde, nur dem Kriticismus gelungen, während der Dogmatismus immer einſeitig bald von dem Endlichen bald von dem Unendlichen ausging, und ſo bald die Freiheit bald die Natur vernichtete. Der alte Dogmatismus, deſſen Empirismus conſequent in Materialismus ausging, hebt die Freiheit auf, und vernichtet damit theils das Vermögen der Sittlichkeit, und wird Determinismus, theils die Sphäre derſelben, die Idee, und wird empiriſcher Eudämonismus. Der neue Dogmatismus dagegen (Fichte's), welcher die Natur vernichtet, beraubt dadurch die Sittlichkeit entweder ihres Gehalts und Lebens, und wird leerer Formalismus, oder ſie tritt im Kampf auf gegen alles was Natur heißt, und wird ſo moraliſcher Myſticismus und Rigorismus, vernichtet aber auch zugleich wieder das Weſen der Freiheit, von der er ausgeht, durch eine intelligible Nothwendigkeit, und endet ſo in intelligibeln Fatalismus. Alle dieſe Erſcheinungen finden wir in Fichte. Sucht nun aber eine dritte Art von Dogmatismus ſich über beide einſeitige Richtungen zu erheben, ſo geſchieht dies nur dadurch, daß er beide zugleich für nichtig erklärt, alſo Freiheit und Natur zugleich aufhebt. So geſchieht es in der Identitätslehre. Indem nach ihr Endlichkeit und Ewigkeit an ſich nichts ſind, und nur etwas ſind, inſofern ſie beide Eins ſind, werden ſie beide zugleich, als urſprüngliches Seyn, vernichtet. Und ſo wird auch die Moral von beiden Seiten zugleich vernichtet, und damit Myſticismus und Materialismus, intelligibler und empiriſcher Fatalismus zugleich begründet. In der Ausführung für die Moral jedoch neigt ſich die Identitätslehre immer auf eine Seite, entweder die reale, als

Materialismus und Eudämonismus, oder die ideale, als Myſticismus.

Wir haben nun näher im Einzelnen zuzuſehen, wie die Moral ſich auf dieſer ſpeculativen Grundlage geſtaltete.

Bei Reinhold, mit dem wir hier den Anfang zu machen hätten, zeigt ſich in der Moral nichts Eigenthümliches. Er iſt ſich ſeines veränderten ſpeculativen Standpuncts noch zu wenig ſelbſt bewußt, als daß er davon einen Einfluß auf das Praktiſche hätte ahnen können, und in der Meinung, von den Grundſätzen Kant's eigentlich nicht abgewichen zu ſeyn, ſondern ſie nur vollſtändiger ausgebildet zu haben, blieb er in der Moral ganz noch bei Kant ſtehen. Wir gehen alſo ſogleich zu Fichte fort, bei dem ſich zwar ebenfalls in der Ausführung der Einfluß des neuen Dogmatismus nicht vollſtändig entwickelt hatte, bei dem aber der zu einem Grade der Vollkommenheit fortgeſchrittene Idealismus ſich doch ſchon deutlicher in ſeiner Anwendung auf die Moral darſtellen läßt.

Ihrer Tendenz nach ſchien die Fichte'ſche Philoſophie mehr als irgend eine andere geeignet die Sittlichkeit zu begründen. Von Freiheit ging ſie aus, und bei Freiheit, als einziger Realität, endigte ſie. Der Widerſpruch der Natur gegen die Freiheit iſt gelöſt, denn die Natur iſt vernichtet, und es gibt nun nichts mehr, was der Freiheit Schranken ſetzen, alſo nichts was der Realität der Sittlichkeit entgegenſtehen könnte. Auch der Empirismus vermag nichts mehr über das Gebiet der Moral, denn mit der Realität der Natur iſt das Reich der Erfahrung vernichtet, und das Sittliche ſteht als ein ideales Seyn da. Realität und Reinheit des Sittlichen iſt alſo gleichwohl geſichert in dem Syſtem Fichte's. So ſcheint es, aber ſo iſt es nicht. Dagegen ſpricht ſchon ſein dogmatiſcher Charakter. Dogmatismus iſt allein auf das Wiſſen gerichtet, er hat kein anderes als ein ſpeculatives Intereſſe, und praktiſches Philoſophiren iſt ihm fremd. Theoretiſche Vernunft kann nur ein Seyn begründen, ein Sollen muß unmittelbar aus praktiſcher Vernunft hervorgehen. Theoretiſche Philoſophie kann nur das Mannichfaltige unter eine Einheit faſſen, nur als Nothwendiges aufweiſen, Freiheit aber wird nur in der praktiſchen Philoſophie gefunden. Praktiſches Vermögen der Vernunft, ſo wie ein unbedingtes Sollen und die Freiheit, laſſen ſich nur in innerer Wahrnehmung, kritiſch, als unmittelbares Eigenthum der Vernunft, deduciren, niemals aber ſynthetiſch aus einem Höheren ableiten, wie der Dogmatismus verſucht. Es ſpricht aber auch ferner dagegen der Idealismus Fichte's. Aller Dogmatismus geht in einer zweifachen Richtung auseinander, und eben dieſe Einſeitigkeit

iſt ein zweites Hinderniß der Begründung des Sittlichen. Sey es, daß er ſich als Idealismus oder als Realismus äußere, immer fehlt ihm einer der Beſtandtheile, Geiſt oder Natur, welche für das Weſen des Sittlichen erfordert werden. Von dem Idealismus iſt ſchon oben im Allgemeinen gezeigt worden, wie er als ſolcher nicht allein theoretiſch ſich ſelbſt vernichte und in bloßen Schein auflöſe, ſondern auch praktiſch die Moral von Grund aus zerſtöre, und nur durch Inconſequenz ſich entweder als Formalismus oder als Myſticismus zu retten ſuche, und dafür finden wir jetzt bei Fichte ein einleuchtendes Beiſpiel. Denn zwiſchen der ſpeculativen Begründung der Moral und der Darſtellung und Ausführung derſelben iſt bei ihm ein großer Unterſchied, ja ſelbſt Widerſpruch. Während er rein ſpeculativ in ſeiner Wiſſenſchaftslehre: „Ueber den Begriff der Wiſſenſchaftslehre," Weimar 1794; — „Grundlage der geſammten Wiſſenſchaftslehre," Leipz. 1794; — „Grundriß des Eigenthümlichen der Wiſſenſchaftslehre," Jena 1795, einen ſtrengen Idealismus aufbaut, von dem das praktiſche Element ganz ausgeſchloſſen iſt, und dieſen Idealismus nur durch Myſticismus in der Beſtimmung des Menſchen: „Ueber die Beſtimmung des Menſchen," Berlin 1800, praktiſch zu deuten weiß, verläßt er in ſeinem Syſtem der Sittenlehre: „Syſtem der Sittenlehre," Jena und Leipz. 1798 (vergl. damit: „Grundlage des Naturrechts," Jena 1796 — 97) den Grund der Wiſſenſchaftslehre, die er nur ſcheinbar durch einige Formeln feſtzuhalten ſich das Anſehn gibt, und des Idealismus, und bildet nur, das dogmatiſche Begriffsweſen beibehaltend, den Kant'ſchen Formalismus noch ſtrenger zu einem formalen Rigorismus aus.

Wollen wir alſo zuerſt den Idealismus Fichte's für ſich in ſeiner Beziehung zur Moral kennen lernen, ſo müſſen wir uns dafür zuerſt allein an ſeine ſpeculative Philoſophie, wie er ſie in ſeiner „Wiſſenſchaftslehre" und in ſeiner „Beſtimmung des Menſchen" ausgeführt hat, halten, und das „Syſtem der Sittenlehre" als beſonderes Werk für ſich betrachten.

Dafür haben wir vorzüglich zwei Fragen zu beantworten, nämlich 1) wie läßt ſich eine objective Welt mit dem Idealismus vereinigen? 2) iſt die Freiheit durch denſelben ſicher geſtellt?

Der ſichtbarſte Mangel des Idealismus iſt der der Realität einer objectiven Welt, denn er vernichtet ſie abſichtlich. Fichte erklärt in der „Beſtimmung des Menſchen" (S. 74 fg.): alle äußere Wahrnehmung ſey nur Modification des Ich ſelbſt. Indem ich alſo mir des Sehens, des Fühlens ꝛc. bewußt werde, ſey es nichts als eine Beſtimmung meiner ſelbſt, der ich mir bewußt werde. Nur meinen eigenen Zuſtand nehme ich alſo in jeder

Wahrnehmung wahr. Alles was ich Gegenstand und Grund der Empfindung nenne, ist etwas nach einem ursprünglichen Gesetz meines Geistes durch mich selbst in mich Gesetztes. Alles Wissen ist nur ein Wissen von mir selbst, und ich komme sonach aus dem Selbstbewußtseyn gar nicht heraus. Das Ding außer mir bin ich selbst; ich bin selbst vor mich selbst hingestellt und aus mir selbst herausgeworfen. Mein Bewußtseyn der Außenwelt ist ein Herausschauen meiner selbst aus mir selbst, ein Heraustragen meiner selbst aus mir selbst. Darum ist das Ding für mich durchaus erkennbar, weil ich es selbst bin; weil ich darin nur mein eigenes Empfinden anschaue. Demnach wird das Bewußtseyn des Seyns außer mir nicht nur jederzeit von dem Bewußtseyn meiner selbst begleitet, sondern das Erstere auch durch das Letztere bestimmt. — Es beruht aber diese idealistische Erklärung einer objectiven Welt erstlich auf der psychologisch unrichtigen Voraussetzung, daß alles Wissen immer mit Bewußtseyn dieses Wissens nothwendig verbunden sey. Die innere Beobachtung zeigt im Gegentheil sehr häufig, daß ich weiß, ohne wieder zu wissen, daß ich weiß. Damit fällt nun aber auch die daraus gezogene Folgerung, daß alles Wissen nur Wahrnehmung meines Wissens, also meines eigenen Zustandes sey, und daß die äußern Wahrnehmungen von den innern wesentlich verschieden und mit ihnen gleich ursprünglich seyen. Das ganze Raisonnement beruht aber auch ferner auf einem unbewiesenen und unbeweisbaren dogmatischen Satz. Denn von dem von der gesunden Vernunft anerkannten Satze, daß die objective Welt durch mich als selbstthätiges Wesen bedingt sey, zu dem, daß sie durch mich allein bestimmt, daß ich der alleinige Realgrund derselben sey, geht Fichte durch einen Sprung über, der mit nichts gerechtfertigt werden kann. Statt der bildenden Thätigkeit des Geistes, die der Kriticismus annimmt, geht Fichte's dogmatischer Idealismus zu einer schaffenden des Geistes über, woraus Form und Materie aller Dinge in einem und demselben Act hervorgeht. Allein es ist und bleibt ein vergebliches Bemühen, aus der bloßen Selbstthätigkeit des Ich ein sie wieder nothwendig Beschränkendes abzuleiten. Auch verzichtet Fichte darauf, sich der schaffenden Thätigkeit des Geistes bewußt zu werden, und läßt sie also, als unbewußt, auch unerwiesen oder unbegründet. Etwas, dessen ich mir gar nicht bewußt werden kann, läßt sich gewiß nicht als Erklärungsgrund für die objective Welt gebrauchen, und so bleibt dies ohne Zweifel im Idealismus unbegründet. Die Moralität aber bedarf für ihre Realität nothwendig auch der Realität einer objectiven Welt. Ein reales Handeln setzt auch ein reales Object des Handelns voraus, und das Handeln selbst verliert

seine Realität, wenn ihr Object nur Schein und Trug ist. Handeln setzt ein Interesse für eine Realität voraus, die ich hervorbringen will, und dieses Interesse ist nicht möglich ohne den Glauben, daß es etwas Reales gebe, welches durch mein Handeln hervorgebracht werden kann. Es wäre Unsinn, zu wollen, ohne Etwas zu wollen, zu handeln, wenn es nicht einen Erfolg meines Handelns geben könnte. Ein großer Theil der Pflichten entsteht ferner nur aus dem Recht auf eine reale Materie, aus der Idee des Besitzes, und die Realität des Rechts auf den Besitz von etwas außer mir wird zerstört, wenn nichts Reales außer mir existirt, sie wird selbst in Schein und Täuschung verwandelt, wenn alles außer mir nur Schein und Täuschung ist. Doch die Idee des Rechts wird noch vollständiger durch den Idealismus vernichtet, denn es gibt nach ihm kein vernünftiges Wesen außer mir. Ich kann in keinem Objecte ein freies und vernünftiges Wesen anerkennen, denn ich selbst habe es geschaffen durch meine Vorstellung, es ist nichts als Modification meines Ich, ohne eigenes Seyn. Damit geht also das freie Verhältniß zwischen mir als freiem Wesen und andern freien Wesen außer mir, und die moralische Verpflichtung gegen andere moralische Wesen zu Grunde, und die Moralität wird ihrer Objecte und ihrer Sphäre beraubt. Ja selbst das Handeln als solches, ohne Rücksicht auf seine Objecte, verliert seine Realität, insofern das Handeln ein Objectivwerden meiner selbst ist, und darum mein Ich selbst durch das Handeln nach dem Idealismus in Schein übergeht. Wenn ich handeln soll, so muß ich mir selbst eine reelle Thatkraft zuschreiben, d. h. ein Vermögen, mein Wollen objectiv darzustellen. Objectiv aber gibt es nach dem Idealismus nichts, es gibt also für ihn auch keine reelle Thatkraft. Damit aber wird die Realität des Ich und der Freiheit selbst untergraben, und wir werden nun bei der Beantwortung der zweiten Frage, nach der Realität der Freiheit, noch genauer sehen, daß auch diese nicht mit dem Idealismus vereinbar ist, so große Ansprüche er auch machen mag, gerade diese am sichersten begründet zu haben.

Um diese zweite Frage zu beantworten, müssen wir zuerst den Begriff und das Wesen der Fichte'schen Freiheit genauer betrachten. Es muß uns hier darum zu thun seyn, zu erfahren, ob dasjenige, was Fichte unter Freiheit versteht, und was er daher in seinem idealistischen System begründet zu haben meint, wirklich die moralische Freiheit sey, die wir hier brauchen. Um dies zu erfahren, müssen wir auf den Ursprung des Fichte'schen Idealismus zurückgehen. Wir lernten aber als die Quelle desselben die Verwechselung der Kritik mit Philosophie, der innern Wahrnehmung mit reiner Vernunfterkenntniß (intellectuelle An-

ſchauung) kennen. Hiernach hielt er den Gegenſtand der innern Wahrnehmung, die innere Natur, für das ideale Seyn, und der Gegenſatz von Seyn und Erſcheinung fiel ihm zuſammen mit dem Gegenſatz von innerer und äußerer Natur. Hieraus entſtand nun auch ſein Begriff von Freiheit, die er in der innern Natur ſtatt im Seyn an ſich ſuchte. Der Gegenſatz zwiſchen Freiheit und Natur wurde für ihn Eins mit dem Gegenſatz zwiſchen innerer und äußerer Thätigkeit, und innere Thätigkeit wurde für ihn Freiheit. So iſt aber dieſe Freiheit noch Eins mit Natur, denn innere Thätigkeit gehört nicht weniger der Natur an, als die äußere, nämlich der innern Natur, und dieſe Freiheit ſteht gar nicht im Gegenſatz mit Natur und Nothwendigkeit. Die moraliſche Freiheit iſt dies gewiß nicht, denn dieſe ſteht außer und über der Natur, denn die Sittlichkeit macht Anſprüche, die unabhängig von der Natur und der Erfahrung ſind, und ſpricht ſich in einem unbedingten Sollen (kategor. Imp.) aus. Dies ſetzt alſo in der Freiheit eine über die Natur hinausgehende, ideale Kraft voraus, ſie gehört nicht der Erſcheinung und der Natur, ſondern dem idealen Seyn an ſich an. Die Fichte'ſche Freiheit iſt nur pſychologiſche Freiheit, innere Selbſtthätigkeit, die er mit metaphyſiſcher oder transſcendentaler Freiheit verwechſelt hat. Denſelben Fehler haben wir ſchon oben bei Jacobi gerügt.

Schon dieſer Urſprung des Fichte'ſchen Idealismus aus innerer Wahrnehmung, und dieſe Gründung der Freiheit auf innere Natur läßt ſchließen, daß Fichte die Freiheit nicht begründen konnte, ſo ſehr er auch Anſprüche machte, gerade ſie durch ſeinen die Natur vernichtenden Idealismus begründet zu haben. Allein Fichte überſah ganz, daß die innere Natur nicht weniger der Nothwendigkeit unterworfen ſey, als die äußere, und daß er alſo die Freiheit auf innere Naturnothwendigkeit baut und ſie ſo ſelbſt vernichtet. Er glaubte, aller Fatalismus komme nur von äußerer Natur her, und meinte daher die Anſprüche deſſelben ganzlich zu ſtürzen, wenn er ſtatt von dem Endlichen von dem Unendlichen, ſtatt von der Natur von der Freiheit unmittelbar anfange. Aber wo er ſich über die Natur zu erheben meint, da geht er nur von äußerer Natur zu innerer Natur über, nie zur Freiheit. Und ſo war auch mit ſeiner Umdrehung des Ganges der Speculation gar nichts gegen den empiriſchen Dogmatismus gewonnen, denn er fiel dafür in einen idealiſtiſchen Dogmatismus. Während der Empirismus die Freiheit durch eine objective Welt von außen beſchränkt und mit dieſer die Freiheit nicht vereinigen kann, beſchränkt Fichte ſeine Freiheit nicht weniger durch eine innere, nothwendige und bewußtloſe Thätigkeit des Ich, welches ſich ſelbſt ein Nicht-Ich entgegenſetzt. Statt ſonſt außerhalb des Ich, iſt die Beſchränkung jetzt innerhalb

des Ich. Statt des empiriſchen Fatalismus des alten, empiriſchen Dogmatismus, begründet der neue, idealiſtiſche Dogmatismus Fichte's einen intelligiblen Fatalismus. Das Ich muß ſich ein Nicht-Ich entgegenſetzen, es iſt alſo eben ſo wenig frei, als wenn dem Ich ein Nicht-Ich als gegeben entgegenſteht. So wendet ſich alſo die Vernichtung des Lebens und Seyns, die Fichte über die ganze äußere Natur ausgegoſſen hat und vor der er alles innere Leben ſorgfältig zu bewahren ſuchte, dennoch unwiderſtehlich auf dieſes ſelbſt zurück, von dem es ausgegangen iſt. Fichte triumphirt darüber, der Natur und der Nothwendigkeit ihre Furchtbarkeit genommen zu haben: denn nach ihm iſt die Nothwendigkeit nur Product unſeres eigenen Denkens, und es wäre Thorheit, ſein eigenes Geſchöpf zu fürchten. Aber er hüte ſich, daß ſein eigenes Geſchöpf ihn nicht dennoch vernichte, daß nicht die Nothwendigkeit ſich gegen das innere Weſen zurückwende und dieſes zerſtöre. Ich ſelbſt bin ſo nur Geſchöpf meines Denkens, ohne Seyn, denn ich denke mich ſelbſt, und was ich denke, das ſchaffe ich erſt durch Denken. Freiheit und Perſönlichkeit werden im Erkennen nicht weniger objectiv; alles Objective aber iſt nur Schein, die Vernichtung des Seyns in der äußern Natur ereilt alſo auch das ideale Seyn, und der Idealismus führt das Princip ſeiner Vernichtung in ſich ſelbſt, er hebt ſich ſelbſt auf.

Aus dieſer Selbſtvernichtung des Idealismus wird keine andere Rettung gefunden, als durch Myſticismus. Es liegt ſchon an ſich in dem Idealismus eine Neigung zum moraliſchen Myſticismus. Nur das Intelligible hat nach ihm Realität, alles Empiriſche iſt nur Bild und Schein. Dadurch kehrt ſich der Idealismus von der natürlichen Sphäre des ſittlichen Handelns, der Sinnenwelt ab, zu einer eingebildeten überſinnlichen Welt, in welcher er nichts wirken kann; er kämpft gegen allen Einfluß der Sinnenwelt auf ſeinen Geiſt, und läßt einſeitig nur das Geiſtige gelten. So entſteht ein rigoriſtiſcher Kampf gegen die Natur, der zuletzt in Möncherei und Phantaſterei endigen wird. Auch Fichte war nicht frei von dieſem moraliſchen Myſticismus. Auch er ſelbſt ſah die Unmöglichkeit ein, aus der reinen ſpeculativen Grundlage ſeines Idealismus eine Moral hervorzubringen, und er fühlte vorzüglich das Bedürfniß, eine Sinnenwelt mit dem Idealismus in Verbindung zu ſetzen. Deswegen verließ er ganz das Gebiet der Speculation und flüchtete zu einem praktiſchen Intereſſe, das ganz unbegründet durch die Speculation einen Glauben erzeugt, der von dem Wiſſen nicht allein ganz unabhängig, ſondern mit dieſem auch ſelbſt im Widerſpruch iſt. So ſtellte er den Glauben unbedingt über das Wiſſen, und ver-

nichtete das Wiſſen durch den Glauben. Die Schwierigkeiten, welche der Vereinbarung des Idealismus mit der Moral entgegenſtehen, werden auf dieſe Weiſe allerdings leicht gehoben, denn ſie werden mit dem Schwerte zerhauen. Was das Wiſſen nicht leiſten kann, das wird, abgeſehen ob es mit dem erſtern übereinſtimmt, im Glauben unmittelbar geſetzt; was namentlich zur Begründung einer Moral Bedürfniß iſt, das wird, vermöge des praktiſchen Intereſſe, leicht ergänzt. So deducirt denn Fichte neben ſeinem Idealismus in ſeinem Glaubensſyſtem aus dem praktiſchen Intereſſe nicht allein die Realität einer gegenwärtigen Sinnenwelt, ſondern auch die Realität einer künftigen Sinnenwelt, und einer durchaus überſinnlichen Welt. Freilich mangelt es dieſem Glauben gänzlich an einem feſten Grunde. Das praktiſche Intereſſe und das Gewiſſen, auf welche Fichte ſein Glaubensſyſtem gebaut hat, ſind keineswegs begründet in dem dogmatiſchen Idealismus. Als Dogmatismus iſt er nur auf das Wiſſen allein gerichtet, alles praktiſche Intereſſe iſt ihm fremd. Das praktiſche Intereſſe der Vernunft iſt eine Thatſache der innern Wahrnehmung, und es iſt eine große Inconſequenz Fichte's, daß er dieſe ſo ohne allen Zuſammenhang mit ſeinem Syſtem geradezu als nothwendig gelten läßt; es mag dies als ein Beweis gelten, wie wenig ſich das Sittliche conſequenterweiſe mit Fichte's Idealismus vereinigen laſſe, und daß dies nur durch einen ſolchen Machtſtreich möglich war. Wenn nach dem Idealismus alle Vorſtellungen nur Bilder, nur Schein ſind, warum ſind es denn nicht auch die Vorſtellungen des praktiſchen Intereſſe und des Gewiſſens? Wenn alle andern Vorſtellungen ohne Realität ſind, warum ſind denn gerade dieſe davon ausgenommen? was nöthigt uns alſo gerade dieſen zu folgen? Iſt das Syſtem des dogmatiſchen Idealismus einmal wahr, ſo muß ich ihm folgen, und ich kann nicht daneben eine andere Wahrheit des Glaubens gelten laſſen, die mit ihm nicht übereinſtimmt. Ueberdies aber enthält das Gewiſſen für ſich gar keine Erkenntniſſe, aus ihm kann alſo auch nicht die Realität gewiſſer Gegenſtände, noch weniger eine gewiſſe Beſchaffenheit derſelben dargethan werden. Fichte ſagt zwar, das Gewiſſen gebietet mir gewiſſe Gegenſtände als real zu behandeln, es gebietet mir z. B. gewiſſe Objecte als vernünftige und freie Weſen zu achten, andere erlaubt es als Mittel für meine Zwecke zu gebrauchen, es ſagt alſo damit aus, daß die Außendinge real ſind, daß gewiſſe Objecte Vernunft und Freiheit haben ꝛc. Allein die Wahrheiten, die das Gewiſſen enthält, ſind nur hypothetiſche Wahrheiten. Es beſtimmt mir nur eine gewiſſe Handelsweiſe, nicht aber den Gegenſtand des Handelns. Sein Gebot erſtreckt ſich keineswegs über mein Erkennen, ſondern

geht nur auf die Behandlung der Gegenſtände, die ich erkannt habe. Gebietet mir z. B. das moraliſche Bewußtſeyn gewiſſe Weſen als frei und vernünftig zu achten, ſo gebietet es damit keineswegs dieſe Weſen als ſolche zu beurtheilen, ſondern nur, ſie als ſolche zu behandeln, wenn ich ſie, meinem Urtheil nach, für ſolche halte. Eben ſo gebietet mir mein moraliſches Bewußtſeyn nicht, gewiſſe Gegenſtände für reelle, vernunftloſe Dinge zu halten, ſondern nur, wenn gewiſſe Dinge vernunftlos und reell ſind, ſie als Mittel meinen ſinnlichen Zwecken gemäß zu behandeln. Dieſer Fichte'ſche Glaube aber iſt ein reiner Gewiſſensglaube, der auf einer pſychologiſchen Unmöglichkeit beruht. Ich glaube hier nicht was ich muß, nicht wovon mir meine Vernunft nothwendig die Ueberzeugung aufdrängt, ſondern was ich will und ſoll. Es hängt hier alſo von mir ſelbſt ab, ob ich von einer Wahrheit überzeugt ſeyn will oder nicht, ja es wird ſogar Gewiſſensſache, ob ich dies oder jenes für wahr halte. Ich kann alſo, nach dieſer Anſicht, die Ueberzeugung des Menſchen einer moraliſchen Beurtheilung unterwerfen, kann es ihm ſittlich zurechnen, wenn er im Irrthum iſt. Es liegt dieſer Behauptung allerdings auch ein wahrer Gedanke zum Grunde, nämlich der, daß der Glaube ein reflectirtes Fürwahrhalten iſt. Dies heißt aber nur, des Glaubens werden wir uns nur durch Reflexion bewußt, aber nicht, der Glaube wird durch Reflexion hervorgebracht. Die Verwechſelung dieſer beiden Begriffe aber iſt es, was Fichte's Irrthum hervorbrachte. Das thätige Princip der Reflexion iſt nämlich der Wille, d. i. die willkürliche Thätigkeit des Verſtandes. Dieſe machte man irrig zur Quelle des Glaubens, obgleich ſie ihn nur zum Bewußtſeyn bringen kann. Wenn daher Kant ſeinen Glauben auf den Schluß gründet: was ich ſoll, das muß auch möglich ſeyn, nun iſt es aber nicht möglich, ohne Gott, Unſterblichkeit ꝛc. meine ſittliche Beſtimmung zu erfüllen, alſo glaube ich daran, — ſo darf dies nicht als ein wirklicher Beweis für das Daſeyn Gottes, für die Unſterblichkeit ꝛc. angeſehen werden, ſondern der Glaube daran wird als unmittelbare Erkenntniß der Vernunft vorausgeſetzt, und wir werden uns deſſelben durch jene Reflexion erſt bewußt. Es ergibt ſich daraus, was ſich eigentlich ganz von ſelbſt verſtehen ſollte, daß der Glaube nicht mit dem Wiſſen im Widerſpruch ſtehen dürfe, ſondern daß der Glaube uns erſt durch das Wiſſen zum Bewußtſeyn kommen muß. Fichte aber wirft das Wiſſen geradezu weg, und ſtellt dann aus reiner Willkür einen von jenem ganz unabhängigen Glauben auf. Das Widerſinnige dieſes Glaubens ſpringt deutlich in die Augen. Es hängt ganz und gar nicht von mir ab, was ich glauben wolle, kein

ſittliches Gebot kann mir alſo eine Ueberzeugung aufdringen. Noch weniger aber kann ich jemals glauben, wovon ich das Gegentheil ſchon weiß. Es iſt offenbar, daß dieſe Begründung des Glaubens das Wiſſen vernichtet und in einen ſinnloſen Myſticismus führt. Und dies bewährt ſich uns deutlich in den Folgerungen, die Fichte aus dieſem Glauben zieht. Das Hauptreſultat dieſes Glaubens, die Realität der Sinnenwelt, ſteht in geradem Widerſpruch mit dem dogmatiſchen Idealismus. Fichte geſteht ſelbſt, daß ſein dogmatiſcher Idealismus die Bedürfniſſe des praktiſchen Intereſſe nicht befriedigen könne und ſelbſt ihm entgegenſtehe, und dennoch läßt er ihn als Speculation, als Wiſſen ſtehen. Gibt es zwei Wahrheiten, eine ſpeculative und eine praktiſche? Iſt das die Vereinigung der theoretiſchen und praktiſchen Vernunft, die Fichte an Kant vermißte und die er durch ſeine Wiſſenſchaftslehre zu ſchaffen verheißt? Fichte hat die Realität der Sinnenwelt keineswegs dargethan, er hat ſie auf nichts als blinden Glauben und Myſticismus gegründet. Aber er hat ihr Verhältniß zur Moralität und zu den ewigen Zwecken des Menſchen auch ganz falſch aufgefaßt. Nach Fichte nämlich hat das gegenwärtige Leben nicht ſeinen Zweck in ſich ſelbſt, ſondern in einem künftigen Leben; das gegenwärtige Leben verhält ſich alſo zu einem künftigen wie Mittel zum Zweck. Aber damit würde die Sittlichkeit ihre Bedeutung verlieren. Sittlichkeit iſt nur, wenn das gegenwärtige Leben ſeinen Zweck in ſich ſelbſt hat; denn ſie hört auf ein Selbſtzweck zu ſeyn und ſinkt zu einem bloßen Mittel für einen zukünftigen Zweck herab, wenn dieſes Leben keinen Zweck für ſich hat. Fichte verwechſelt hier aber die Begriffe der Ewigkeit und Zukunft. Allerdings hat das gegenwärtige Leben ſeinen wahren Zweck in der Ewigkeit, denn es iſt nur Erſcheinung des ewigen Seyns, und nicht dieſe Erſcheinung, ſondern das ihm zum Grunde liegende ewige Seyn hat den Zweck. Aber dies wahre Seyn der Dinge wird nicht weniger in der Gegenwart als in irgend einer Zukunft zur Erſcheinung, denn die Ewigkeit liegt außer und über aller Zeit; die Zwecke des wahren Seyns und der Ewigkeit gehören alſo nicht weniger dem gegenwärtigen als jedem zukünftigen Leben an. Wenn alſo Fichte die Zwecke der Ewigkeit nur in einer Zukunft ſucht, ſo zieht er die Ewigkeit doch wieder in die Zeit herab, und vernichtet dadurch den Werth des gegenwärtigen Lebens. Der Schluß Fichte's, daß es eine künftige Sinnenwelt geben müſſe, weil unſer ſittliches Handeln in dieſer Welt ohne Erfolg für die ſittlichen Zwecke bleibe, iſt durchaus nicht auf unſer ſittliches Bedürfniß gegründet; denn für das Sittliche, das dem wahren Seyn der Dinge angehört, bedarf es gar nicht eines

ſichtbaren Erfolges für die Erſcheinungswelt, und überdies könnten die ſittlichen Zwecke auch in einer künftigen Sinnenwelt nie vollſtändig zur Erſcheinung gebracht werden, eben weil es Sinnenwelt und Erſcheinung ſeyn würde. Eine Sinnenwelt aber, die außerhalb unſerer ſinnlichen Wahrnehmung liegt, liegt auch außerhalb der Grenzen unſerer Erkenntniß überhaupt, und nur der Myſticismus kann es wagen, die Erkenntniß bis in dieſe Regionen des Unbegreiflichen auszudehnen. Noch myſtiſcher aber, denn noch willkürlicher erdichtet iſt die Vorſtellung, die ſich Fichte von einer *überſinnlichen, reingeiſtigen Welt* macht. Er betrachtet dieſe keineswegs als den Grund und das Weſen der Sinnenwelt, als das Seyn der Erſcheinung, ſondern er legt ihr ein von der Sinnenwelt ganz verſchiedenes Seyn bei und trennt das Seyn ganz von der Erſcheinung; er bleibt nicht bei der blos negativen Auffaſſung des Seyns an ſich im Glauben ſtehen, ſondern er legt dem Ueberſinnlichen poſitive, für ſich beſtehende Prädicate bei, die von keiner Kritik in der Vernunft gefunden und nur durch reine Willkür fingirt werden können. Dahin gehört z. B. die Behauptung, daß der reine Wille die Cauſalität einer Reihe von Folgen ſey, die durch das ganze unſichtbare Reich der Geiſter hindurchlaufen. Nichts nöthigt uns zu dieſer Annahme, da der reine Wille höchſtes Gut für ſich iſt, der Erfolg nur der Erſcheinung, nicht dem Seyn an ſich angehört. Die Begriffe von Urſache und Folge dürfen überdies nicht in das Ueberſinnliche als Seyn an ſich übergetragen werden. Indem ſo die Sphäre der Sittlichkeit in eine überſinnliche, unbegreifliche Welt verſetzt wird, deren Zwecke uns ewig dunkel und unbekannt bleiben und zu deren Realiſirung wir durch einen dunkeln Trieb des Gewiſſens bewußtlos angetrieben werden, wird die Sittenlehre dem wirklichen Menſchenleben entzogen, und in eine *myſtiſche, geheimnißvolle Schwärmerei* verwandelt. Eine wiſſenſchaftliche Darſtellung der Sittenlehre nach *menſchlichen* Zwecken kann ſo nicht mehr ſtattfinden, denn menſchliche Zwecke ſind nicht die Zwecke des Sittlichen; eine wiſſenſchaftliche Behandlung der Sittenlehre iſt alſo überhaupt nicht möglich, weil die ſittlichen Zwecke einer Welt angehören, von der ich nichts wiſſen kann, weil alſo die ſittlichen Zwecke mir in ewiges Dunkel gehüllt ſind.

Ueber das, was von dem Myſticismus Fichte's geſagt worden iſt, kann man die ausführliche Kritik von Fichte's Beſtimmung des Menſchen von C. C. E. Schmid, in deſſen „Aufſätzen philoſophiſchen und theologiſchen Inhalts," Bd. 1, Jena 1802, vergleichen, wo dieſe Seite des Fichte'ſchen Idealismus ſchon aufgedeckt worden iſt.

Man darf jedoch keineswegs glauben, daß Fichte ſelbſt die Sittenlehre nach dieſer myſtiſchen Anſicht behandelt habe, ſondern es ſoll damit nur geſagt werden, daß die Art, wie Fichte namentlich in der „Beſtimmung des Menſchen" die metaphyſiſchen Grundbegriffe der Moral mit ſeinem Idealismus durch den Glauben neben dem Wiſſen in Harmonie zu ſetzen geſucht hat, zu dieſem Reſultat in der Moral conſequent führen müſſe. Conſequent aber iſt ſich Fichte bei der Darſtellung ſeines Syſtems der Sittenlehre nicht geblieben, und darum iſt auch hier die Sittenlehre eine ganz andere geworden, als ſie von dieſen Grundſätzen aus hätte werden müſſen.

Nach den Grundſätzen der Wiſſenſchaftslehre mußte Fichte das Sittliche aus einem höheren Princip, dem gemeinſchaftlichen Princip alles Wiſſens, ableiten; aber dies geſchieht in der Sittenlehre nur zum Schein, und er bleibt zuletzt doch nur bei der innern Wahrnehmung einer ſittlichen Nöthigung, eines kategoriſchen Imperativs ſtehen. (Die Abweichung der Sittenlehre von den Grundſätzen der Wiſſenſchaftslehre hat Schleiermacher ausführlich gezeigt in der „Kritik der bisherigen Sittenlehre," Berlin 1803, S. 28 fg.)

Zwar erinnert Fichte in ſeiner Sittenlehre im voraus (Einleitung, S. I): alle Philoſophie und ſomit auch dieſe philoſophiſche Unterſuchung über das Sittliche, müſſe von der Einheit des Subjectiven und Objectiven ausgehen, und dieſe Einheit ſey in ſeinem Syſtem in der Ichheit, der Intelligenz, der Vernunft gefunden worden; von dieſer werde alſo auch die Sittenlehre anfangen. Aber er weicht gleich auf der folgenden Seite von dieſem ſpeculativen Standpunct zu dem der innern Erfahrung ab. Denn die zweifache Art der Vereinigung des Subjectiven und Objectiven, die Fichte hier annimmt, einmal ſo, daß das Subjective durch das Objective beſtimmt werde, — das Erkennen, und dann, daß das Objective durch das Subjective beſtimmt werde, — das Handeln, woraus dann die Eintheilung der Vernunft in theoretiſche und praktiſche Vernunft hervorgeht, iſt lediglich aus innerer Erfahrung genommen, und in den für ſich leeren Begriff der Identität hineingetragen. Denn Identität iſt da nicht, wo zwei Verſchiedene ſind, deren eins das andere beſtimmen kann; dies wird nur durch Erfahrung noch hinzugefunden. Der Unterſchied von theoretiſcher und praktiſcher Vernunft kann nur unmittelbar durch innere Erfahrung wahrgenommen und von nichts Höherem abgeleitet werden. Es iſt dies ein urſprüngliches Verhältniß der Vernunft, das in nichts Höherem ſeinen Grund hat, und daher auf kein höheres Princip zurückgeführt werden kann. Auch geſchieht dies keineswegs hier

von Fichte, ſondern es wird nur, man weiß nicht mit-welchem Grund, von ihm ſo geſetzt, als ob ſich dies ſo von ſelbſt verſtünde. Die Urſprünglichkeit und Unabhängigkeit der praktiſchen Vernunft wird kein Dogmatismus je ergründen, nur die Kritik kann ſie als unmittelbare Thatſache der menſchlichen Vernunft nachweiſen. Fichte konnte ſie nur ohne Grund vorausſetzen, weil ſie für die Begründung der Moral natürlich die erſte Grundbedingung war. Fichte geht nur im erſten Hauptſtück zur Deduction des Princips der Sittlichkeit ſelbſt über, und er fängt auch dieſe mit der Vorausſetzung an (S. 1), „daß im Gemüthe des Menſchen ſich eine ſittliche Zunöthigung äußere," nur daß der Menſch ſich ſeiner moraliſchen Natur unmittelbar bewußt ſey, und fügt nur für die Philoſophie die höhere Anforderung hinzu, ſich über dieſen Standpunct des Glaubens oder des gemeinen Bewußtſeyns zu erheben, und die Gründe dieſes Bewußtſeyns in dem höchſten Princip alles Wiſſens aufzuſuchen, und ſomit die Sittenlehre an die Wiſſenſchaftslehre anzuknüpfen. Fichte geſteht damit doch die Möglichkeit einer unmittelbaren Wahrnehmung der ſittlichen Nöthigung zu, ja er weiß ſeine Deduction eines Princips der Sittlichkeit gar nicht anders anzufangen, als daß er dieſe als Thatſache vorausſetzt, und dann zu erklären ſucht; ſtatt daß er, wenn er rein ſpeculativ und nach den Grundſätzen ſeines Dogmatismus hätte verfahren wollen, die Idee des Sittlichen ohne alles Zuthun der Erfahrung rein aus dem höchſten Princip, dem abſoluten Ich, erſt hätte hervorbringen ſollen. Doch Fichte will ſich über den Glauben durch das Wiſſen erheben, und wir wollen ſehen, ob ihm dieſer kühne Verſuch gelingt. Er geht von der Aufgabe aus (S. 8), „Sich ſelbſt, blos als ſich ſelbſt, abgeſondert von allem, was nicht wir ſelbſt iſt, zu denken," und gleich der erſte Satz, den er für die Auflöſung dieſer Aufgabe anführt, nämlich der, „Ich finde mich ſelbſt, als mich ſelbſt, nur wollend," iſt wieder nichts als ein Satz der innern Erfahrung; jenes Finden geſchieht nur durch innere Wahrnehmung, und der Beweis des Satzes (S. 15) iſt hauptſächlich „auf die Nothwendigkeit der urſprünglichen Entgegengeſetztheit eines Subjectiven und eines Objectiven gegründet," von der ſchon gezeigt iſt, daß ſie auf Erfahrung beruht. Sondert man nun, fährt Fichte im zweiten und dritten Lehrſatz fort, von dieſem Wollen das, worauf es gerichtet iſt, das Object deſſelben ab, ſo bleibt das reine Seyn übrig, und dies iſt die Abſolutheit. Von dieſer Abſolutheit des Willens geſteht es nun Fichte (S. 18 u. 19) mit klaren Worten ein, daß ſie durch keine theoretiſche Einſicht weiter erklärt werden könne, und nur auf einem praktiſchen Intereſſe, einem Glauben

beruhe. „Wenn man," heißt es S. 19, „ſich entſchließt dieſe Erſcheinung (der Abſolutheit des Willens) nicht weiter zu erklären, und ſie für abſolut unerklärbar, d. i. für Wahrheit und für unſere einige Wahrheit zu halten, nach der alle andere Wahrheit beurtheilt und gerichtet werden müſſe — wie denn eben auf dieſe Entſchließung unſere ganze Philoſophie aufgebaut iſt — ſo geſchieht dies nicht zufolge einer theoretiſchen Einſicht, ſondern zufolge eines praktiſchen Intereſſe; ich will ſelbſtändig ſeyn, darum halte ich mich dafür. Ein ſolches Fürwahrhalten aber iſt ein Glaube. Sonach geht unſere ganze Philoſophie aus von einem Glauben, und weiß es." Wollte nicht Fichte gerade über den Glauben ſich erheben? und doch iſt der Glaube das Letzte in ſeiner Philoſophie. Sollte nicht eben die ſittliche Natur, die ſittliche Nöthigung hier erklärt werden? und doch wird hier das praktiſche Intereſſe eben als Erklärung deſſelben gebraucht. So wird hier der Cirkel recht ſichtbar, in welchem ſich aller Dogmatismus herumdreht, der über die Schranken der Vernunft hinausgreift. Und eben dieſe Unerklärbarkeit und Unmittelbarkeit der ſittlichen Natur bleibt ſtehen, wenn er ſie S. 23 als ein „Tendenz zur Selbſtthätigkeit um der Selbſtthätigkeit willen" bezeichnet, die ſich nach S. 39 „nothwendig als Trieb auf das ganze Ich" äußert. Ja faſt lächerlich iſt es, wenn er dann ferner (S. 44) ſich ſorgfältig dagegen verwahrt, daß aus der Aeußerung dieſes Triebs nicht ein Gefühl, ſondern ein Gedanke entſtehe, da er gleich darauf dieſen Gedanken als das abſolute Princip unſers Seyns, als das abſolute Denken, d. i. die intellectuelle Anſchauung betrachtet (S. 50), die durch nichts als den Namen von einem unmittelbaren Gefühl unterſchieden iſt. Wir ſtehen damit an der Quelle der Verirrungen Fichte's, denn die Verwechſelung der intellectuellen Anſchauung mit innerer Wahrnehmung lernten wir oben als den Grundfehler Fichte's kennen, und indem alſo Fichte auch hier in der Sittenlehre die Deduction des Sittlichen auf intellectuelle Anſchauung zurückführt, iſt es alſo eigentlich innere Wahrnehmung, bei der er ſtehen bleibt, und gleich anfangs hätte ſtehen bleiben können und ſollen, wenn er nicht durch ſein Syſtem verblendet geweſen wäre. Wir finden alſo Fichte bei der Begründung des Sittlichen auf demſelben Standpunct einer unbedingten ſittlichen Nöthigung oder eines kategoriſchen Imperativs ſtehen, auf dem Kant ſtand. Doch an Kant ſchloß ſich Fichte auch in der Art der Auffaſſung des Sittlichen noch näher an, denn er behielt auch den Formalismus Kant's bei.

Wir müſſen hier erſt die Frage beantworten, wie der Formalismus mit dem Idealismus überhaupt zuſammenhänge. Wir

ſahen oben den Idealismus gerade die entgegengeſetzte Richtung in den Myſticismus nehmen. Wir ſahen dort, wie der Idealismus conſequent zur Vernichtung der Realität des Sittlichen, zum Fatalismus führe, und wie er aus dieſem ſich in den Myſticismus flüchte. Aber die Realität der Freiheit und der Sittlichkeit einmal vorausgeſetzt, wie ſie ja hier bei Fichte vorausgeſetzt wird, hängt der Formalismus allerdings natürlich mit dem Idealismus zuſammen. Die Idee nämlich, als das einzig Reale im Idealismus, kann entweder als Begriff, oder als Gefühl aufgefaßt werden, und ſo entſteht bald Formalismus, bald Myſticismus. Dieſe zweifache Richtung des Idealismus finden wir — häufig in der Erfahrung. So iſt der Idealismus Schelling's mehr myſtiſch (intellectuelle Anſchauung), der Hegel's mehr formaliſtiſch (Dialektik, Logik). In Fichte finden wir dieſe Verſchiedenheit nach verſchiedenen Lebensperioden vereinigt. In der der Sittenlehre iſt er ſtrenger Formaliſt, in den ſpätern Schriften, vorzüglich der Anweiſung zum ſeligen Leben iſt er Myſtiker, oder, wie man es auch richtig beſtimmen kann, Fichte in Jena war Formaliſt, Fichte in Berlin Myſtiker.

Doch wir haben noch näher zu unterſuchen, wie Fichte ſeine Sittenlehre als Formalismus geſtalte und ausbilde. Zum Formalismus in der Sittenlehre wurde er ſehr natürlich geführt durch den formaliſtiſchen Charakter ſeiner Philoſophie überhaupt. Seine Wiſſenſchaftslehre ging ganz darauf hinaus, alles Wiſſen ſtreng in Begriffen zu faſſen und aus einem höchſten Princip begriffsmäßig abzuleiten. So ging auch auf die Sittenlehre dieſes Begriffsweſen über. Auch für das Sittliche ſuchte er nur die Form, ohne Rückſicht auf den Inhalt deſſelben. Daher glaubte Fichte das Weſen der Freiheit ſchon vollſtändig begründet zu haben, wenn er ein Wollen aus dem Ich deducirt hatte, und ſtand alſo ganz auf demſelben Standpunct wie Kant, der ebenfalls aus einem bloßen Wollen, als dem Praktiſchen der Vernunft, das Weſen des Sittlichen ableiten zu können glaubte. Aber das Wollen an ſich iſt leer, und Kant behielt als Inhalt des Sittlichen nichts übrig als die bloße Form der Allgemeinheit des Wollens. Das Sittliche iſt nicht blos das Wollen an ſich, ſondern es gehört dazu ein ſittliches Wollen, es muß alſo ein Stoff hinzugefunden werden, deſſen Unterordnung unter das Wollen dieſes erſt zu einem ſittlichen macht (vgl. Schleiermacher's „Kritik der Sittenlehre," S. 32 und 136). Fichte verfährt ganz ähnlich bei der Deduction des Princips der Sittlichkeit. Er hat das reine Ich als ein abſolutes Wollen nachgewieſen, und der weſentliche Charakter, das Ich, iſt daher eine Tendenz zur Selbſtthätigkeit um der Selbſtthätigkeit willen. Das

Denken dieſer abſoluten Selbſtthätigkeit, das Ich iſt ſeiner Form nach abſolut, das abſolute Princip unſers Seyns (S. 47 fg.), und damit iſt allerdings das Sittliche ein a priori Gedachtes, Urſprüngliches. Seinem Gehalt nach aber läßt ſich dies abſolute Denken durch nichts weiter beſtimmen als durch wechſelſeitige Beſtimmung des Subjectiven durch das Objective und umgekehrt (S. 50, 51); denkt man ſich das Subjective durch das Objective beſtimmt, ſo iſt der Inhalt dieſes Gedankens, daß die Intelligenz ſich ſelbſt das unverbrüchliche Geſetz der abſoluten Selbſtthätigkeit geben mußte; das Objective durch das Subjective beſtimmt gedacht, iſt das Subjective das Setzen eines abſoluten Vermögens der Freiheit, durch welche dieſer Gedanke eines abſoluten Geſetzes als Objectives beſtimmt wird (S. 51, 52); damit iſt alſo geſagt, daß der Inhalt des Geſetzes nichts anders ſeyn ſoll als die Selbſtthätigkeit des Ich, oder das Wollen, und damit glaubt Fichte (S. 53) ſeine Deduction des Sittlichen der Strenge nach vollendet zu haben. Hieraus ſetzt nun Fichte ſein Princip der Sittlichkeit zuſammen, das er S. 66 ſo ausſpricht: „das Princip der Sittlichkeit iſt der nothwendige Gedanke der Intelligenz, daß ſie ihre Freiheit nach dem Begriffe der Selbſtändigkeit, ſchlechthin ohne Ausnahme, beſtimmen ſollte,“ und fügt S. 67 ausdrücklich hinzu: „der Inhalt dieſes Gedankens iſt, daß das Weſen ſolle; denn Sollen iſt eben der Ausdruck für die Beſtimmtheit der Freiheit; daß es ſeine Freiheit unter ein Geſetz bringen ſolle; daß dieſes Geſetz kein anderes ſey, als der Begriff der abſoluten Selbſtändigkeit.“ In einem andern Sinne kann der Begriff der Selbſtändigkeit der Vernunft als Princip der Sittlichkeit gebraucht werden, aber er erhält erſt dadurch eine praktiſche Bedeutung, daß ihm der Begriff eines abſoluten Werthes und eines daraus hervorgehenden abſoluten Zweckes zu Grunde liege, der aus einem unmittelbaren ſittlichen Intereſſe oder Triebe entſteht. Hier aber iſt der Begriff der Selbſtändigkeit der Vernunft ein rein theoretiſcher Begriff, der praktiſch gar keine Bedeutung und keinen Gehalt hat. Er bedeutet hier weiter nichts als Unabhängigkeit von der Natur, Freiheit, die aber nur conditio sine qua non der Sittlichkeit iſt, die Geſetze der Sittlichkeit aber noch keineswegs enthält. Dieſe können durchaus nur aus den Begriffen von Werth und Zweck der Dinge entſtehen, und nur inſofern die Vernunft als Inbegriff der Idee gedacht wird (alſo nicht blos formelle, ſondern auch materielle Vernunft) und dadurch abſoluter Zweck wird, kann Selbſtändigkeit der Vernunft Princip der Sittlichkeit ſeyn. Fichte nun ſcheint allerdings ſeinem Principe der Sittlichkeit auch einen idealiſchen Gehalt zu geben, indem er nicht, wie Kant, al-

len rein vernünftigen Trieb verwirft; Fichte läßt im Gegentheil allerdings auch einen, reinen ſittlichen Trieb gelten; aber dieſer geht keineswegs auf einen, idealen Gehalt der Vernunft, auf die Idee als abſoluter Werth und Zweck, ſondern es iſt dies wieder nur ein formaler Trieb, der auf nichts als auf eben jene leere Selbſtändigkeit der Vernunft geht. Auch aus ihm alſo läßt ſich kein einziges ſittliches Gebot ableiten. Die Folge dieſes Formalismus war, ſo wie bei Kant, daß das Sittliche mehr den Charakter eines von außen her Beſchränkenden, als eines von innen Beherrſchenden und Belebenden angeſehen wurde, daß die Moral nicht als Tugendlehre, ſondern nur als Pflichtenlehre behandelt wurde, daß ſie ſich als Rigorismus charakteriſirte, der der Glückſeligkeit im Kampfe gegenüber ſtand und jede einzelne Handlung ſittlich zu beſtimmen ſuchte, und daß darum die Sittlichkeit ſich nach ihr mehr als Legalität, denn als Moralität geſtaltete. Jedoch der Formalismus iſt ſchon oben, bei Kant, ausführlich dargeſtellt und beurtheilt worden, und da eine Beurtheilung der Fichte'ſchen Sittenlehre größtentheils das oben Geſagte wiederholen müßte, ſo verweiſe ich für dasjenige, was den Formalismus der Moral im Allgemeinen betrifft, auf den erſten Theil dieſer Abhandlung, und hebe hier nur dasjenige hervor, worin Fichte eigenthümlich, worin er von Kant verſchieden iſt.

Der ganze Geiſt ſeiner Moral iſt ein anderer als der Kant'ſche. Ungeachtet des ſtreng formalen Princips und der formalen Methode, und ungeachtet dem gemäß das Sittliche mehr äußerlich beſchränkend als innerlich beherrſchend ſeyn würde, ſo lebt dennoch in ſeiner Moral ein hoher ſittlicher Schwung, eine lebendige Kraft und eine Erhabenheit der ſittlichen Geſinnung, die dem Stoicismus unter allen Neuern am nächſten kömmt. Der Geiſt des Idealismus macht ſich in der Sittenlehre als kräftiges Selbſtbewußtſeyn und als ein Erhabenſeyn über alles Sinnliche und Endliche geltend, und das Ich, als reines Thun betrachtet, führt zu einer thätigen, wirkenden Sittlichkeit, die der weichlichen Gefühlsſittlichkeit und dem Quietismus ganz fremd iſt. Von dieſer quietiſtiſchen Art von Myſticismus müſſen wir alſo allerdings Fichte in ſeiner Sittenlehre ganz frei ſprechen, nicht aber von einer andern Art, die ſich in dem Kampf gegen alles Sinnliche und Irdiſche ausſpricht, und die wir als mönchiſchen Rigorismus bezeichnen können. In dem Kampf gegen die Glückſeligkeit nämlich geht Fichte noch weiter als Kant. Er macht auch nicht einen Verſuch ſie mit der Sittlichkeit in Harmonie zu bringen, ſondern ſtellt geradezu den reinen Trieb der Sittlichkeit als guten Trieb dem Trieb der Glückſeligkeit als böſem Trieb entgegen. Die Glückſeligkeit beruht blos auf ſinn-

licher Begierde und darf alſo auch nicht einmal als Belohnung der Tugend gedacht werden, wie bei Kant. Ein Gott, ſagt Fichte, der dieſe Begierde befriedigen und die Tugend mit Glückſeligkeit belohnen wollte, wäre ein verächtlicher Gott. Aus ſeinem Standpunct, nach welchem alles Irdiſche ohne Realität und nur leerer Schein iſt, läßt ſich auch allerdings nichts gegen dieſe Anſicht einwenden. Das Verhältniß der Religion zur Moral faßte Fichte im Allgemeinen auf die Kant'ſche Art auf, ſo daß die erſtere von der letzteren abhängig war und aus derſelben hervorging. Nur ging auch hier in dieſer Unterwerfung der Religion unter die Moral Fichte noch weiter als Kant, oder er vernichtete vielmehr die Religion gänzlich durch die Moral, indem er die Gottheit geradezu für nichts anders als die moraliſche Weltordnung erklärte, und den Glauben ganz allein von dem Gewiſſen abhängig machte, woraus dann jener Gewiſſensglaube entſtand, von dem ſchon oben geredet worden iſt. Den Rechtsbegriff leitete Fichte neben dem Begriff des Sittlichen unmittelbar aus dem Selbſtbewußtſeyn ab, nnd ſtellte ſo das Naturrecht unabhängig von der Moral auf. Das Recht ruhte alſo bei ihm nicht auf einer moraliſchen Grundlage, ſondern es entſtand ſelbſtändig aus der Nothwendigkeit, die Freiheit im Zuſammenleben mit andern freien Weſen zu ſichern. Darum gibt es nach ihm kein urſprüngliches Recht, ſondern das Recht entſteht erſt aus dem Zuſammenleben mit andern Weſen, und mit dieſem Zuſammenleben iſt zugleich die Nothwendigkeit eines Staates, ja einer beſtimmten, einzig nothwendigen Verfaſſung des Staates gegeben. Dieſe Entſtehung des Rechtsbegriffs erzeugte auch jene ſonderbare Behauptung, daß der Menſch einen Theil ſeiner Freiheit aufgeben müſſe, um den noch übrigen Theil ſeiner Freiheit deſto ſicherer zu behaupten. Fichte kann hier gar nicht den wahren Begriff von Freiheit gefaßt haben, und hat offenbar nur Willkür darunter verſtanden. Dieſe muß in einem Rechtszuſtand allerdings beſchränkt werden, wogegen die wahre Freiheit um keinen Preis, auch nicht theilweiſe, aufgegeben werden darf und auch gar nicht aufgegeben zu werden braucht, ſondern eben durch das Recht erſt gewonnen wird, und gerade deſto mehr an Umfang gewinnt, je ſtrenger und feſter das Rechtsverhältniß geſetzt iſt, da ja Freiheit und Recht im Grunde eins und daſſelbe iſt, oder Recht nur die Erſcheinung oder Objectivirung der Freiheit iſt.

Sollen wir nun noch einige Einzelnheiten aus der Sittenlehre Fichte's, vorzüglich inſofern ſie von der Kant'ſchen abweicht, hervorheben, ſo muß vor allem die Eintheilung der Pflichten erwähnt werden. Fichte verwirft die Kant'ſche Eintheilung

der Pflichten in vollkommene und unvollkommene, und ſetzt an ihre Stelle die Eintheilung in bedingte und unbedingte Pflichten, die zwar allerdings den Worten nach ganz daſſelbe bedeuten könnte als jene, in der That aber einen ganz andern Sinn hat, und ſich mehr an die ſonſt allgemein gebräuchliche Eintheilung in Pflichten gegen ſich und gegen andere anſchließt. Unter den bedingten nämlich verſteht Fichte die Pflichten gegen das empiriſche Ich, das nicht Selbſtzweck, ſondern nur Mittel für das reine Ich iſt; die unbedingten ſind die gegen das reine Ich, gegen die Vernunft an ſich. (Fichte drückt dies S. 347 noch ungeſchickter ſo aus: „Ich bin Werkzeug des Sittengeſetzes in der Sinnenwelt." Wie läßt ſich das verſtehen? Ein Geſetz kann doch kein Werkzeug haben, denn es kann nichts thun, hat keine eigene Thätigkeit, ſondern iſt nur Norm der Thätigkeit.) Hiernach aber würden auch die Pflichten gegen andere Menſchen, als gegen empiriſche Ich's, auch die ſtrengen Rechtspflichten, z. B. den Leib anderer Menſchen nicht zu verletzen oder fremdes Eigenthum zu achten, zu den bedingten Pflichten gehören, da ſie doch Fichte zu den unbedingten Pflichten zählt. Daneben aber theilt er die Pflichten nach der Verſchiedenheit des Standes und Berufes in allgemeine, die nicht übertragen werden können, und in beſondere Pflichten ein, die übertragen werden können. Zu den allgemeinen bedingten Pflichten gehört die Pflicht der Selbſterhaltung, und dieſer Abſchnitt iſt ganz unordentlich und verwirrt behandelt, und eine Menge Dinge ſind hineingetragen, die durchaus nicht hierher gehören. So ſind unter dieſe Pflicht der Selbſterhaltung des Leibes die Pflichten der Sparſamkeit, Ordnung, der Thätigkeit, der Mäßigkeit im Eſſen und Trinken und auch im Geſchlechtstrieb geſetzt, die alle einen viel höhern ſittlichen Grund in ſich ſelbſt haben, als in der Selbſterhaltung. Der Geſchlechtstrieb im Beſondern kann von dieſer Seite durchaus gar nicht verſittlicht werden, ſo wie dies überhaupt von Fichte nicht befriedigend geſchehen iſt, da er bei den Frauen ſchon von Natur rein ſittlich ſeyn ſoll (alſo angeborne Sittlichkeit), und erſt durch die erregte Gegenliebe bei dem Mann verſittlicht wird, (alſo natürlicher Grund der Sittlichkeit, nicht freier). Dieſe Ableitung der Liebe aus einem Unfreien ſchließt dieſe ganz aus der Sphäre des Sittlichen aus. Desungeachtet läßt Fichte eine höhere, ſittliche Liebe gelten, unterſcheidet dieſe aber nicht von der Freundſchaft, ſcheidet alſo gerade das Weſentliche der Liebe, das geſchlechtliche Verhältniß, als unſittlich, aus, obgleich doch auch dies ſich ſittlich begründen läßt. Doch auch die Freundſchaft wird von Fichte verkannt, wenn er ſie ganz allein in die Ehe ſetzt, und alſo die beſchränkte Freund-

ſchaft, für gewiſſe Zwecke und Neigungen, ganz verwirft. Die Ehe, und zwar die monogamiſche Ehe, deducirt Fichte a priori aus bloßen Begriffen, was aber natürlich keineswegs befriedigend geſchehen kann. Freilich konnte er nach ſeinen Grundſätzen nicht anders verfahren, da er das Sittliche als ein gleichförmig Beſtimmtes, d. h. als ein durch den Verſtand Beſtimmtes betrachtet wiſſen will, obgleich er auch davon, ſowohl hier bei dem Abſchnitte von der Liebe und Freundſchaft, als auch anderwärts abgehen und ein unmittelbares Pflichtgefühl gelten laſſen muß. Noch iſt als merkwürdig bei der Ehe anzuführen, daß nach Fichte die Liebe der Eltern zu den Kindern nur von Seiten der Mutter eine unmittelbare, natürliche ſey, von Seiten des Vaters ſey ſie nur mittelbar, aus der Liebe zur Mutter entſprungen. Endlich ſey nur hiſtoriſch noch angeführt, daß Selbſtmord von Fichte ohne Ausnahme verdammt wird (alſo auch Aufopferung des Lebens für die gute Sache mit verworfen wird), daß auch die Pflicht der Wahrhaftigkeit durchaus keine Ausnahme geſtatte, daß es Pflicht für einen jeden ſey, ein Eigenthum zu haben, und daß alſo daraus für den Eigenthumsloſen ein Recht auf die Wohlthätigkeit hervorgehe, ja daß, wer nicht ſelbſt Eigenthum hat, auch das Eigenthum Anderer nicht anerkennen könne, daß endlich auch das Verhältniß der Kunſt zur Sittlichkeit für die erſtere herabwürdigend beſtimmt wird, indem die Kunſt nur als Mittel für die Sittlichkeit gebraucht wird, ohne eigenen Werth für ſich.

Die Bearbeitung der Sittenlehre nach Fichte's Grundſätzen hat wenig Nachahmer gefunden. Dieſe ſind: Mehmel („Lehrbuch der Sittenlehre," Erlangen 1811) und Kramer („Syſtem der Tugenden nach der Wiſſenſchaftslehre," Zürich 1799). Ferner hat Berger einen Auszug aus Fichte's Sittenlehre gegeben in Stäudlin's „Götting. Bibl. der theol. Lit.", IV, 5, S. 633—676, und ein anderer Auszug deſſelben Buchs befindet ſich in Buhle's „Geſch. d. Phil.", Bd. 8, S. 743—769.

Noch aber iſt übrig, daß wir von derjenigen Lebensperiode Fichte's reden, in welcher der Myſticismus, deſſen Keim ſeine Philoſophie in ihrer ſpeculativen Grundlage enthielt, auch für die praktiſche Philoſophie und namentlich die Moral zur vollkommenen Entwickelung gelangte. Es iſt dies die Periode ſeines Aufenthalts in Berlin, vorzüglich die ſpätere ſeit dem Jahre 1806, die wir hier zu betrachten haben. Die Hauptſchrift, in der er ſeine veränderte Denkart beurkundet, iſt die „Anweiſung zum ſeligen Leben," Berlin 1806, die aber vorzüglich die Religionsphiloſophie enthält. Indeſſen findet er auch für die Moral ſchon hier vieles; noch weiter aber entwickelte er ſeine neuen moraliſchen und politiſchen Grundſätze in mehreren praktiſchen Schriften, wie: „Vor-

leſungen über das Weſen der Gelehrten," Berlin 1806; „Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters, in Vorleſungen," Berlin 1806; „Reden an die deutſche Nation," Berlin 1808, und mehreren andern.

Die Hauptveränderung beſtand darin, daß das abſolute, ſelbſtändige Ich in das göttliche Seyn, in Gott ſelbſt verwandelt wurde. Sowie vorher das abſolute Ich, ſo wurde nun das göttliche Seyn als das ſchlechthin durch ſich ſelbſt beſtehende, innerlich lebendige Seyn an die Spitze geſtellt und vorausgeſetzt, und das Ich oder die Vernunft wurde nun das Daſeyn dieſes Seyns, oder die Offenbarung Gottes, das Bewußtſeyn Gottes von ſich ſelbſt. Idealiſtiſch aber bleibt dieſe Lehre desungeachtet noch immer, denn das wahre Leben des Menſchen beſteht nur in der Idee, in dem Bewußtſeyn des göttlichen Seyns. In dieſem Bewußtſeyn des göttlichen Seyns iſt ein Schein eingetreten von einer unendlichen Spaltung in Individuen, die Außenwelt iſt nur Schein. Das Princip der Sittlichkeit wird nun nach dieſen Grundſätzen das göttliche Seyn. Sittlichkeit iſt das Leben in Gott. Der Idee des göttlichen Seyns aber werden wir uns bewußt in der Liebe; dieſe iſt der Affect des Seyns, das Verlangen der Vernunft nach ihrem Urquell. Die Vernunft ſucht in der Liebe ſich ihres wahren Seyns, d. i. des göttlichen Seyns bewußt zu werden, indem ſie die weltlichen Schranken zu durchdringen, das Weltliche als Göttliches darzuſtellen ſucht. Nun aber gibt es nach dem Idealismus keine Objecte, ſo muß alſo die Liebe in nichts als in einem queitiſtiſchen Wollen des Geiſtigen und Ewigen, ohne wirkliche That und Wirkſamkeit beſtehen. Wir finden alſo hier auch die andere Seite des Myſticismus, die oben ſchon vorbereitet, aber noch nicht ausgeführt war, den Quietismus. In Bezug auf die Beurtheilung dieſes Myſticismus kann ich mich auf das berufen, was oben ſchon ausführlich darüber geſagt iſt, und ich überhebe mich daher einer weitern Darſtellung dieſes Myſticismus nach den eben genannten Schriften Fichte's, da nach genauer oben gegebener Nachweiſung der Quelle deſſelben, ſeine Ausführung wenig Intereſſe hat.

Und ſomit können wir zu Schelling übergehen, der, von derſelben Methode zu philoſophiren und denſelben Grundprincipien ausgehend, wie Fichte, durch die weitere Entwickelung derſelben ihr ungünſtiges Verhältniß gegen die Moral bewährte, und den Antimoralismus zur deutlichſten Sichtbarkeit brachte, der bei Fichte ſich noch mehr zu verbergen ſuchte. Wir können gegen Schelling mit demſelben Vorwurf beginnen, den wir auch oben bei Fichte an die Spitze ſtellten, daß nämlich ſeine Philoſophie ſchon als Dogmatismus der Moral ewig fremd bleiben müſſe,

weil ſich theoretiſch, durch bloße Speculation, nie zum Praktiſchen hinüber gelangen läßt, ſondern dies als beſondere Thatſache durch innere Erfahrung gefunden werden muß. Aber gegen Schelling gilt dieſer Vorwurf noch in einem ſtärkeren Sinne, denn bei ihm tritt das blos theoretiſche Intereſſe noch viel ſchärfer hervor, als bei Fichte. Bei dieſem war der Mangel des Praktiſchen nur unbewußt und abſichtslos, bei Schelling wurde er mit völligem Bewußtſeyn und mit Abſicht in dem Syſtem aufgenommen. Fichte's Natur empörte ſich gegen ſein Syſtem, und wenn ihn auch die Conſequenz von der Moral abgeführt haben würde, ſo verſöhnte er ſich doch mit ihr durch Inconſequenz; Schelling blieb ſtandhaft bei der Speculation allein ſtehen, und machte kaum einen Verſuch, das Praktiſche zu gewinnen. Fichte war Idealiſt, die Idee war ihm das Erſte und einzig Reale; dies gab ihm den guten Schein für die Moral, die auf der Idee ruht, und für die Freiheit, die in der Idee lebt, und durch dieſen Schein ließ ſich auch Fichte ſelbſt täuſchen. Schelling's Identität aber vernichtete auch dieſen Schein von Realität der Moral, denn ſie iſt nichts als eine gehaltloſe gedachte Einheit, ein ganz leerer ſpeculativer Begriff, der für das Praktiſche durchaus unfruchtbar iſt. Schelling ſpricht es ja damit deutlich genug aus, daß er einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen Theoretiſchem und Praktiſchem nicht anerkennt, daß alles nur in der durch Speculation erzeugten Identität beruht, alles aus ihr muß abgeleitet und in ſie zurückgeführt werden, alles alſo durch dieſe Einheit theoretiſch iſt. Zwar ſpricht wohl allerdings auch Schelling von praktiſchen Geſetzen, vom Wollen und Handeln, und ſeine Schüler (vgl. Klein, „Verſuch die Ethik als Wiſſenſchaft zu begründen," Rudolſtadt 1811, S. 8) berufen ſich in dieſer Beziehung gern auf eine Stelle bei Schelling („V. d. Freiheit," S. 419) wo dieſer behauptet, es gebe kein anderes Seyn als das Wollen, Wollen ſey Urſeyn. Aber gerade dieſe Stelle ſpricht gegen Schelling, denn eben dieſe Identification des Seyns mit dem Wollen iſt ja Vernichtung des Wollens, alſo des Praktiſchen. Eben alſo, wenn Schelling von praktiſchen Geſetzen ſpricht, ſind dieſe doch auch nur Geſetze der Einheit, derſelben Einheit wie die Naturgeſetze, es iſt mit einem Worte kein weſentlicher Unterſchied zwiſchen beiden. Das Sittliche iſt nach Schelling das nothwendige Seyn nach dem intelligiblen Geſetz, das praktiſche Geſetz iſt nur intelligible Nothwendigkeit, und immer endigt daher die Schelling'ſche Speculation in intelligibelem Fatalismus. Zum Fatalismus wird zwar der Dogmatismus überhaupt immer hinführen müſſen, dahin führt aber im Beſondern durchaus nothwendig der Schelling'ſche Dogmatis-

mus, nämlich das Identitätsſyſtem, worauf wir hier hauptſächlich den Vorwurf des Antimoralismus gegen Schelling gründen können. Wohl iſt uns die Art bekannt, in welcher Vorwürfe dieſer Art von Schelling und ſeiner Schule abgewieſen werden. Nicht etwa durch Gegengründe, nicht durch ernſthafte Widerlegungen und deutliche Erklärungen über die angegriffenen Puncte, nein, durch mitleidiges Achſelzucken, oder durch grobes Schimpfen verantwortet man ſich dagegen, als ob es eine Ungerechtigkeit ſey, ſo etwas gegen die „Eine Philoſophie" oder „Philoſophie ohne Beinamen" zu ſagen, als ob man ſie nicht verſtanden habe, wenn man ſo etwas behaupte, und als ob man ſich alſo ſchämen müſſe, ſolche Vorwürfe gegen ſie noch zu Markte zu bringen. Es iſt dies der bekannte vornehme Ton in der Philoſophie, über den ſchon Kant zu klagen hatte. Dergleichen Geberden können aber natürlich nicht abhalten, offen gegen das Identitätsſyſtem zu behaupten und auszuſprechen, was wahr iſt, und was noch nicht widerlegt iſt, daß es nämlich Pantheismus, Atheismus, Materialismus, Idealismus, Myſticismus, Fatalismus und Antimoralismus in ſich enthalte. So ſchwer auch dieſe Vorwürfe ſind, nie hat doch Schelling und ſeine Schule ſie von ſich abwälzen können. Eine Lehre, in der die Welt und Gott Eins ſind, iſt doch wohl Pantheismus, eine Lehre, in der es nichts von der Welt weſentlich Verſchiedenes gibt, iſt Atheismus, eine Lehre, in der es nichts von der Materie weſentlich Verſchiedenes gibt, iſt Materialismus, eine Lehre, in der die Welt Nichts iſt, die Idee allein Realität hat, iſt Idealismus, eine Lehre, welche die Geſchöpfe weſentlich mit Gott identificirt, iſt Myſticismus, eine Lehre, in der Freiheit nicht weſentlich verſchieden iſt von Nothwendigkeit, iſt Fatalismus, eine Lehre, in der das Gute nicht weſentlich verſchieden iſt von dem Böſen, iſt Antimoralismus. Daß dieſe Vorwürfe, ſo weit ſie die Moral angehen, die Schelling'ſche Lehre wirklich treffen, wird aus der nachfolgenden Darſtellung und Beurtheilung derſelben hervorgehen.

Die Ungünſtigkeit der Schelling'ſchen Philoſophie gegen die Moral erſieht man ſchon daraus, daß Schelling nirgends dieſe Wiſſenſchaft als ſolche beſonders behandelt, ſondern nur gelegentlich ſich darüber ausſpricht. Auffallend iſt dies beſonders in ſeinem transſcendentalen Idealismus, wo er die meiſten beſondern Wiſſenſchaften einzeln aus ſeinem Princip entwickelt, wie die Religionslehre, Rechtslehre, Geſchichte, Naturlehre ꝛc., die Moral aber ganz mit Stillſchweigen übergeht und nur in ſpeculativer Hinſicht einige Gegenſtände aus ihr berührt. Auch in ſeinen Vorleſungen über die Methode des akademiſchen Studiums wer-

den außer Philoſophie auch Mathematik, Theologie und Religionslehre, Geſchichte und Rechtslehre, Naturwiſſenſchaft, Phyſik, Chemie, Medicin und ſchöne Kunſt behandelt, aber nicht die Moral. Zu denjenigen Schriften, welche noch am meiſten über die moraliſchen Begriffe Schelling's Aufſchluß geben, gehören folgende:

„Zur Erläuterung des Idealismus der Wiſſenſchaftslehre", in dem „Philoſ. Journal von Fichte und Niethammer", 1796 — 97, und in Schelling's „Philoſ. Schriften", Bd. 1, S. 201 — 340. „Syſtem des transſcendentalen Idealismus", Tübingen 1800. „Philoſophie und Religion", Tübingen 1804. „Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen des Hrn. F. H. Jacobi", Tübingen 1812.

Vorzüglich aber

„Philoſophiſche Unterſuchungen über das Weſen der menſchlichen Freiheit und die damit zuſammenhängenden Gegenſtände, in Schelling's philoſophiſchen Schriften," Bd. 1, S. 397 fg., und Schelling's Antwort auf ein Schreiben Eſchenmayer's über die Abhandlung von der Freiheit, in der „Allgemeinen Zeitſchrift von und für Deutſche," 3 Hefte.

Außerdem findet ſich nur noch hier und da in Schelling's Schriften eine gelegentliche Aeußerung, die ſich auf Moral bezieht.

Man muß jedoch auch bei Schelling verſchiedene Perioden unterſcheiden. Anfangs Fichte ganz ergeben, ging er, je nachdem er ſich mehr und mehr von dieſem losmachte, allmälig vom Idealismus mehr zum Realismus über. Hr. Henning (S. 189) ſagt in dieſer Beziehung richtig, „daß Schelling rückſichtlich des Sittlichen entweder innerhalb der Schranken des Fichte'ſchen Idealismus ſtehen geblieben, oder, wo er über dieſelben hinausgegangen, das Sittliche in der entgegengeſetzten einſeitigen Geſtalt eines blos Seyenden oder Natürlichen aufgefaßt hat." In der ſpätern mehr realiſtiſchen Periode iſt er, wo er ſich über die ideale und praktiſche Seite der Philoſophie ausſpricht, zugleich mehr myſtiſch, ja bisweilen ſelbſt theoſophiſch. So finden wir ihn in den übrigen der genannten Schriften. Zu den Schriften, worin er ſich noch mehr idealiſtiſch ausſpricht, gehören: „Erläuterung des Idealismus der Wiſſenſchaftslehre", worin er noch faſt ganz fichtiſch iſt, und das „Syſtem des transſcendentalen Idealismus", in welchem die realiſtiſche Seite noch ſehr wenig ſichtbar iſt.

Die erſte Periode iſt hier wenig zu berückſichtigen, weil die Eigenthümlichkeit Schelling's hier in Beziehung auf die Moral noch gar nicht durchgedrungen iſt. Er iſt in den moraliſchen Begriffen faſt noch ganz Fichte. Gänzlich übergehen können wir, was über praktiſche Gegenſtände in den Abhandlungen zur

Erläuterung des Idealismus in der Wiſſenſchaftslehre geſagt iſt, denn hier iſt Schelling reiner Fichtianer. Der transſcendentale Idealismus aber hat ſich im Allgemeinen von Fichte losgeſagt, und macht daher auch in praktiſcher Hinſicht Anſprüche, etwas Eigenthümliches zu enthalten. Indeſſen läßt ſich alles, was er hierüber äußert, auf jene idealiſtiſche Anſicht Fichte's zurückbringen. So äußert ſich Schelling über theoretiſche und praktiſche Vernunft und ihr gegenſeitiges Verhältniß in dem transſcendentalen Idealismus, zwar den Worten nach verſchieden von Fichte, dem Sinn nach aber ganz eben ſo. Nach Fichte iſt theoretiſche Thätigkeit diejenige, wo das Subjective durch das Objective beſtimmt wird, praktiſche, wo das Objective durch das Subjective beſtimmt wird. Nach Schelling dagegen iſt das gemeinſchaftliche Princip des theoretiſchen und praktiſchen Ich die Autonomie. In beiden iſt das Ich abſolut ſich ſelbſt beſtimmend. Anſchauende (theoretiſche) ſowohl als praktiſche Thätigkeit iſt Eine, nämlich Produciren. Sie unterſcheiden ſich von einander nur dadurch, daß die erſtere bewußtlos, die andere mit Bewußtſeyn producirt. Die Natur erſcheint uns als objective Welt, weil das Ich ſich ſelbſt nie als ein bewußtlos Producirendes anſchauen kann, eben weil es bewußtlos geſchieht. Dieſe Beſtimmung aber iſt gar nicht verſchieden von der Fichte's. Bewußtloſes Beſtimmen des Ich iſt ganz gleich dem Beſtimmtwerden des Ich. Nur was mit Bewußtſeyn geſchieht, iſt meine eigene That. Alſo bewußtloſes Produciren hat keinen Sinn. Das Bewußtſeyn gehört nothwendig zum Weſen des Ich; was ohne Bewußtſeyn geſchieht, iſt nicht das Ich. Auf dieſe idealiſtiſche Weiſe erklärt er auch das Daſeyn vernünftiger Individuen. Wenn ich mir meiner bewußt bin, ſagt er, ſo ſchaue ich mich als ein beſtimmtes Weſen an. Ich bin alſo beſtimmt, alſo beſchränkt, alſo Individuum. Die Beſchränktheit meines Ichs muß aber von außen, aber doch auch von einer Intelligenz kommen. Alſo es gibt Intelligenzen außer mir. Dieſe Intelligenzen aber können mit mir in gar keiner Verbindung ſtehen, alſo auch keinen Einfluß auf mich haben, ohne gleiche Natur, gleiche Anſchauung der Welt, d. i. präſtabilirte Harmonie. Allein dies ſo beſtimmte Daſeyn vernünftiger Weſen außer mir iſt weder mit dem abſoluten Ich des Idealismus, noch mit dem Abſoluten der Identität vereinbar, daher fährt Schelling ſogleich erklärend fort: Meine Beſchränktheit aber geſchieht nicht durch Einwirkung anderer Intelligenzen außer mir, ſondern umgekehrt, meine Beſchränktheit iſt Folge meines Ichs als Individuums, und dieſe theilweiſe Negation meiner Thätigkeit macht fremde Einwirkung auf mich möglich. Ich ſchaue alſo in dem Daſeyn von Intelligenzen außer mir eigent-

lich nur die urſprünglichen Schranken meiner eigenen Individualität an. Und doch ſoll ich die Intelligenzen als unabhängig von mir anſehen und als moraliſche Weſen achten? Alſo die Schranken meines Ichs ſoll ich ſittlich achten, lieben ꝛc.? Eben ſo idealiſch urtheilt er über die objective Welt. Die Welt iſt nämlich eine Modification des Ichs. In der objectiven Welt iſt alles nur, inſofern es das Ich in ihr anſchaut. Etwas ändert ſich in ihr, heißt ſo viel als, es ändert ſich etwas in meiner Anſchauung. Und auf dieſe Weiſe nur iſt die Freiheit erklärbar. Denn wie etwas aus der Freiheit übergehen könnte in die objective Welt, dies wäre, meint Schelling, ſchlechthin unbegreiflich, wenn dieſe Welt etwas an ſich Beſtehendes wäre. Dadurch aber, daß die Welt nur eine Modification des Ichs iſt, wird die Frage dieſe: Wie kann durch eine freie Thätigkeit etwas in mir, inſofern ich nicht frei, inſofern ich anſchauend bin, beſtimmt werden? und dieſe Frage iſt ſehr leicht zu beantworten, da thätiges und anſchauendes Ich Eins iſt. Man ſieht, daß Schelling hier noch ganz auf dem Fichte'ſchen Standpunct des Idealismus ſteht. Selbſt ſeine Identität iſt nur noch eine ſubjective Identität, wenn er ſie als ein ſich Bewußtwerden des Ichs beſtimmt. Aber auch dieſe Identität vernichtet er ſelbſt gänzlich wieder, wenn er S. 87 geſteht: „warum das Ich ſich ſeiner urſprünglich bewußt werden müſſe, iſt nicht weiter zu erklären." Da nun aber eben aus dieſem ſich ſelbſt Bewußtwerden des Ichs die Trennung des Ichs in Subjectives und Objectives, in Ideales und Reales entſpringt, ſo iſt damit dieſe Trennung als etwas Unerklärbares, Urſprüngliches geſetzt, und die Nothwendigkeit der Identität iſt gar nicht ſpeculativ begründet, ſondern nur willkürlich behauptet. Es iſt daher wahrhaftig nicht einzuſehen, warum die Identitätslehre ſich rühme, das für jede Philoſophie undurchdringliche Geheimniß des Verhältniſſes zwiſchen Endlichem und Unendlichem erklärt zu haben, da ſie ſelbſt offen geſteht, es ſey nicht weiter zu erklären. In demſelben Sinne iſt übrigens auch folgende Stelle des transſcendentalen Idealismus S. 147: „Carteſius ſagte als Phyſiker: gebt mir Materie und Bewegung, und ich werde euch das Univerſum daraus zimmern. Der Transſcendentalphiloſoph ſagt: gebt mir eine Natur von entgegengeſetzten Thätigkeiten, deren eine ins Unendliche geht, die andere in dieſer Unendlichkeit ſich anzuſchauen ſtrebt, und ich laſſe euch daraus die Intelligenz mit dem ganzen Syſteme ihrer Vorſtellungen entſtehen." Wieder alſo ſetzt er beide Principien als gegeben voraus, die er nicht durch Speculation hervorgebracht hat und hervorbringen kann.

Dies ſey genug zur Charakteriſtik der moraliſchen Begriffe

Schelling's aus der erſten Periode. Erſt in der zweiten werden wir ihn in ſeiner Eigenthümlichkeit in Beziehung auf die Moral kennen lernen.

Die Hauptſchrift für dieſe zweite Periode der Schelling'ſchen Moral iſt: „Philoſophiſche Unterſuchungen über das Weſen der Freiheit ꝛc." An dieſe werden wir uns in der Darſtellung der moraliſchen Grundſätze Schelling's hauptſächlich halten müſſen, doch ohne die beiden andern: „Philoſophie und Religion" und das „Denkmal Jacobi's" unberückſichtigt zu laſſen. Die Unterſuchung über die Freiheit iſt eine nothgedrungene Erklärung Schelling's über dieſe Gegenſtände, weil ihm Eſchenmayer („Die Philoſophie in ihrem Uebergang zur Nichtphiloſophie", Erlangen 1803) den Vorwurf gemacht hatte, daß das religiöſe und ſittliche Moment (nach Eſchenmayer das Moment der Seele und Seeligkeit) ſeinem Syſtem fehle. Man ſieht auch der Abhandlung deutlich an, wie mühſam ihr Verf. das Sittliche in ſein Syſtem hineinzuzwängen ſucht, ſo ſehr dies auch widerſtreben möge, und es iſt darum nicht zu verwundern, wenn es, ungeachtet aller Bemühung, dennoch mislungen iſt.

Schelling's höchſtes Princip iſt das Abſolute, die Identität. Mit dieſem muß alſo das Sittliche in Vereinigung gebracht, aus dieſem hervorgebracht werden. Vermöge ſeiner rein ſynthetiſchen Methode kann Schelling nicht anders als rein aus dem Princip der abſoluten Einheit, ohne Vermittlung eines andern, das ganze Gebiet des Wiſſens, ſeiner Form ſowohl als ſeiner Materie nach, alſo auch das ſittliche Wiſſen, hervorbringen. Nun finden wir aber in dem Begriff des Sittlichen Beſtandtheile, die ſich in dem Princip für ſich nicht finden. Das Sittliche ſetzt Mannichfaltigkeit nicht weniger als Einheit voraus. Das Weſen des Sittlichen iſt ein Sollen, und dieſes ſetzt voraus ein Seyn, denn wo ein Sollen iſt, da muß auch etwas ſeyn, das ſoll. Sittlichkeit beſteht darin, daß eine Mannichfaltigkeit einer Einheit, ein Seyn dem Sollen, die Natur dem Sittengeſetz unterworfen werde. Sittlichkeit fordert aber auch Selbſtändiges, Seyn und Bewegen, ſie fordert Leben, und dieſes Mannichfaltigkeit. Einheit iſt ohne Leben, denn Leben iſt nur in der Mannichfaltigkeit. Sittlichkeit verlangt überhaupt Verſchiedenheit zwiſchen Natur und Freiheit, Perſönlichkeit, objective Welt, Geſetz, Gut und Bös, Verſchiedenheit der Dinge nach Werth und Zweck ꝛc. In allen dieſen Begriffen ſpricht ſich die Nothwendigkeit beider Principien für die Sittlichkeit aus, der Einheit ſowohl wie des Mannichfaltigen, des Unendlichen wie des Endlichen. Die allgemeinſte Aufgabe zur Begrün-

dung des Sittlichen nach dem Schelling'ſchen Syſtem iſt alſo: „Aus dem Abſoluten oder der abſoluten Einheit, als dem Princip Schelling's, ohne Zuthun irgend eines andern, das Mannichfaltige hervorzubringen."

Dieſe Aufgabe wird wohl ewig ungelöſt bleiben müſſen, und darum auch die Vereinbarung des Sittlichen mit dem Schelling'ſchen Syſtem. Einheit an ſich iſt nicht Mannichfaltigkeit, ſie iſt als ſolche immer durchaus leer und todt. Beide zuſammen aber, Einheit und Mannichfaltigkeit, laſſen ſich nicht aus einem und demſelben Princip hervorbringen (wie oben gezeigt wurde), und es bleibt immer Selbſttäuſchung oder leere Prahlerei, wo eine Philoſophie dies Unmögliche zu leiſten verheißt. Der Schelling'ſchen Philoſophie fehlt es nun aber durchaus an einem ſolchen Princip der Mannichfaltigkeit, und ſo lange man, wie Schelling („Bruno," S. 81) ausdrücklich fordert, „außer der höchſten Idee nichts vorausſetzt," wird es wohl ewig eine leere Verheißung bleiben, ein Mannichfaltiges aus der Einheit zu conſtruiren, das Verhältniß des Abſoluten zu dem Bedingten zu erklären, die Abſonderung und Trennung aus dem Abſoluten, und dadurch Leben und Freiheit hervorzubringen. Die Anſtrengung, dieſe Leerheit auszufüllen, iſt der der Ausfüllung des Faſſes der Danaiden gleich (vgl. Fries, „Wiſſen, Glauben, Ahnden," S. 58); denn ſo eifrig ſich die Schellingianer mit ihrer abſoluten Indifferenz, höchſten Einheit, abſoluten Identität, Reinheit, Klarheit und Durchſichtigkeit auch abarbeiten, ſo bleiben ſie doch damit immer bei der alten abſoluten Leerheit, und das reine Licht ihres ewigen Tages ſcheint der ewigen Nacht unabtrennbar anzugehören. — Denn nach menſchlicher Erkenntniß ſteht das Ewige im negativen Verhältniß zu dem Endlichen. Ueber das Poſitive der Erfahrungserkenntniß können wir uns nur durch den Glauben erheben, der das Endliche verneint. Das Abſolute iſt alſo für die menſchliche Vernunft nur ein ganz negativer Begriff, der gar keinen poſitiven Gehalt hat. Jedoch unwillkürlich bleibt neben dem Abſoluten in der menſchlichen Erkenntniß auch das Endliche ſtehen, und ſo wie Schelling zuerſt bei der Conſtruction des Abſoluten nicht von der Mannichfaltigkeit zur Einheit kommen konnte, wie da immer das Differente in der Identität ſtehen blieb, ſo rettet ſich nun auch Schelling wieder aus dem leeren, ausgeſtorbenen todtenſtillen Abſoluten durch das anfangs ſo verachtete Nichts des Endlichen; mit Freuden ſucht er ſeine leere Welt mit jeder lebendigen Geſtalt, die die vorher verſchmähte Erfahrung ihm darbeut, zu beleben und zu ſchmücken, und eben die in der Identität ſtehen gebliebene Differenz, die er vorher

mit aller Anſtrengung zu vernichten ſtrebte, iſt nun das einzige noch übrige Mittel für ihn, das Endliche und Mannichfaltige zu conſtruiren. Schelling ſelbſt verſteht die Schwierigkeit dieſes Punctes ſeines Syſtems, und geſteht darum („Philoſophie und Religion", S. 34): „daß es keine Leitung oder Brücke vom Unendlichen zum Endlichen gebe." Aus dieſer Noth weiß ſich Schelling nicht anders zu retten als dadurch, daß er blindlings in die Erfahrung hineingreift, und dieſe durch gänzlich unbegründete Vorausſetzungen mit dem Princip in Verbindung ſetzt. Die durch intellectuelle Anſchauung in reine Vernunftwahrheit verwandelte Erfahrung ſchmückt er mit platoniſch-gnoſtiſchen Formeln aus, und ſtellt ſo ein ſcheinbar ſpeculatives Gebäude auf, das aber nur aus nichtigen Dichtungen der Phantaſie und mythologiſchen Fabeln zuſammengeſetzt iſt. Zwei ſolcher Mythen mögen hier als Beiſpiele ausgeführt werden. Die eine iſt die von einem Abfall der Ideen von Gott, in „Philoſophie und Religion", und die andere die von der Theilung Gottes in den Grund und die Exiſtenz, und Ableitung beider aus einem Urgrund, in den „Unterſuchungen von der Freiheit."

„Philoſophie und Religion" S. 34, folgert Schelling daraus, daß es keinen ſtetigen Uebergang vom Abſoluten zum Wirklichen gibt, daß der Urſprung der Sinnenwelt als ein „vollkommenes Abbrechen von der Abſolutheit, durch einen Sprung" müſſe erklärt werden können, gleichwie die Löſung des gordiſchen Knotens, da ſie nicht durch Geſchicklichkeit möglich war, doch durch das Schwert gelang. Ueber dieſen salto mortale äußert ſich nun Schelling a. a. O. noch weiter ſo: „Philoſophie hat zu den erſcheinenden Dingen ein blos negatives Verhältniß; ſie beweiſt nicht ſowohl, daß ſie ſind, als daß ſie nicht ſind; wie kann ſie ihnen alſo ein poſitives Verhältniß zu Gott geben? Das Abſolute iſt das einzige Reale, die endlichen Dinge dagegen ſind nicht real; ihr Grund kann daher nicht in einer Mittheilung von Realität an ſie oder an ihr Subſtrat, welche Mittheilung vom Abſoluten ausgegangen wäre, er kann nur in einer Entfernung, in einem Abfall von dem Abſoluten liegen." Es iſt zweifelhaft, in welchem Sinne man dieſen Abfall zu verſtehen habe. Nimmt man ihn in eigentlicher Bedeutung, ſo daß der Abfall wirklich Realität habe und Realität hervorgebracht habe, ſo erhält die Idee einen grob realiſtiſchen Sinn, der nahe an die Idee der Emanation grenzt. Jedoch Schelling ſelbſt erklärt ſich mehr idealiſtiſch darüber: denn nach ihm führt ſich das Gefallene dadurch, daß es abfällt, unmittelbar in das Nichts ein, die Welt des Abgefallenen beſteht nur aus Nichtweſen, Scheinweſen, Bildern (daſ. S. 37 — 40), und der Act des Abfalls geſchieht nur

in der Idee, in der Vorſtellung des Abſoluten; alſo entſteht auch durchaus keine Realität, kein Leben, keine Selbſtändigkeit und Freiheit durch den Abfall, ſondern die leere Einheit des Abſoluten bleibt immer noch wie zuvor allein ſtehen. Ueberhaupt iſt es ſchwer, ſich etwas Beſtimmtes bei dem Abfall zu denken: denn die abgefallenen Dinge oder Ideen waren bei dem Abfall entweder noch in Gott, Eins mit Gott, oder ſie waren ſchon ſelbſtändig und für ſich. Waren ſie noch in Gott, ſo muß der Grund des Abfalls, alſo des Unvollkommnen und Böſen in Gott geweſen ſeyn, Gott ſelbſt muß zerfallen ſeyn, ſich ſelbſt zerriſſen haben; — oder waren ſie ſchon bei dem Abfall etwas für ſich, konnten alſo für ſich abfallen, ſo wird ſchon als daſeyend vorausgeſetzt, was eben durch den Abfall erklärt werden ſoll, nämlich ein ſelbſtändiges Seyn, eine Mannichfaltigkeit außer der Einheit, und damit die Möglichkeit des Unvollkommnen und Böſen. Auch die weitere Erklärung Schelling's über den Grund des Abfalls befriedigt nicht. S. 37 a. a. O. unterſcheidet Schelling die Möglichkeit von der Wirklichkeit des Abfalls, und ſetzt den Grund der erſteren in das Abſolute ſelbſt, den der andern in das Abgefallene ſelbſt. (Ebenſo „Bruno", S. 131: „Die Möglichkeit der Abſonderung der Dinge aus der abſoluten Identität liegt blos in der Identität ſelbſt, die Wirklichkeit aber in den Dingen.") Dieſe Trennung der Möglichkeit von der Wirklichkeit in Gott oder dem Abſoluten iſt unſtatthaft, denn was möglich bei Gott iſt, das iſt auch wirklich. Ferner wird ſchon zuviel zugegeben, wenn auch nur die Möglichkeit des Abfalls, alſo des Unvollkommnen und Böſen in Gott geſetzt wird. Endlich wird die Exiſtenz der Dinge ſchon vor dem Abfall vorausgeſetzt, wobei die Wirklichkeit des Abfalls in ihnen liegen ſoll. So dreht und wendet ſich Schelling in einer Reihe von Cirkelbeweiſen herum, ohne irgend etwas anderes zu beweiſen, als was er ſchon vor dem Beweis unvermerkt vorausgeſetzt hatte.

Dies finden wir beſtätigt durch die Hypotheſe von der Trennung Gottes in den Grund und die Exiſtenz, in den „Unterſuchungen von der Freiheit."

Hier macht es ſich Schelling noch leichter. Er ſetzt die Differenz, die er in der Welt beweiſen will, ohne Beweis in Gott gleich voraus, und ſo gelingt es ihm dann freilich ſehr leicht, die Welt und ihre Differenz daraus abzuleiten. Die Dinge, ſagt Schelling („V. d. Freiheit", S. 431) ſind toto genere, oder richtiger zu reden, unendlich von Gott verſchieden; ſie müſſen alſo einen von Gott verſchiedenen Grund haben. „Da aber doch nichts außer Gott ſeyn kann, ſo iſt dieſer Widerſpruch nur dadurch aufzulöſen, daß die Dinge ihren Grund in dem haben,

was in Gott ſelbſt nicht Er ſelbſt iſt." Dieſes Etwas, was in Gott nicht Er ſelbſt iſt, iſt aber nichts anderes als der Grund ſeiner Exiſtenz. Es iſt nämlich (S. 429) ein Verdienſt der Naturphiloſophie unſerer Zeit, zuerſt (?) in der Wiſſenſchaft die Unterſcheidung aufgeſtellt zu haben zwiſchen dem Weſen inſofern es exiſtirt, und Weſen ſofern es blos Grund von Exiſtenz iſt. „Da aber nichts vor oder außer Gott iſt, ſo muß er den Grund ſeiner Exiſtenz in ſich ſelbſt haben. Das ſagen alle Philoſophien; aber ſie reden von dieſem Grund als einem bloßen Begriff, ohne ihn zu etwas Reellem und Wirklichem zu machen. Dieſer Grund ſeiner Exiſtenz, den Gott in ſich hat, iſt nicht Gott abſolut betrachtet, d. h. ſofern er exiſtirt; denn er iſt ja nur der Grund ſeiner Exiſtenz, Er iſt die Natur — in Gott: ein von ihm unabtrennliches, aber doch unterſchiedenes Weſen." Es iſt dies dieſelbe Idee, die anderwärts („Denkmal", S. 6 — 8, S. 77 — 113) durch den Unterſchied des Deus implicitus und explicitus ausgedrückt iſt. Nämlich in dem Grund Gottes iſt die Exiſtenz Gottes implicite mit enthalten, nur noch nicht entwickelt. Aus dem dunkeln Grunde entwickelt ſich Gottes Seyn durch die Sehnſucht. („Von d. Freiheit", S. 434 u. 435.) „Weil nämlich dieſes Weſen (der anfänglichen Natur) nichts anderes iſt als der ewige Grund der Exiſtenz Gottes, ſo muß es in ſich ſelbſt, obwohl verſchloſſen, das Weſen Gottes, gleichſam als einen im Dunkel der Tiefe leuchtenden Lebensblick, enthalten." Dieſe Evolution Gottes geſchieht allmälig, in der Zeit, wie mehrere deutliche Stellen bezeugen („Freiheit", S. 494 — 496, „Denkmal", S. 83 — 95), ungeachtet andere widerſprechen („Freih.", S. 430). Die verſchiedenen Abſtufungen dieſer Evolution Gottes bilden die mannichfachen Geſtaltungen der Schöpfung, und die Unterſchiede von Geiſt und Materie, Freiheit und Natur, Gutem und Böſem, wie unten noch genauer entwickelt werden ſoll.

Wir haben hier wieder eins der Traumgeſichter derjenigen Philoſophie, die, weil ſie keine Grenzen für die Vernunft anerkennen will, ſich in Regionen verirrt, in denen die Vernunft nichts anderes vermag als fabeln und dichten. In dem gegenwärtigen Geſicht nun lernen wir, daß das Geſetz der Cauſalität nicht etwa blos auf endliche Dinge, ſondern auch auf das Abſolute ſich bezieht, daß alſo auch Gott einen Grund haben müſſe. In welchem Zuſammenhange aber dieſe Theilung Gottes mit dem Princip der Realität ſtehe, iſt durchaus nicht nachgewieſen, im Gegentheil iſt ſie von außen in daſſelbe hineingetragen. Die Erfahrung lehrte Schelling Mannichfaltigkeiten der Dinge, er mußte dieſe erklären, und zerſpaltete daher das Abſolute, Gott, um

ſcheinbar aus dem Princip der Einheit die Differenz hervorzubringen. Schelling ſelbſt wußte dieſe Einheit nicht anders zu retten, als daß er noch über beiden Principien, dem Grund und der Exiſtenz Gottes, ein höheres erdichtete, einen Urgrund oder Ungrund, in welchem dieſe Theilung noch nicht iſt, welcher die abſolute Indifferenz (nicht Identität) beider iſt. Dieſer Ungrund iſt das wahre Princip der Schelling'ſchen Philoſophie, und aus ihm mußte alſo die Differenz hervorgebracht werden. Dies iſt aber keineswegs geſchehen: denn dieſem Ungrund, als abſoluter Indifferenz, fehlt es ganz an einem Princip des Theilens; wie kömmt alſo Schelling von dieſer Einheit zur Dualität Gottes? „Der Urgrund theilt ſich aber (heißt es „V. d. Fr.", S. 499) in die zwei gleich ewigen Anfänge, nur damit die zwei, die in ihm als Ungrund nicht zugleich oder Eines ſeyn konnten, durch Liebe Eins werden, d. h. er theilt ſich nur, damit Leben und Liebe ſey und perſönliche Exiſtenz." Hier iſt offenbar Leben, Liebe und perſönliche Exiſtenz als nothwendig vorausgeſetzt neben dem Urgrund. Alſo nicht das Princip, der Urgrund iſt es, aus welchem die Differenz hervorgebracht wird, ſondern die Differenz wird willkürlich und ſelbſtändig neben der Einheit in das Abſolute geſetzt. Wir haben hiermit ganz vollſtändig das perſiſch-zoroaſtriſche Religionsſyſtem, wo aus einem höchſten, prädicatloſen, unbegreiflichen Grundweſen Zeruane akerene, dem Schelling'ſchen Urgrund, die beiden Principien des Lichts und der Finſterniß, des Guten und Böſen, Ormuzd und Ahriman hervorgehen. Ich laſſe hier unberückſichtigt, welche religiöſe Begriffe daraus hervorgehen, wie z. B., daß Gott nicht allein das Abſolute iſt, daß Gott einen von ſich verſchiedenen Grund hat, daß Gott aus einem Ungrund geworden iſt, daß Gott überhaupt erſt allmälig wird u. ſ. w., und unterſuche nur genauer, wie daraus die ſittlichen Begriffe im Einzelnen entwickelt werden.

Als Reſultat bleibt alſo ſtehen: das Princip der Identität an ſich kann ſich allein aus ſich ſelbſt gar nicht entwickeln: denn die Frage, wie von dem Standpunct der abſoluten Einheit zu dem Mannichfaltigen zu kommen ſey, bleibt immer unbeantwortet. Die Entwickelung geſchieht daher nur durch fremdartige Beimiſchung zum Princip, durch Hinzufügung der aus Erfahrung geſchöpften Mannichfaltigkeit zur Einheit. Da nun aber das Princip dieſer fremdartigen Beimiſchung immer widerſtrebt, ſo beſteht die ganze Entwickelung der Schelling'ſchen Philoſophie in nichts anderm als in einem Hin- und Herſchwanken zwiſchen dem Princip und dem Zuſatz, zwiſchen der Einheit und der Mannichfaltigkeit, Idealismus und Realismus; in einem ewigen Streben, beide als Eins darzuſtellen, und doch auch beide als Beſonderes

zu haben. Und ſo kömmt es, daß die Begriffe von objectiver Welt, Freiheit, Selbſtändigkeit, Perſönlichkeit, Gut und Bös ꝛc. immer bald als Eins mit dem Abſoluten, bald als etwas für ſich Seyendes dargeſtellt werden, und daß ſie deswegen in einen myſtiſchen Nebel verhüllt und aller Klarheit und Beſtimmtheit beraubt werden. Bei dieſem ewig wiederholten Spiel des Setzens und wieder Vernichtens des Seyns der Dinge bleibt jedoch für den Unbefangenen immer zuletzt das Reſultat ſtehen, daß alle jene Begriffe vor dem alles in die abſolute Einheit verſchlingenden Princip — Nichts ſind, und nur Etwas ſind durch empiriſche Zuſätze.

Wie alſo laſſen ſich aus dieſem Hypotheſenweſen die einzelnen zur Begründung der Sittlichkeit erforderlichen Begriffe von einer objectiven Welt, von Freiheit, Perſönlichkeit, Gut und Bös u. ſ. w. ableiten?

In Hinſicht der objectiven Welt und ihres Verhältniſſes zu Gott iſt nach den Schelling'ſchen Grundſätzen eine zweifache Anſicht möglich, eine idealiſtiſche und eine realiſtiſche, je nachdem man von der ſubjectiven oder objectiven Seite ausgeht; ſie endigen aber beide in dem Pantheismus, vermöge des Princips, das alles in das Eine verſchlingt und das Geſchaffene mit dem Schöpfer identificirt. Auf jeden Fall alſo wird das beſondere Seyn der Welt, im Unterſchiede von Gott, geleugnet, und es iſt nun eigentlich ziemlich gleichgültig, ob man die ideale Seite vorherrſchen laſſe und die Welt in Gott aufnehme, oder umgekehrt von dem Realen zum dem Idealen fortgehend, einen Materialismus aufſtelle, der Gott in die Welt aufgehen läßt und Gott nur zu einer Weltſeele, zur höchſten Naturkraft macht. Dieſe letztere Anſicht war indeſſen zu ſichtbar aller ethiſchen Deutung unfähig; darum läßt Schelling in ſeinen praktiſchen Schriften immer die idealiſtiſche Seite vorherrſchen. Die Ausdrücke, welche Schelling von der Welt gebraucht, als einer Offenbarung, Bejahung, Selbſtobjectivirung Gottes, als einem Selbſtſetzen, Selbſterkennen, Selbſtanſchauen Gottes, einer Ausbreitung, Evolution Gottes, einer Immanenz oder einem Seyn in Gott, drücken alle keine Realität der Welt aus, ſondern haben einen idealiſtiſchen oder pantheiſtiſchen Sinn. Einen ſolchen geben auch die oben genannten beiden Hypotheſen. Der Abfall von Gott erzeugt keine Realität, ſondern eben das Abgefallene iſt das wahre Nichts, ein Inbegriff von Nichtweſen; die Sinnenwelt oder Erſcheinungswelt iſt ein bloßes Scheinweſen, ein εἴδωλον, „Phil. u. Relig.", S. 35, 37 — 40 u. ſ. w. Durch die Trennung des Grundes von der Exiſtenz Gottes wird zwar auch die Natur als der Grund, etwas Verſchiedenes von Gott als Exiſtenz, aber der Grund iſt

doch nur in Gott, er iſt nichts ohne den actu exiſtirenden Gott, alſo Gott iſt die Exiſtenz, das Seyn und Weſen der Welt („V. der Freih.", S. 453, 454), und Schelling behauptet, daß nichts außer Gott ſey, daſ. S. 429 u. 431, ja er gibt ſelbſt die Erlaubniß, ſein Syſtem Pantheismus zu nennen, daſ. S. 502. Pantheismus aber iſt in dieſer Beziehung, wo es ſich blos um die Realität der objectiven Welt handelt, Eins mit Idealismus: denn beide leugnen ſie, und unterſcheiden ſich blos darin, daß der letztere die Welt in das Ich, die Vernunft, verſchlingt, der erſtere in Gott. Und damit haben wir zugleich den Unterſchied des Fichte'ſchen und Schelling'ſchen Idealismus bezeichnet. Bei Fichte war das Ich das Abſolute und das einzig Reale, bei Schelling war weder das Ich noch das Nicht-Ich real, ſondern eine Identität beider, das Abſolute oder Gott. Gemeinſchaftlich iſt alſo beiden die Vernichtung der Realität des Nicht-Ich, der objectiven Welt, und es kömmt bei Schelling nur hinzu, daß auch das Ich, alſo Geiſt und Freiheit, vernichtet wird. Wir ſehen alſo auch hier bei Schelling, wie oben bei Fichte, für die Tugend einen ſchweren Kampf gegen die Sinnenwelt, die — Nichts iſt, vorgeſchrieben; und da das feindſelige Verhältniß des Idealismus gegen das Sittliche ſchon bei Fichte gezeigt worden iſt, ſo kann dies hier übergangen und ſogleich die wichtigere Lehre von der Freiheit an den Schelling'ſchen Idealismus angeknüpft werden.

Schelling geht nämlich bei ſeinen Unterſuchungen über die Freiheit zuerſt von dem Standpunct des Idealismus aus, der zuerſt die Freiheit zum Eins und Alles der Philoſophie machte, und dem wir den erſten vollkommnen Begriff der formellen Freiheit verdanken ſollen. („V. d. Freiheit", S. 419 fg.) Allein der Idealismus, fährt Schelling fort, iſt doch nicht weniger als vollendetes Syſtem. Wir erhalten nämlich durch den Idealismus nur den allgemeinſten und blos formellen Begriff der Freiheit; dieſe muß aber eine Materie erhalten, und dadurch zu einer realen und lebendigen Bedeutung, als Vermögen des Guten und Böſen, erhoben werden. Dazu aber reicht es keineswegs hin zu behaupten: „daß Thätigkeit, Leben und Freiheit allein das wahrhaft Wirkliche ſeyen, es wird vielmehr gefordert, auch umgekehrt zu zeigen, daß alles Wirkliche (die Natur, die Welt der Dinge), Thätigkeit, Leben und Freiheit zum Grunde habe, oder in Fichte'ſchem Ausdruck, daß nicht allein die Ichheit alles, ſondern auch umgekehrt alles Ichheit ſey." (S. 420.)

Dieſer Standpunct der Identität aber iſt es, der Schelling gerade am ſicherſten zur Vernichtung der Freiheit führt, denn dieſer nöthigt ihn eben von der Aufgabe auszugehen, den Zuſammenhang des Begriffs der Freiheit mit dem Ganzen der Weltan-

ſicht, mit dem Abſoluten darzuthun, die, weil ſie unlösbar bleiben muß, zur Vernichtung der Freiheit nöthigt. Denn dadurch fällt Schelling unumgänglich nothwendig in Pantheismus und Fatalismus. („Von der Freiheit", S. 402.) Eine Philoſophie, die ihre Grenzen kennt, wird eine ſolche Aufgabe nie unternehmen. Sie wird es nie unternehmen, das, was dem wahren, ewigen Seyn der Dinge angehört, mit unſerem endlichen Verſtande begreifen zu wollen; ſondern ſie wird dies nur ſubjectiv als Glaube aufnehmen, ſie wird über das Ewige ſich nie ein poſitives Wiſſen anmaßen, ſondern ſie wird ſich dies nur negativ durch Verneinung der Schranken der Endlichkeit denken. So wird ſie alſo auch die Idee der Freiheit ſich nur negativ als Verneinung der Nothwendigkeit und des Cauſalzuſammenhanges der Dinge denken, und wenn mit dieſer Freiheit die Idee einer Gottheit, als abſolutes Princip alles Seyns, nach menſchlicher, endlicher Vorſtellung im Widerſpruch zu ſtehen ſcheint, ſo gehören dieſe Widerſprüche nicht zum wahren Weſen der Dinge, weil ſie poſitiv das Ewige ausſprechen, und es ſteht uns alſo nicht zu, über ſie zu urtheilen. Jeder Verſuch, über das negative Verhältniß der Ideen hinauszuſchreiten, führt unausweichlich zu Widerſprüchen, wie ſelbſt die einzelnen Eigenſchaften in Gott ſelbſt, z. B. Güte und Gerechtigkeit u. a. zeigen.

Nach dieſer Anſicht können wir auch nicht den von Schelling aufgeſtellten Begriff von der Freiheit annehmen, der als weſentlich ſogleich den Gehalt derſelben mit in ſich ſchließt, und ſo die bloß formelle Freiheit des Idealismus, von der wahren, zugleich auch materiellen unterſcheidet. („V. d. Freiheit", S. 422.) Aber dann wäre mit der Materie auch zugleich etwas Poſitives verbunden, und unſerem Begriff von der Negativität der Ideen gemäß halten wir das Formelle der Freiheit für das einzig Weſentliche derſelben, und laſſen die Materie aus der Welt der Erſcheinung hinzukommen. Daher halten wir es auch für zweckmäßiger, die Unterſuchung von der formellen Freiheit, die bei Schelling an das Ende geſtellt iſt, zu beginnen, hierauf im Beſondern etwas über Perſönlichkeit des Menſchen und über die Begriffe von Geiſt, Seele, Selbſtändigkeit und Individualität folgen zu laſſen, dann erſt von der materiellen Freiheit und von dem Begriffe Gut und Bös zu reden, und endlich die Sittlichkeit in ihrer Erſcheinung nach den vorhergehenden Grundſätzen zu betrachten.

Schelling geſteht ſelbſt („V. d. Freiheit", S. 402), daß die Freiheit als etwas Beſonderes betrachtet mit dem Abſoluten unvereinbar ſey. Gottes Allmacht läßt keine andere Macht neben ſich zu. „Abſolute Cauſalität in Einem Weſen läßt allen andern nur unbedingte Paſſivität übrig."

Dieſer Widerſtreit der Freiheit mit dem Abſoluten oder der Gottheit kann nicht anders gelöſt werden, als indem man die Freiheit in das göttliche Weſen ſelbſt rettet, und ſagt: „daß der Menſch nicht außer Gott, ſondern in Gott ſey, und daß ſeine Thätigkeit ſelbſt mit zum Leben Gottes gehöre.“ (S. 404.) Pantheismus nämlich, behauptet Schelling (S. 403), kann zwar einen fataliſtiſchen Sinn haben, er iſt aber keineswegs weſentlich damit verbunden, im Gegentheil hat von jeher das lebendigſte Gefühl der Freiheit zum Pantheismus getrieben. Eben ſo erklärt er ſich in Philoſophie und Religion. Wahrhaft frei, heißt es S. 37 — 40, iſt das Abgefallene nur, inſofern es zugleich im Abſoluten iſt, d. h. es iſt abſolut und wahrhaft frei nur in der abſoluten Nothwendigkeit. Indem es daher in ſeiner eigenen Qualität, als ein von der Nothwendigkeit getrenntes Freies iſt, hört es auf wahrhaft frei zu ſeyn, es iſt als ſolches nur ein Scheinleben; Freiheit in ihrer Losſagung von der Nothwendigkeit iſt das wahre Nichts. Alſo auch die Freiheit der menſchlichen Seele in ihrer Losſagung von der Nothwendigkeit oder vom Abſoluten, d. i. ihre Freiheit als Individuum iſt das wahre Nichts, denn wahrhaft frei vermag die Seele nicht zu ſeyn, ohne zugleich im Unendlichen oder Abſoluten, alſo nothwendig zu ſeyn, oder die abſolute, wahre Freiheit iſt nur die, welche mit der abſoluten Nothwendigkeit Eins iſt. (Daſ. S. 56 u. 57.) Damit iſt doch wohl deutlich genug erklärt, was Schelling von der Freiheit halte, und daß es wenigſtens ganz gewiß nicht diejenige ſeyn könne, aus welcher eine ſittliche Zurechnung hervorgebracht werden könne. Und dennoch unternimmt es Schelling, die Zurechnung mit dieſer Freiheit in Harmonie zu bringen. Freiheit nämlich, ſagt Schelling („V. d. Freiheit“, S. 463 fg.), iſt eben ſo wenig ein Vermögen ohne alle beſtimmende Gründe zu wollen — dies wäre Zufall, der undenkbar iſt, — als empiriſche Nothwendigkeit, d. i. Zwang, ſondern es iſt eine innere, intelligible Nothwendigkeit, die aus dem Weſen des Handelnden nothwendig hervorgeht. Durch den Idealismus iſt die Freiheit in ihr wahres Gebiet, in das Intelligible verſetzt worden, und demnach iſt ſie einestheils über aller Natur und außer allem Cauſalzuſammenhang der Natur, anderntheils aber erhält ſie nothwendig durch das Intelligible eine Beſtimmung, ſie wird durch das eigene Weſen, die innere Natur des Handelnden beſtimmt, denn (S. 467) „frei iſt, was nur den Geſetzen ſeines eigenen Weſens gemäß handelt, und von nichts anderem weder in noch außer ihm beſtimmt iſt.“ Und dies iſt der Punct, in welchem Freiheit und Nothwendigkeit in Eins zuſammenfallen; innere Beſtimmtheit, intelligible Nothwendigkeit iſt Freiheit, ſie ſind beide Ein Weſen, nur von

verſchiedenen Seiten betrachtet, an ſich Freiheit, formelle Nothwendigkeit. Nach dieſer Theorie von der Freiheit iſt es völlig conſequent, wenn es S. 469 heißt: „daß Judas ein Verräther Chriſti wurde, konnte weder er ſelbſt, noch eine Creatur ändern", aber unbegreiflich ſind die Worte, die gleich hinzugeſetzt werden: „und dennoch verräth er Chriſtum nicht gezwungen, ſondern willig und mit völliger Freiheit." Denn nach dieſer Beſtimmung wäre das Thier das ſeinem Inſtinct folgt, die Pflanze die ſich nach innern Geſetzen entwickelt, und der Stein der nach dem Geſetz der Schwere fällt, nicht weniger frei als der Menſch, denn auch ſie bewegen ſich nach den Geſetzen ihres Weſens. Schelling leugnet nicht (S. 467), daß, wäre jenes Weſen des Menſchen ein todtes, blos gegebenes, die Zurechnungsfähigkeit und Freiheit aufgehoben wäre; aber eben jene innere Nothwendigkeit iſt ſelber die Freiheit; das Weſen des Menſchen iſt weſentlich ſeine eigene That. Sie iſt es durch einen Uract, eine intelligible That, die vor und außer aller Zeit, der Ewigkeit angehört, und die einzelnen, erſcheinenden Handlungen ſind nothwendig aus dieſer intelligiblen That. Hier haben wir den vollendeten intelligibeln Fatalismus, der mit der kirchlichen Prädeſtinationslehre von einer Vorherbeſtimmung der Menſchen zum Guten oder Böſen weſentlich Eins iſt. Denn es iſt nicht einzuſehen, was es in Bezug auf die ſittliche Zurechnung für einen Unterſchied mache, ob die Vorherbeſtimmung durch einen abſoluten Rathſchluß Gottes geſchehe, oder (S. 471) durch eine „mit der Schöpfung gleichzeitige Handlung", wodurch das Weſen des Menſchen erſt hervorgebracht würde, denn in beiden Fällen that es nicht der Menſch ſelbſt. Die zu Grunde liegende Idee, gegen die Niemand etwas einzuwenden haben kann, iſt die, daß man bei jeder menſchlichen That, das was der Erſcheinung angehört, von ihrem wahren Seyn unterſcheiden muß, und daß die Zurechnung ſich nicht auf die That als Erſcheinung, ſondern auf das wahre Seyn derſelben, alſo das Intelligible in derſelben beziehe. Denn man kann das geſammte Gebiet des menſchlichen Handelns, inſofern es Erſcheinung iſt, ganz nach phyſiſchen und pſychologiſchen Geſetzen einer ſtrengen empiriſchen Nothwendigkeit unterworfen denken, ohne daß dadurch die Freiheit und Zurechnung im geringſten beeinträchtigt würde, und Kant und Fries haben dieſe Idee durch den Unterſchied des empiriſchen Charakters von dem intelligiblen Charakter ausgedrückt, und in dieſem Sinne hat ſelbſt die auffallende Behauptung Schelling's, daß Freiheit und Nothwendigkeit im Grunde Eins ſeyen, nur von verſchiedenen Geſichtspuncten betrachtet, einen wahren Sinn, inſofern nämlich ein und daſſelbe menſchliche Handeln, von dem Standpunct der Erſcheinung betrachtet, ganz als Nothwendigkeit

erſcheint, von dem Standpunct des wahren Seyns aber ganz als Freiheit. Dieſen Sinn aber hat Schelling's Satz nicht, denn nach ihm iſt gerade in dem wahren Seyn, in dem Abſoluten, die Einheit der Freiheit und Nothwendigkeit, die intelligible That ſelbſt eine nothwendige That des Abſoluten. Nach dem Grundſatz der Negativität der Ideen kann man nichts weiter ſagen, als, die intelligible That, oder der intelligible Charakter iſt — nicht aus der Natur, d. h. frei. Aber in welchem Zuſammenhange dieſer intelligible Charakter mit dem ewigen Seyn, der Gottheit und Nothwendigkeit ſtehe, daß liegt außerhalb der Grenzen unſerer Erkenntniß. Dieſe intelligible That kann keine Zurechnung begründen, denn ſie iſt über und außer menſchlichem Seyn und Weſen. Freiheit iſt hier nicht in dem Menſchen, ſondern der Menſch iſt und wird erſt durch Freiheit, er wird durch die intelligible That erſt hervorgebracht. Vor dem Uract hat der Menſch noch kein Seyn, da er („V. d. Freiheit", S. 469) „dem Bewußtſeyn und dem Weſen des Menſchen vorangeht, es erſt macht;" er kann alſo mit einem Worte nichts ſeyn als ein Act des Abſoluten, der Gottheit. Alſo, wenn auch die intelligible That ſelbſt frei war, die einzelnen daraus folgenden Handlungen des Menſchen ſind es nicht mehr, oder, wenn der Menſch auch frei war, ſo iſt er es doch nicht. Aber auch der Uract ſelbſt iſt nicht frei, denn in Gott iſt Freiheit = Nothwendigkeit. Er iſt eine nothwendige Offenbarung Gottes, Gott muß ſich offenbaren, er wäre nicht Gott, nicht perſönlicher, wirklich exiſtirender Gott, wenn er ſich nicht offenbart hätte; alſo die Natur der Sache, eine höhere Nothwendigkeit als Gott ſelbſt, gleichſam ein über Gott erhabenes Schickſal nöthigt Gott zu dem Uract der Selbſtoffenbarung. Wir ſehen hier Schelling wieder auf ſein Princip des All-Eins zurückkommen; aber eben damit iſt auch die Freiheit und Zurechnungsfähigkeit gänzlich vernichtet, und ſtarre Nothwendigkeit über Gott und Welt zugleich ausgegoſſen.

Eben ſo in der Lehre von der menſchlichen Selbſtändigkeit und Perſönlichkeit, welche ebenfalls für die moraliſche Zurechnung erfordert wird. Wie die formelle Freiheit mit der Nothwendigkeit, ſo ſtreitet die individuelle Selbſtändigkeit und Perſönlichkeit mit dem Seyn in Gott. Vermöge ſeines Princips des Abſoluten ſoll bei Schelling auch die Sittlichkeit für eine abſolute Vernunft ſeyn. Für eine abſolute Vernunft aber iſt Sittlichkeit undenkbar, denn dieſe ſetzt nothwendig ſinnliche Beſchränkung voraus. Für eine abſolute Vernunft gibt es kein Geſetz, kein Sollen, denn alles iſt in ihr vollkommnes Seyn. Sittlichkeit aber iſt ein Kampf, ein Streben, das etwas Widerſtrebendes, Reales vorausſetzt. Es gibt aber nach der Identitätslehre

außer dem All-Eins gar nichts beſonderes Reales, und die Geſchöpfe werden mit dem Schöpfer identificirt, alſo alle Selbſtändigkeit der erſteren vernichtet. Schelling leugnet zwar dieſe Vermiſchung Gottes mit den Dingen durch den Pantheismus; aber eben was er zu ſeiner Vertheidigung anführt, daß nämlich bei Spinoza der Unterſchied zwiſchen Gott und den Dingen auf das ſchärfſte ſo beſtimmt werde, („V. d. Freiheit", S. 404) daß „Gott das iſt, was in ſich iſt, und aus ſich begriffen wird, das Endliche aber, was nothwendig in einem Andern (Gott) iſt", ſpricht es ja ausdrücklich mit aus, daß das Endliche nichts für ſich, ſondern nur in Gott Etwas iſt, und die Dinge ſind allerdings nach dieſer Erklärung nicht toto genere, ſondern nur gradweiſe, als Modificationen, von Gott verſchieden. Die Erklärung von dem Satze der Identität aber, wodurch Schelling (daſ. S. 406) ſich herauszuziehen ſucht, daß nämlich Identität nicht Einerleiheit zwiſchen Subject und Prädicat, ſondern nur eine Uebereinſtimmung in irgend einer Beziehung bedeute, iſt wahrhaftig nichts als eine leere Ausflucht. Denn trotz des Anathemas der größten „dialektiſchen Unmündigkeit", das S. 407 gegen dieſe Art der Auslegung geſchleudert worden iſt, wagt es Ref. dennoch zu behaupten, daß nicht allein die Wortbedeutung von Identität keinen andern Sinn vorausſetzen laſſe, ſondern daß auch das ganze Syſtem Schelling's, welches eben darauf beruht, daß alle Dinge in der höchſten, abſoluten Einheit ſind, durch dieſe Bedeutung, welche neben der Einheit auch die Differenz ſtehen läßt, fallen müßte, wenn man die Identität ſo verſtehen wollte; denn daß das Vollkommene mit dem Unvollkommenen, das Gute mit dem Böſen, die Freiheit mit der Nothwendigkeit, die Seele mit dem Leib, in irgend etwas Eins ſey, wer kann dies leugnen? und wäre es auch in nichts anderem als darin, daß ſie alle gedacht werden, daß ſie Ideen oder Begriffe ſind; aber was iſt denn auch damit geſagt? Wenn er aber S. 412 behauptet, die Einheit oder Identität ſey keineswegs eine unempfindliche und unlebendige, ſondern eine unmittelbar ſchöpferiſche, und wenn er neben dem Geſetz der Identität als gleich urſprünglich das des Grundes und der Folge annimmt, nun ſo geht er eben über ſein Princip hinaus und ſetzt neben der Einheit noch Mannichfaltigkeit.

Schelling fährt hierauf (S. 409 fg.) fort zu zeigen, daß nicht allein Individualität und Selbſtändigkeit, ſondern ſelbſt Freiheit durch den Pantheismus oder die Immanenz in Gott nicht aufgehoben werde, vermiſcht aber hierbei faſt durchgängig die Begriffe von Selbſtändigkeit und Freiheit. Durch die Abhängigkeit der Geſchöpfe von Gott ſoll, nach Schelling (S. 413), die

Selbständigkeit nicht aufgehoben werden, weil durch die Abhängigkeit nicht das Wesen, sondern der Ursprung bestimmt werde, und jedes organische Wesen dem Werden nach, nicht aber dem Seyn nach abhängig sey. Aber liegt nicht im Pantheismus auch eine Abhängigkeit dem Seyn nach? Noch weniger aber ist mit der Selbständigkeit ein Begriffenseyn in Gott vereinbar, und wenn Schelling dieses selbst mit der Freiheit für vereinbar hält, so zeigt er hierbei am deutlichsten seine Verwechselung der Freiheit mit Selbständigkeit. S. 413 sagt er: „Wäre das in einem Andern Begriffne nicht selbst lebendig, so wäre eine Begriffenheit ohne Begriffenes, d. h. es wäre nichts begriffen", und führt dafür das einzelne Glied, wie das Auge, im ganzen menschlichen Organismus an, dem er nicht allein Leben, sondern selbst Freiheit zuschreibt. Also das ist die Freiheit, die Schelling dem Menschen zuschreibt! Die Freiheit eines Gliedes am Körper, dem nichts als ein durchaus abhängiges Leben, nicht aber Selbständigkeit, geschweige Freiheit gehört. Schelling fährt fort: „Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen. Die Folge der Dinge aus Gott ist eine Selbstoffenbarung Gottes. Gott aber kann nur sich offenbar werden in dem, was ihm ähnlich ist, in freien, aus sich selbst handelnden Wesen." Wenn aber alles, was aus Gott kommt, frei seyn muß, so muß die ganze Schöpfung, auch die leb- und vernunftlose, frei seyn, und der Mensch steht also wieder auf gleicher Stufe mit der ganzen Natur. Was zu viel beweist, beweist aber gar nichts. Auch hat hier der Cirkelgang der Schelling'schen Deduction schon wieder ein Ende, denn S. 415 kehrt sie in ihren Anfangspunct zurück, wenn sie also schließt: „So wenig widerspricht sich Immanenz in Gott und Freiheit, daß gerade nur das Freie und so weit es frei ist, in Gott ist, das Unfreie und so weit es unfrei ist, nothwendig außer Gott." Wir wissen nun also, so wie ein Auge oder eine Hand sich nach dem Willen des Menschen bewegt, so bewegen sich die Menschen nach dem Willen Gottes, und dies ist die Schelling'sche Selbständigkeit und Freiheit! Damit stimmt die Art überein, wie sich Schelling darüber in „Philosophie und Religion" ausspricht. Ich erinnere dabei wieder an die idealistische Ansicht dieses Buches über die objective Welt überhaupt, welche einem Gegenbilde des Absoluten, einem Bilde im Reflex, oder einem Bild im Spiegel gleich ist, also für sich Nichts. („Philos. u. Relig.", S. 26.) Demnach ist das Reale wahrhaft nur in sich selbst etwas, insofern es zugleich im Absoluten ist, oder es ist nur ganz real, in wie fern es ganz ideal ist. (S. 29.) Die einzelnen Einheiten oder Ideen, welche das Reale aus sich selbst erzeugt (einzelne Individuen), sind die besonderen, einzelnen Bilder, in welchen

das Ideale dargeſtellt iſt und ſich ſelbſt erkennt oder anſchaut. (S. 29.) Nach der Abfallstheorie aber iſt Selbſtändigkeit und Perſönlichkeit durch Abfall vom Abſoluten entſtanden, dieſe Welt des Abgefallenen aber iſt nichts Reales, ſondern ein Inbegriff von Nichtweſen, ein bloßes Scheinbild, εἴδωλον. (S. 35 fg.) Dies gilt auch von der gefallenen Idee, welche die endliche Seele, das endliche, individuelle, empiriſche Ich iſt. Die Seele hat zwar die Möglichkeit, in das Abſolute zurückzukehren, oder in dem Abfall zu beharren, aber dieſe Freiheit (zu beharren) iſt Nichts, die Freiheit in ihrer Losſagung von dem Abſoluten, d. i. ihre Freiheit als Individuum iſt das wahre Nichts. (S. 36 fg., 56.)

Nach ſolchen Anſichten von der formellen Freiheit ſteht es auch um die materielle Freiheit, wie Schelling ſie nennt, oder um die Realität der Begriffe von Gut und Bös ſehr mislich. Bei der materiellen Freiheit, als einem Vermögen des Guten und des Böſen, kommt alles darauf an, die Realität dieſer beiden Begriffe zu ſichern. Hier tritt aber ſogleich die Schwierigkeit entgegen, das Böſe mit dem Princip des Abſoluten, oder mit Gott, als dem allervollkommenſten Weſen, in Harmonie zu bringen, und es entſteht ſo für die Schelling'ſche Philoſophie, ſo wie überhaupt für jeden Dogmatismus, die Aufgabe einer Theodicee. Schon die Bedeutung dieſes Namens, eine Rechtfertigung Gottes durch den Menſchen, ſpricht deutlich das Widerſinnige des Unternehmens aus, da weder der echte Glaube an Gott einer ſolchen Rechtfertigung bedarf, noch der Menſch derſelben fähig iſt. Alle Verſuche dieſer Art ſind auch bis jetzt noch mislungen, und müſſen immer mislingen, weil es über die Grenzen der menſchlichen Vernunft hinausliegt, von dem Ewigen eine poſitive Erkenntniß zu gewinnen. Schelling ſelbſt weiß ſich nicht anders vor einem unhaltbaren, verzweifelnden Dualismus zu ſchützen, als indem er, ſo wie oben die Freiheit, ſo auch hier das Böſe in das Abſolute, in Gott ſelbſt rettet, und dadurch entweder die Realität des Böſen, oder den Begriff Gottes, als eines allervollkommenſten Weſens, vernichtet. Schelling erklärt („Von d. Freih.", S. 422) gerade dieſen Punct für den ſchwierigſten in der ganzen Lehre von der Freiheit, und die Darſtellung der verſchiedenen Verſuche (S. 422 — 428), dieſe Schwierigkeit zu heben, zeigt als Reſultat, daß zwar das Syſtem der Immanenz in Gott die Schwierigkeit am auffallendſten zeige, daß aber auch alle andern Verſuche den Zuſammenhang des Böſen mit Gott anders darzuſtellen zuletzt zu dem Reſultat führen, daß nur die Wahl übrig bleibe, entweder zwiſchen dem Dualismus, einem Syſtem der Selbſtzerreißung und Verzweiflung der Vernunft, oder auf irgend eine Weiſe, ſey ſie auch noch ſo fein bedingt und vermittelt, das

Böse aus dem Guten selbst abzuleiten, und also beiden in ihrer Wurzel als gleiche Quelle des Absoluten die Gottheit anzuweisen und sie dadurch zu identificiren. Auch Schelling schlägt diesen letztern Weg ein, und benutzt dazu seinen, schon oben von uns dargestellten Unterschied zwischen Grund und Existenz Gottes, oder vielmehr diesen Unterschied hat er vorzüglich zum Behuf der Erklärung des Guten und Bösen selbst ausgesonnen. Das Böse nämlich darf nicht Gott zugeschrieben werden; dennoch aber ist, nach den Grundsätzen des Pantheismus, außer Gott nichts; das Böse muß daher aus etwas hergeleitet werden, das nicht außer Gott und doch nicht Gott selbst ist. Ein solches ist aber nichts anderes als der Grund Gottes, der nicht Gott selbst, als actu existirender ist, aber doch auch nicht außer Gott ist, weil Gott seinen Grund in sich selber haben muß, es ist die Natur — in Gott. (S. 429.) Die allmälige Entwickelung des Grundes zur Existenz, der Sehnsucht zum Verstande oder des dunkeln Princips zu dem Lichtprincip gibt die Mannichfaltigkeit der Geschöpfe. Die Schöpfung ist also nur eine Trennung der beiden Principien, die in Gott ungetrennt sind. Die Bildung geschieht durch Scheidung der Kräfte des Grundes, vermittelst des Verstandes, oder durch Entfaltung der in dem Chaos des Grundes als Saame liegenden Einheit des Verstandes, oder durch Ein-Bildung des Wortes des Verstandes in den dunkeln Grund, oder durch Erweckung, indem der Verstand die in dem geschiedenen Grund verborgene Einheit oder Idee hervorhebt. (S. 432—435.) Jedes der auf diese Weise entstandenen Wesen hat daher ein doppeltes Princip in sich, das jedoch im Grunde nur Eins ist, von den beiden möglichen Seiten betrachtet. Das erste Princip ist das, wodurch sie von Gott geschieden oder wodurch sie im bloßen Grunde sind; das andere, wodurch sie im Verstande vorgebildet sind. Das erstere ist der Eigenwille der Creatur, blinder Wille, Begierde; das andere ist der Verstand als Universalwille. Je weiter die Bildung oder Scheidung der Kräfte des Grundes vorschreitet, desto mehr durchdringen sich die beiden Principien einander, und desto mehr nähern sie sich der vollkommenen Einheit beider. (S. 436.) Außer in Gott findet diese vollkommene Einheit, oder diese Erhebung des allertiefsten Centri (des dunkeln Grundes) in das Licht nur bei dem Menschen statt. In ihm ist die ganze Macht des finstern Princips und zugleich die ganze Kraft des Lichts. Die Identität des Princips der Selbstheit oder der Finsterniß mit dem idealen Princip des Lichts ist Geist. Der Geist steht über beiden Principien, über der Creatur und Natur, über Licht und Finsterniß, er ist frei von beiden Principien, er ist Wille, Freiheit. Aber dadurch, daß der Geist Geist, d. i. frei, über der

Natur iſt, hat er die Möglichkeit in ſich, ſich von dem Licht zu trennen, oder der Eigenwille kann ſtreben, das, was er nur in der Identität mit dem Univerſalwillen iſt, als Particularwille zu ſeyn. Und hierin beſteht der Unterſchied der Identität der beiden Principien im Menſchen, von der in Gott. Im Menſchen iſt ſie auflöslich, in Gott unauflöslich. Dieſe Möglichkeit der Trennung beider Principien iſt diejenige moraliſche Freiheit, die Schelling ſuchte, es iſt die Möglichkeit des Guten und des Böſen. Das Böſe aber iſt hiernach weder das eine noch das andere Princip an ſich, ſondern das falſche Verhältniß zweier an ſich weder guter noch böſer Principien, oder poſitive Verkehrtheit oder Umdrehung der Principien; denn nicht der Wille des Grundes an ſich iſt bös, ſondern nur inſofern er aus dem Centro gewichen und in die Peripherie getreten, oder inſofern er nicht mehr in dem Univerſalwillen, ſondern für ſich ſelbſt ſeyn will. (S. 440 u. 441.) Dieſer Begriff des Böſen, fährt Schelling (S. 441 fg.) fort, iſt der allein richtige, denn er allein betrachtet das Böſe als einen poſitiven Gegenſatz des Guten, alle andern hingegen geben ihm nur den verneinenden Begriff der Unvollkommenheit der Creatur, und beſtimmen daſſelbe als etwas blos Paſſives, als Einſchränkung, Mangel; Beraubung, Begriffe, die der eigentlichen Natur des Böſen völlig widerſtreiten. Dies zeigt ſchon die Betrachtung, daß der Menſch, als die vollkommenſte aller ſichtbaren Creaturen, des Böſen allein fähig iſt, und daß der Teufel, nach chriſtlicher Anſicht, nicht die limitirteſte Creatur war, ſondern vielmehr die illimitirteſte. Wollte jemand erwidern, daß ja eben die Umkehrung der Ordnung oder die Disharmonie eine Privation, nämlich eine Privation der Einheit ſey, ſo kann man dieſen Einwurf damit zurückweiſen, daß nicht die Trennung der Kräfte an ſich Disharmonie ſey, ſondern die falſche Einheit (?) derſelben, die nur beziehungsweiſe auf die wahre, eine Trennung heißen kann. Aber eben jene falſche Einheit zu erklären, bedarf es etwas Poſitives, welches ſonach im Böſen nothwendig angenommen werden muß. Von jener negativen Anſicht des Böſen gehen alle diejenigen aus, welche es einzig von der Sinnlichkeit oder der Animalität oder dem irdiſchen Princip ableiten, wie der Philanthropismus unſeres Zeitalters. Nach dieſer Erklärung beſteht das Böſe blos in der Trägheitskraft der Materie oder in der Beſchränkheit der Endlichkeit. Aber dann würde die Sinnlichkeit oder das leidende Verhalten gegen äußere Eindrücke mit einer Art von Nothwendigkeit böſe Handlungen hervorbringen, und ſomit würde für das Böſe die Freiheit, alſo auch die Realität des Böſen für den Menſchen verloren gehen. Denn die Schwäche oder Nichtwirkſamkeit des verſtändigen Princips kann

zwar ein Grund des Mangels guter Handlungen ſeyn, nicht aber ein Grund poſitiv-böſer und tugendwidriger; und ſo wie es einen Enthuſiasmus für's Gute gibt, eben ſo gibt es eine Begeiſterung für's Böſe.

Gegen dieſe Erklärung des Böſen aber laſſen ſich manche bedeutende Einwendungen machen. Zuerſt muß bemerkt werden, daß ſich Schelling eine ganz falſche Vorſtellung von der Ableitung des Böſen aus der Sinnlichkeit zu machen ſcheint, wenn er meint, daß nach dieſer das Böſe mit Nothwendigkeit aus der Sinnlichkeit hervorgehen müſſe, und daß alſo die Sinnlichkeit an ſich das Böſe ſey. Es iſt dies gerade am allerwenigſten die Anſicht des Philanthropismus unſerer Zeit, dem er ſie doch unterlegt; ſondern höchſtens möchten einige Myſtiker oder neuplatoniſche Philoſophen ſo feindſelig gegen die Sinnlichkeit geſinnt ſeyn. Im Gegentheil findet gerade das, was Schelling an dieſer Ableitung des Böſen aus der Sinnlichkeit tadelt, auch in ſeiner Deduction, nur mit verändertem Namen, eben ſo ſtatt. Statt der beiden Principien des Grundes und des Lichtes ſetze man die Sinnlichkeit und die Vernunft; das Princip des Grundes iſt nicht an ſich böſe, ſo wie auch die Sinnlichkeit nicht an ſich böſe iſt, ſondern nur durch Umkehrung ihres wahren Verhältniſſes zur Vernunft, oder dadurch, daß die Sinnlichkeit ſich von der Vernunft trenne und über ſie erhebe. Dieſe Losſagung und Erhebung geſchieht keineswegs, wie Schelling behauptet, mit Nothwendigkeit, ſondern beſteht immer in einer freien Zulaſſung der Vernunft, die das Vermögen der Oberherrſchaft über die Sinnlichkeit beſitzt, und dieſes alſo mit Freiheit aufgibt, wenn ſie der Sinnlichkeit nachgibt. Denn der Wille des Menſchen wird von außen zwar afficirt, aber nie beſtimmt. Dagegen läßt ſich gerade von der Schelling'ſchen Deduction bezweifeln, ob nach ihr das Böſe mit Freiheit geſchehen könne. Die Möglichkeit des Böſen beruht nach Schelling auf der Möglichkeit der Trennung der beiden Principien. Nun iſt aber der Menſch nur Geiſt, über dem Creatürlichen, oder frei durch die Identität beider Principien. Die Trennung derſelben hebt alſo auch den Geiſt und die Freiheit des Menſchen wieder auf und ſetzt ihn in das Creatürliche herab. Derjenige Act alſo, der das Böſe hervorbringen ſoll, oder der vielmehr ſelbſt ſchon bös iſt (denn das Böſe beſteht ja nicht in der äußern, ſondern der inneren That, dem Entſchluß) hebt, nach dieſer Anſicht, die Möglichkeit des Böſen auf. Auch dagegen, daß das Böſe durchaus etwas Poſitives ſeyn müſſe, läßt ſich vieles einwenden. Erſtlich, wenn auch die Fähigkeit des Böſen an dem Menſchen, im Vergleich mit den andern Geſchöpfen und an dem Teufel, als eine Voll-

kommenheit erſcheint, ſo iſt ſie doch im Vergleich mit Gott, in dem die beiden Principien unauflöslich ſind, entweder an dem Menſchen eine Unvollkommenheit, oder dieſe Unauflöslichkeit iſt in Gott eine Unvollkommenheit in Vergleich mit dem Menſchen, ſo daß dieſer als freies Weſen vor Gott als nichtfreiem einen Vorzug hat. Wenn das Gute als Einheit oder Harmonie dargeſtellt wird, ſo kann das Böſe nur als Disharmonie, alſo als Negation der Einheit, dieſem entgegengeſetzt werden, und eine falſche Einheit, eine falſche Harmonie, die Schelling, um den poſitiven Charakter des Böſen zu behaupten, der wahren Einheit des Guten entgegenſtellt (S. 448), iſt ein Gedanke, der in ſich ſelbſt widerſprechend und völlig undenkbar iſt. Ueberhaupt aber hat dieſe ganze Erklärung des Böſen als etwas Poſitiven die Bedeutung, daß das Böſe etwas Abſolutes ſey, daß es in dem Abſoluten als etwas Poſitives exiſtire. Dieſe Idee, die freilich aus dem Schelling'ſchen Princip, nach welchem alles aus dem Abſoluten abgeleitet und erklärt werden muß, wirklich fließt, nöthigte auch hier das Daſeyn des Böſen in dem Abſoluten zu erklären und das Böſe theoretiſch, als objective Wahrheit zu erkennen. Hier aber iſt der Punct, in welchem der Grundfehler der Schelling'ſchen Anſicht von dem Böſen liegt, der alſo wiederum mit ſeinem fehlerhaften Princip zuſammenhängt. Erklären läßt ſich überhaupt nichts aus dem Abſoluten, weil ſich nichts Poſitives darin erkennen läßt, und wir haben das volle Recht, die Schwierigkeiten, welche die Vereinigung des Böſen mit dem Abſoluten immer haben muß, allein mit unſerer Unwiſſenheit zurückzuweiſen, denn es liegt außerhalb der Grenze unſerer Vernunft, etwas weiteres als die Verneinung der Schranken des Endlichen anzuerkennen. Schelling aber weiß nichts von dieſen Schranken, und darum muß er auch eine theoretiſche und objective Erkenntniß von dem Böſen zu gewinnen ſuchen. Theoretiſch aber hat das Böſe gar keine Bedeutung, ſondern nur praktiſch, durch Deutung und Anwendung der Idee der Freiheit auf die Erſcheinung. Der reine Glaube weiß nichts von dem Böſen, das wahre Seyn iſt das Reich der abſoluten Zweckmäßigkeit, und in ihm iſt alles gut. Nur indem wir das Seyn in ſich oder die Idee auf die Erſcheinung anwenden und ſie mit einander vergleichen, entſteht aus dem Widerſpruch zwiſchen beiden das Böſe. Das Böſe iſt aber auch ferner nichts Objectives, ſondern nur ein ſubjectives Verhältniß des intelligiblen Charakters zum empiriſchen. Es iſt ein großer Unterſchied, ob man das Böſe objectiv von dem Standpunct der totalen Weltanſicht betrachte, oder nur ſubjectiv für die menſchliche Individualität und Perſönlichkeit. Von dem erſteren Standpunct aus ver-

ſchwindet die Realität des Böſen in der Idee der abſoluten Zweckmäßigkeit oder der beſten Welt. Nur auf dem ſubjectiven Standpunct, der von der Idee der Intelligenz, des Geiſtes, ausgeht, läßt ſich die Realität des Böſen halten. Und in Beziehung auf die Intelligenz muß allerdings das Böſe als etwas Poſitives anerkannt werden. Zwar können wir nicht anders als in der Erſcheinung das Böſe wahrnehmen, aber in der Erſcheinung ſpricht ſich ja eben das Seyn an ſich, alſo in dem menſchlichen Handeln ſpricht ſich die Idee der Freiheit aus, alſo muß auch die Realität des Böſen in dem wahren Seyn liegen. Intelligible oder geiſtige und ſinnliche, oder empiriſche Natur ſind beide das gleiche Weſen, die gleiche Realität, nur entweder als äußere oder als innere Natur betrachtet. Wenn alſo auch das Böſe immer nur durch die ſinnliche Natur in Anregung gebracht wird, ſo iſt es doch immer nur ein und daſſelbe wahre Weſen, die Freiheit, welche den Entſchluß faßt, und der wir alſo das Böſe zumeſſen müſſen. Das Böſe iſt eine That des wahren Weſens das Menſchen, und wir müſſen alſo allerdings einen Hang zum Böſen, als weſentliche Eigenſchaft des Menſchen anerkennen. Nur ſubjectiv können wir alſo dem Böſen einen poſitiven Charakter zuerkennen, durchaus aber nicht objectiv, aus dem Standpunct des Abſoluten. Wie dieſer Standpunct das Böſe in Widerſtreit mit den Ideen von Gott und der beſten Welt verſetze, und wie in dieſem Widerſtreit die Realität des Böſen untergehen müſſe, dies wollen wir nun weiter an Schelling's Unterſuchungen ſelbſt beobachten. Die Wirklichkeit des Böſen, ſagt Schelling („Freih.", S. 451, ff.), beruht darauf, daß die zwei Principien nothwendig zur Offenbarung Gottes ſind. Denn jedes Weſen kann nur in ſeinem Gegentheile offenbar werden, Liebe nur in Haß, Einheit im Streit. Wäre keine Zertrennung der Principien, ſo könnte die Einheit ihre Allmacht nicht erweiſen; wäre nicht Zwietracht, ſo könnte die Liebe nicht wirklich werden. Gott ſelbſt, damit er ſeyn kann, bedarf eines Grundes, obgleich in ihm ſelbſt, doch von ihm verſchieden. Der Wille der Liebe und der Wille des Grundes ſind zwei verſchiedene Willen, deren jeder für ſich iſt, aber der Wille der Liebe kann dem Willen des Grundes nicht widerſtehen, noch ihn aufheben, weil er ſonſt ſich ſelbſt widerſtreben müßte; denn der Grund muß wirken, damit die Liebe ſeyn könne, und er muß unabhängig von ihr wirken, damit ſie reell exiſtire. Wollte nun die Liebe den Willen des Grundes zerbrechen, ſo würde ſie gegen ſich ſelbſt ſtreiten und wäre nicht mehr die Liebe. Dies Wirkenlaſſen des Grundes iſt der einzig denkbare Begriff der Zulaſſung. Der Wille des Grundes und der der Liebe werden alſo gerade dadurch Eins, daß ſie geſchieden ſind.

Hier drängt ſich die Frage auf: wie kann eine Zulaſſung Gott von der Theilnahme an dem Böſen befreien, die Schelling ſelbſt vorher mit vollem Rechte verworfen hatte, weil ſie ein mittelbares negatives Hervorbringen des Böſen durch Gott in ſich ſchließt? Aber iſt denn das, was Schelling hier ſo nennt, wirklich Zulaſſung, oder iſt es nicht vielmehr Zwang? Der Wille der Liebe muß den Willen des Grundes wirken laſſen, wenn er nicht ſich ſelbſt, als Liebe, aufheben will; Gott muß das Princip des Grundes zulaſſen, wenn er nicht ſeine Exiſtenz vernichten will; denn die Selbſtoffenbarung Gottes, d. i. der Act ſeiner Exiſtenz, iſt bedingt durch das Böſe. Hier iſt nun allerdings die Schuld des Böſen von Gott genommen, und vielmehr Gott dem Böſen unterworfen, aber zugleich iſt auch der Begriff Gottes, als des höchſten Weſens, vernichtet. Gott iſt hier („Freih.", S. 493) einem Schickſale, einem Leiden und Werden unterworfen, Schelling's Gott iſt alſo nicht unſer, nicht der höchſte Gott, und es bleibt die höhere Frage unbeantwortet, wie das Böſe mit dem höchſten Weſen, nenne man es Gott oder Schickſal, vereinbar ſey. Auf der andern Seite aber nennt Schelling auch wieder dieſe Selbſtoffenbarung eine freie, ſittliche That, ſo daß alſo auch alle Folgen derſelben von Gott vorhergeſehen und in der That mit inbegriffen ſind. Iſt aber dann nicht Gott offenbar ſchuldig an dem Böſen, da dieſes nothwendige Folge der Selbſtoffenbarung iſt? Die Einrede gegen ſeine Theodicee, daß derjenige, der die Welt gewollt, auch das Böſe in ihr gewollt haben müſſe, bleibt unwiderlegt, und nach allen dieſen mannichfachen Wendungen und Drehungen ſeiner Theodicee bleibt für den Unbefangenen doch das Reſultat ſtehen, daß der Standpunct des Abſoluten zur Erklärung des Böſen durchaus untauglich ſey, und daß ſich der Begriff des Böſen niemals mit dem Begriff Gottes und der Schöpfung durch ihr in Uebereinſtimmung bringen laſſe, ohne entweder das eine oder das andere zu vernichten. Der Widerſpruch läßt ſich nur löſen durch den Unterſchied des praktiſchen von dem theoretiſchen Standpunct. Der reine Glaube an das ewige Seyn erhebt ſich über die Realität des Böſen, nur in der Anwendung der Idee auf die Erſcheinung findet das Böſe ſtatt. Von dieſer Seite angeſehen iſt auch die Frage ganz unſtatthaft, die Schelling endlich aufwirft (S. 493): ob das Böſe ende, und wie dies geſchehe? die mit der zuſammenhängt, ob die Schöpfung überhaupt eine Endabſicht habe, und wenn dies iſt, warum dieſe nicht unmittelbar erreicht werde, und warum das Vollkommene nicht gleich von Anfang ſey? Schelling beantwortet dieſe Frage mit ſeinem anſtößigen Begriff von einem leidenden und werdenden Gott, wodurch Gott in die Erſcheinung herabgezogen wird, ſo

wie überhaupt dieſe ganze Frage nur aus der Verwechſelung von Seyn und Erſcheinung hervorgegangen iſt; denn der Begriff des Werdens gehört nur der Erſcheinung, das wahre Seyn iſt über allem Werden und über aller Unvollkommenheit. Doch die Behauptung der Realität des Böſen wird von Schelling nur gemacht, ſo lange er von ſeinem Princip zur Erfahrung abgewichen iſt; er vernichtet dieſe aber ſogleich wieder, ſobald er zum Princip zurückkehrt. Nach dem Princip der Identität fällt auch der Unterſchied zwiſchen Gut und Bös hinweg, und nach dieſem ſagt Schelling völlig richtig („Freiheit", S. 489): „Gut und Bös ſeyen daſſelbe, nur von verſchiedenen Seiten geſehen, oder, das Böſe ſey an ſich, d. h. in der Wurzel der Identität betrachtet, das Gute, wie das Gute dagegen, in ſeiner Nichtidentität oder Entzweiung betrachtet, das Böſe." Möge daher Schelling S. 490 diejenigen des groben Unverſtandes beſchuldigen, die darin eine Leugnung alles Unterſchiedes von Recht und Unrecht, Gut und Bös erblicken; niemand kann es doch anders verſtehen, wenn willkürlich das Gute als bös und das Böſe als gut betrachtet werden kann, und das Princip der Identität ſpricht beſtimmt genug für dieſe Deutung, wenn auch nicht mehrere andere Stellen deutlich denſelben Sinn hätten. S. 441 wird das Böſe, wie die Krankheit, nichts Weſenhaftes, ſondern nur ein Scheinbild des Lebens oder eine meteoriſche Erſcheinung genannt. Nach S. 456, 57, 58 und 61, kann das Böſe nie zur Verwirklichung kommen, und ſtrebt blos dahin; wobei man ſich wirklich nichts Vernünftiges denken kann, da ja eben das Streben ſelbſt ſchon das Böſe iſt und alſo ſchon wirklich iſt, wenn auch das Object des böſen Strebens nicht verwirklicht wird. S. 474 aber iſt die Sünde ein Weſen, „das immer ſeyn will, aber nie iſt, ſondern nur durch ſolche Imagination beſteht, und das, durch ſpiegelhafte Vorſtellungen, ſelbſt nicht ſeyend, den Schein von dem wahren Seyn, wie die Schlange die Farben vom Licht entlehnt."

Und ſo ſinkt mit der Realität der Begriffe Gut und Bös die Realität der Sittlichkeit überhaupt zuſammen. Und dahin führt eben ſo entſchieden die Theorie vom Abfall in „Philoſophie und Religion." Das Weſen der Unſittlichkeit iſt hier Abfall von Gott, Sittlichkeit alſo Rückkehr zu Gott, Aufhebung des Abfalls. Die Handlung des Abfalls aber iſt Nichts, iſt nur Schein, ohne Realität, alſo iſt Unſittlichkeit nur Schein. Ferner auch das Seyn außer Gott, das Seyn der abgefallenen Weſen iſt nur Schein, alſo iſt auch die Rückkehr zu Gott, d. i. die Sittlichkeit nur Schein. Und ſonach können wir die Worte, die Schelling („von der Freiheit", S. 507) auf die Lehren ſeiner

Gegner anwendet, auf ihn ſelbſt zurückwenden, nämlich folgende: „Ein Syſtem, das den heiligſten Gefühlen, das dem Gemüth und ſittlichen Bewußtſeyn widerſpricht, kann in dieſer Eigenſchaft wenigſtens nie ein Syſtem der Vernunft, ſondern nur der Unvernunft heißen."

Fragen wir nun noch ſchließlich, welche Geſtalt eine Moral annehmen werde, die nach dieſen Grundſätzen ausgeführt würde, ſo müſſen wir zunächſt freilich darauf antworten, daß ſich conſequent gar keine Moral nach ihnen wirklich durchführen laſſe, weil der Standpunct der Identität für ſich ganz ohne allen Halt und Gehalt ſey, und beides erſt durch den empiriſch damit verbundenen Dualismus erhalte, und daß daher alle Verſuche einer Ausführung einer Sittenlehre ſo wie irgend eines andern Theils der Wiſſenſchaft aus dieſem Princip nur in einem zufälligen, unaufhörlichen Schwanken zwiſchen ſeinen beiden Seiten, der idealiſtiſchen und der realiſtiſchen, beſtehen, und ſo die Moral entweder als Idealismus in Myſtik, oder als Realismus in Phyſik verwandeln. Indeſſen da die praktiſche Philoſophie an ſich nothwendig mehr auf die idealiſtiſche Seite hinlenkt, ſo herrſcht auch bei Schelling in Bezug auf die Sittenlehre mehr die idealiſtiſche Seite vor, und ſo iſt es gekommen, daß der Myſticismus ſich derſelben faſt ganz bemächtigt hat. Nach dem Princip konnte es füglich auch kaum anders kommen, denn wo Alles Gott, Alles das Abſolute iſt, da ſind die Schranken zwiſchen Endlichem und Unendlichem, zwiſchen mittelbarer und unmittelbarer, oder bedingter und unbedingter Geiſtesthätigkeit, welche zugleich die Schranken zwiſchen vernünftiger Religionsanſicht und myſtiſcher ſind, niedergeriſſen, Welt und Gott, Geſchöpf und Schöpfer ſind Eins, alle Dinge werden verſchlungen in dem All des Abſoluten. Am deutlichſten zeigt ſich dieſe myſtiſche Anſicht von der Sittenlehre in „Philoſophie und Religion", wo die Theorie vom Abfall der Ideen ganz neuplatoniſch gedeutet wird, und asceti ſch-fanatiſche Grundſätze für die Moral daraus hervorgebracht werden. Unſittlichkeit iſt, wie wir wiſſen, nach dieſer Theorie Abfall von Gott, alſo Sittlichkeit iſt Verſöhnung mit Gott, Vernichtung des Abfalls. Das Weſen des Abfalls aber iſt das Sinnenleben, der Abfall wird alſo wieder aufgehoben, wenn das Sinnenleben vernichtet wird. Tugend alſo muß in einem Kampf gegen die Sinnlichkeit beſtehen, worin dieſe auf jede mögliche Weiſe geſchwächt wird, und Sittlichkeit iſt nur erreichbar mit gänzlicher Vernichtung der Sinnlichkeit. In dieſem Sinne redet Schelling („Philoſophie und Religion", S. 77, 78) auf platoniſche Weiſe von der „Befreiung der Seele von dem Leib als ihrer negativen Seite", von der „Zurückziehung der Seele von dem

Leib", und nach S. 70 fg. muß der Tugendhafte ſich von der Endlichkeit als einer Krankheit zu befreien trachten, und das höchſte Ziel aller Geiſter iſt (S. 72), „daß ſie ganz vom Leibe und von aller Beziehung auf die Materie befreit werden." Endlich aber wird als das Weſen der Sittlichkeit dargeſtellt, Einheit mit Gott (S. 58), und als das höchſte Ziel des ſittlichen Handelns Aufgeben des eigenen perſönlichen Seyns und Wollens, Hingebung und Vereinigung mit Gott, Leben im Abſoluten, wo Freiheit und Nothwendigkeit Eins iſt. (S. 61, 62.) Nach ſolchen Grundſätzen iſt die einzige Pflicht gänzliches Losſagen von der Sinnlichkeit, im offenen Krieg gegen den Leib und alle ſinnlichen Neigungen; für den Leib gibt es keine Pflichten, Selbſtmord iſt Tugend, alles Zeitliche iſt zu verachten und zu haſſen, Kaſteien, Faſten, Geiſſeln iſt Sittlichkeit, und contemplatives Zurückziehen der Seele von allem Weltlichen auf ſich ſelbſt führt am beſten zu dem Ziel der Vernichtung der eigenen Perſönlichkeit und der Einheit mit Gott, mit einem Worte, die Heiligkeit der Mönche, der Einſiedler und der Säulenheiligen findet eine Beſtätigung in dieſer Lehre des vergötterten Philoſophen des neunzehnten Jahrhunderts. Nicht ganz auf dieſelbe, ja zum Theil auf die entgegengeſetzte Weiſe ſpricht ſich Schelling in der Abhandlung von der Freiheit über das Sittliche in ſeiner Erſcheinung aus, z. B. S. 489: „Die Leidenſchaften ſind Kräfte, deren jede mit der ihr entſprechenden Tugend eine gemeinſame Wurzel hat. Die Seele alles Haſſes iſt Liebe, und im heftigſten Zorn zeigt ſich nur die im innerſten Centrum angegriffene und aufgereizte Stille. Im gehörigen Maß und organiſchen Gleichgewicht ſind ſie die Stärke der Tugend ſelbſt und ihre unmittelbaren Werkzeuge." Dieſe Apologie der Leidenſchaften ſteht mit jenem myſtiſchen Kampfe gegen die Sinnlichkeit ſtark im Widerſpruch, und überhaupt iſt die Lehre von dem Grunde oder der Selbſtheit, welche eben ſowohl dem Guten als dem Böſen dienen kann, der Sinnlichkeit viel günſtiger als die Lehre vom Abfall. Desungeachtet aber endigt ſeine Moral hier auf demſelben Punct, nämlich dem Myſticismus, als dort. Seine Sittenlehre ſoll (S. 478 fg.) weder blos formell, auf Pflicht und Achtung, noch als bloße Empfindungsmoral, allein auf Geſchmack und Liebe gegründet ſeyn. Dieſe letztere ohne jene iſt gleich einer tauben Blüthe ohne Kern, die keine Frucht erzeugt, denn ſie verachtet gerade die ſtrenge Pflichterfüllung, welche das Allgemeingültige und Feſte in der Moral iſt, und ſchwelgt dagegen in einer geiſtigen Wolluſt der Gefühle und ſogenannten edlen Handlungen. Dagegen reicht auch der bloße Pflichtbegriff nicht hin. Die wahre Sittlichkeit erfolgt nicht aus Wahl, wegen des Pflichtgebotes, ſondern aus

innerer, göttlicher Nothwendigkeit. Der iſt nicht wahrhaft ſittlich, der erſt nach dem Sittengeſetz fragen und ſich erſt die Pflicht vorhalten muß; der Tugendhafte iſt der, der nicht anders handeln kann als gut. Ein willkürliches Gutes iſt daher eben ſo unmöglich als ein willkürliches Böſes. Die wahre Freiheit iſt gleich der Nothwendigkeit. Dieſe Entſchiedenheit für das Gute ohne alle Wahl iſt Gewiſſenhaftigkeit im höchſten Sinne, oder Religioſität, im praktiſchen Sinne als Entſchiedenheit der Geſinnung für das Göttliche, oder Einsſeyn der Geſinnung mit dem Göttlichen. Gewiſſenhaftigkeit oder Religioſität iſt daher Princip der Moral. — Hier muß man allerdings Schelling beiſtimmen in dem, was er über das Unzureichende ſowohl der Empfindungs- als der Pflichtmoral allein ſagt. Was aber dann über die Einheit der Freiheit mit der Nothwendigkeit geſagt iſt, beruht auf einer Vermiſchung des wahren Seyns mit der Erſcheinung. Die unbedingte Forderung des Sittengeſetzes an den Menſchen würde für einen abſoluten, heiligen Willen zum unbedingten, nothwendigen Geſetz ſeines Weſens werden, das Gute würde alſo in ihm mit Nothwendigkeit erfolgen, für einen Willen in der Natur aber, einen ſinnlich bedingten Willen ſpricht ſich das Sittliche als Gebot aus, dem wir nach freier Wahl folgen können oder nicht, und wofür wir uns im Kampfe gegen die ſinnlichen Antriebe erſt mit Freiheit entſcheiden müſſen; hier iſt alſo Freiheit und Nothwendigkeit keineswegs einerlei. Es ſind hier wiederum die Grenzen zwiſchen Endlichkeit und Ewigkeit durchbrochen, und ſomit iſt wieder dem Myſticismus die Thür geöffnet. Der beſchränkte und ſinnlich bedingte Wille des Menſchen ſoll zu einem unbedingten, göttlichen Willen erhoben werden. Eigenwille und Univerſalwille oder Gotteswille ſtehen ſich als böſer und guter Wille entgegen, und die höchſte Tugend iſt das Aufgeben alles Eigenen und Perſönlichen, und das Hingeben an das Univerſale, Abſolute, Göttliche. Wahre Sittlichkeit iſt alſo eigentlich nicht ſelbſtändiges, perſönliches Handeln, ſondern ein Handeln des Univerſum, des Abſoluten, der Gottheit. Alſo wieder das myſtiſche Seyn in Gott iſt der Endpunct der Schelling'ſchen Sittenlehre.

Ungeachtet dieſer großen Ungünſtigkeit der Schelling'ſchen Philoſophie gegen die Sittenlehre, haben dennoch nicht wenige aus dieſer Schule die Sittenlehre nach dieſen Grundſätzen zu behandeln geſucht. Dahin gehören folgende:

A. Buchner, „Die erſten Grundſätze der Ethik" (Landshut 1807); Thanner, „Lehr- und Handbuch der praktiſchen Philoſophie" (Salzburg 1811); G. M. Klein, „Verſuch die Ethik als Wiſſenſchaft zu begründen" (Rudolſtadt 1811); G. M.

Klein, „Darſtellung der philoſophiſchen Religions- und Sittenlehre" (Bamberg und Würzburg 1818); Fr. Baader, „Begründung der Ethik durch Phyſik" (München 1813); Troxler, „Elemente der Bioſophie" (Aarau 1812); K. C. F. Krauſe, „Syſtem der Sittenlehre," 1ſter Band, „Wiſſenſchaftliche Begründung der Sittenlehre" (Leipzig 1810); Rixner, „Praktiſche und äſthetiſche Philoſophie" (Sulzbach 1818); N. Möller, „Das abſolute Princip der Ethik" (Leipzig 1819).

Hegel handelt zwar nicht ausdrücklich von der Ethik, behandelt aber doch ethiſche Gegenſtände in ſeiner „Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften", Heidelberg 1817, in der Abhandlung über die wiſſenſchaftliche Behandlung des Naturrechts in dem von ihm mit Schelling herausgegebenen „Kritiſchen Journal der Philoſophie", Bd. 2, St. 2, und vorzüglich in ſeinem Naturrecht. Deſſen Grundſätze aber ſind es, die Hr. Henning in ſeinen Principien der Ethik im letzten Abſchnitte entwickelt.

Es würde eine ſehr nutzloſe Arbeit ſeyn, wenn wir alle dieſe Verſuche im Einzelnen darſtellen und beurtheilen wollten. Denn es kann uns wenig daran liegen alle die Wiederholungen oder Umgeſtaltungen oder Vermehrungen der mythologiſchen Fabeleien einzeln zu betrachten und zu widerlegen, durch welche dieſe Schule die Entſtehung der Welt, der Freiheit, des Böſen, des Teufels u. ſ. w. origineller und genialer Weiſe zu erklären weiß. Nach der ſo eben angeſtellten Prüfung der Schelling'ſchen Grundſätze ſelbſt können wir ſchon im voraus wiſſen, daß es bei allen dieſen Verſuchen für die Sittenlehre durch Schellingianer nothwendig immer auf eins der Reſultate hinauskommen müſſe, daß ſie entweder keine Sittenlehre wirklich zu Stande gebracht haben, oder daß ſie, wo ſie zu Stande gekommen iſt, von ihren ſpeculativen Grundſätzen abgewichen ſind. Nur einige mögen als Belege dieſes Urtheils noch kürzlich etwas genauer betrachtet werden.

Derjenige, der am tiefſten in die Speculationen Schelling's eingedrungen war, und darum die Moral am conſequenteſten nach Schelling's Ideen zu bearbeiten ſuchte, war Franz von Baader in ſeiner Rede: „Ueber die Begründung der Ethik durch Phyſik." Schon der Titel der Schrift zeigt das Verkehrte ihres Inhalts. Baader klagt im Anfang derſelben, daß durch die ſtrenge Abſonderung der Ethik von der Phyſik die erſtere ſchaal, leer und potenzlos geworden ſey, während die Phyſik gerade durch Annäherung zum Ethiſchen ſehr bedeutende Fortſchritte gemacht habe (Magnetismus, Galvanismus). Für die Verbindung der Ethik mit der Phyſik verweiſt hierauf Baader auf die ſymboliſche Bezeichnung unſers ethiſchen Bewußtſeyns und die Idee eines architektoniſchen Verſtandes bei Kant, und bezeichnet die Natur

als Träger des Ethiſchen. Die Ethik ohne Phyſik ſoll aber nicht allein grundlos, ſondern auch gottlos und irreligiös ſeyn, denn ſie müſſe nur den ihr verhaßten vermeintlichen Naturalism in der Religion zu vermeiden ſuchen, und müſſe daher von derjenigen Religion ſich losſagen, welche ſich zur Naturwerdung und Naturoffenbarung des ethiſchen Princips bekennt. Hiermit geht nun Baader zu einem Supranaturalismus über, der vermittelſt der myſtiſchen Anſichten von gänzlicher moraliſcher Verderbtheit der menſchlichen Natur, von der Unmöglichkeit der Selbſtbeſſerung und der daraus folgenden Gnade Gottes, Erlöſung ꝛc., die Moral wahrlich nicht von ihrer Potenzloſigkeit befreien, ſondern durch Zerſtörung der geiſtigen Selbſtändigkeit dieſe nur gänzlich lähmen, ja vernichten wird.

Viel lockerer hängt mit dem Identitätsſyſtem Buchner zuſammen, was ſchon daraus erſichtlich iſt, daß er gleich in der Vorrede ſeiner oben angeführten Schrift Phyſik, Logik und Ethik als weſentlich verſchieden bezeichnet. Indeſſen endigt er doch auch auf einem ähnlichen Punct, wenigſtens nähert er ſich ſehr dem Supranaturalismus. Er kündigt gleich in der Vorrede ſeine Schrift als einen Verſuch an, die Ethik mit der Religion zu vereinigen, und nimmt damit gleich zuerſt ein ſupranaturaliſtiſches, mit der Moral durchaus unverträgliches Princip auf. Zugleich beweiſt er damit, daß die Verſchiedenheit des ſittlichen und des religiöſen Standpunctes nicht gehörig von ihm berückſichtigt wird. Dies beſtätigt er noch dadurch, daß er die Ethik von der Frage nach dem höchſten Gut ausgehen läßt, da dieſe Frage gar nicht ethiſch, ſondern religiös iſt; denn ſie kann nicht ſubjectiv auf die Perſönlichkeit und das Handeln des Menſchen bezogen werden, ſondern geht objectiv auf das Weſen der Dinge an ſich. Die Ethik aber hat es nur ſubjectiv mit dem menſchlichen Handeln zu thun, nicht mit dem Seyn der Dinge.

Unſer ſittliches Handeln hat es gar nicht mit dem objectiven Zwecke der Welt, nicht mit dem nach dieſen Zwecken abſolut Guten zu thun, ſondern nur mit dem ſubjectiv, für das menſchliche Handeln Guten. So iſt alſo das Gute objectiv und ſubjectiv zugleich, und daraus entſteht für das Sittliche ein doppeltes Princip, ein objectiver Zweck, Handeln nach Wahrheit, ein ſubjectiver Antrieb, Handeln nach Liebe. Das Handeln nach Wahrheit, nach Ideen, für einen abſolut wahren Zweck, ſetzt alſo nothwendig Erkenntniß der Wahrheit voraus, und ohne eine ſolche Erkenntniß könnte der Menſch nicht gut handeln, wenn er auch wollte. Hier alſo hängt das gute Handeln nicht allein von dem Wollen ab, ſondern auch von dem Erkennen, und die Erkenntniß iſt der ſittlichen Zurechnung unterworfen, und folgende Stelle

iſt in dieſer Beziehung durchaus widerſinnig, S. 24: „Der Irrthum, die Unwiſſenheit mag wohl unverſchuldet ſeyn, aus keinem böſen Willen herrühren, demungeachtet iſt die Handlung, der ein falſcher Begriff zu Grunde liegt, eine moraliſch böſe Handlung.“ Alſo unverſchuldet, ohne böſen Willen und doch moraliſch bös? Unmöglich! Das zweite Princip, das der Liebe aber, führt in einen Supranaturalismus, der die Selbſtändigkeit des Menſchen vernichtet, denn S. 29 heißt es: „Wen die Liebe zum Handeln beſtimmt, der handelt nicht mehr ſelbſt, ſondern Gott wirkt in ihm, denn wer abſolut handelt, in dem iſt das abſolute Weſen wirkſam“, und es bleibt unbegründet, wenn S. 31 hinzugeſetzt wird, daß der Menſch desungeachtet nicht aufhöre frei zu ſeyn. Das Verhältniß der Sittlichkeit zur Seligkeit (Cap. 2) läßt ſich allerdings ſo beſtimmen, wie der Verf. thut, daß beide Eins ſeyen, aus dem Standpunct des Seyns an ſich, und nur verſchieden in der endlichen Betrachtungsweiſe; darum aber wird dieſe Einheit auch nie im Leben zur Erſcheinung werden, ſondern es wird immer eine Differenz beider bleiben. Ferner ſagt Buchner (Cap. 3), es laſſe ſich nicht ein materiales, ſondern nur ein formales höchſtes ſittliches Geſetz aufſtellen, und ſtellt als ſolches das Handeln nach Wahrheit aus Liebe auf; wobei aber bemerkt werden muß, daß ja eben die Wahrheit ſchon die Materie des Handelns iſt, nur die Liebe die Form. Endlich (Cap. 4) verwirft er zwar mit Recht die Eintheilung der Pflichten nach ihrer Verbindlichkeit, ſtellt aber keine beſſere an ihre Stelle, wenn er unterſcheidet Pflichten, 1) in Anſehung ihres Subjects, 2) ihres Objects, und unter die erſteren die Pflichten des Leibes und des Geiſtes unterordnet, wobei wir alſo lernen, daß auch der Leib ſittlich handelt und Pflichten hat. Denn in Anſehung ihres Objects gibt es Pflichten gegen Gott (?), gegen die Menſchen und gegen die Natur (?).

Tiefer ſucht Klein (in den angeführten beiden Schriften) die Ethik aus dem Identitätsſyſtem zu entwickeln, und für die Begründung der Begriffe von Freiheit, Perſönlichkeit, Gut und Bös u. ſ. w. ſchließt er ſich völlig an die Philoſophie und Mythen Schelling's in ſeinen Unterſuchungen von der Freiheit an, was wir hier alſo nicht zu wiederholen haben. Aber wo die ſittlichen Grundſätze ſelbſt aufgeſtellt werden, da verläßt er die Schelling'ſchen Speculationen, und folgt den hier gewöhnlichen Begriffen. Im zweiten Abſchnitte ſeines Verſuchs die Ethik als Wiſſenſchaft zu begründen, ſoll aus dieſen Speculationen ein Princip des Tugendlebens hervorgebracht werden, und zwar nicht ein conſtitutives, ſondern nur ein regulatives; was aber ſchon nicht ſeinem Syſtem gemäß iſt, da aus dieſer Form

und Materie alles Wiſſens muß geſchöpft werden können, ein blos regulatives Princip aber einen anderwärts hergenommenen Stoff vorausſetzt. Das doppelte Princip im Menſchen, das des Eigenwillens und des Univerſalwillens, macht auch ein zweifaches ſittliches Princip möglich, das der Selbſtheit oder Sinnlichkeit und das der Vernunft; das wahre aber beſteht in der Einheit beider und kann ſo ausgedrückt werden: „Jeder Menſch lebe auf die ſeiner individuellen Natur entſprechende Weiſe vernünftig.“ Das Princip der Vernunft oder das vernünftig Leben drückt Klein auch durch das Leben nach Wahrheit aus, und wir haben darin alſo etwas dem Ethiſchen ganz Fremdes, als Ethiſches ganz Bedeutungsloſes. Die Selbſtheit oder die Sinnlichkeit aber iſt für die reine Idee der Sittlichkeit gar nicht zu berückſichtigen, und würde empiriſche Beſtandtheile in das Ideale einmiſchen. Der Vorſchlag des Verf., Sittenlehren für beſondere Stände, Verhältniſſe und Charaktere zu ſchreiben, iſt zwar keineswegs zu verwerfen, aber dies könnte nur in der angewandten Ethik geſchehen, die eine allgemeine und nothwendige vorausſetzt. Der Verf. zwar leugnet geradezu das Daſeyn allgemeiner, für alle Menſchen verbindlicher Pflichten, doch ohne alles gehörig erwogen zu haben. Bei der Ausführung der Moral in ſeiner Darſtellung der philoſophiſchen Religions- und Sittenlehre, hält er weder den Tugend- noch den Pflichtbegriff für zureichend, und wählt den Begriff des Guten als höchſten Begriff der Sittenlehre. Hier in dieſer Schrift aber wird man wenig mehr von den ſpeculativen Grundſätzen gewahr, alle Begriffe der praktiſchen Philoſophie werden ganz nach der gewöhnlichen Weiſe hingeſetzt, ohne eine Anreihung und Ableitung derſelben von der Speculation.

Endlich K. C. F. Krauſe holt ſehr weit aus, um die Sittenlehre wiſſenſchaftlich zu begründen, denn er füllt allein mit den wiſſenſchaftlichen Vorbereitungen für den Begriff des Sittlichen einen ſtarken Band aus, was ſehr wohl hätte vermieden werden können, wenn nicht ſo vieles hereingezogen worden wäre, was nicht herein gehört, denn man findet beinahe das ganze philoſophiſche Syſtem des Verfs. hier. Seine Abſicht iſt, die Forderung Schleiermacher's an die Sittenlehrer, die Stellung und den Zuſammenhang der Sittenlehre im Ganzen der Wiſſenſchaft nachzuweiſen, und ſie als Glied des organiſchen Ganzen der Einen Wiſſenſchaft darzuſtellen (Vorrede, S. III), zu befriedigen; allein ſchon der Standpunct, den der Verf. für die Betrachtung des Sittlichen wählt, nämlich der des Abſoluten oder Gottes, kann, wie gezeigt worden iſt, dies Reſultat nicht vollkommen hervorbringen, weil für das Sittliche ein ganz anderer Standpunct erforbert wird. Wenn auch aus den beiden Sphären des

Absoluten oder Gottes, der Vernunft und Natur, die Bestandtheile des Begriffs der Sittlichkeit, nämlich objective Welt und Freiheit, sich ableiten lassen, so sieht man doch die Nothwendigkeit dieser beiden Sphären, und wie diese aus der bloßen Idee des Absoluten folgen müssen, durchaus nicht ein. Uebrigens bleibt doch auch die Deduction des Sittlichen bei Krause bei einem Urtriebe stehen, dessen Object ein Urgutes ist, und der nur in einem Urgefühl zum Bewußtseyn kömmt, welches das absolute Sollen geltend macht (S. 282), und steht also auch nicht über dem durch innere Selbstbeobachtung erkannten kategorischen Imperativ. Ferner finden wir auch hier jene schwankenden Begriffe von Freiheit, wiefern der freie Wille nicht die Wahl zwischen Entgegengesetztem haben und überhaupt nicht wählen soll (S. 292). Wenn man daher auch den Scharfsinn und den Geist anerkennen möge, mit welchem der Verf. die einzelnen sittlichen Begriffe entwickelt, wenn man auch das, was als höchste sittliche Vollendung des Geistes gesetzt ist, die Harmonie des Guten und des Schönen nämlich (S. 306) nicht verwerfen mag, so leistet er doch bei weitem nicht alles, was er zu leisten verspricht; und was er wirklich leistet, das ist geschehen, insofern er seinen naturphilosophischen Standpunct des Absoluten verläßt und ein Beschränktes und Mannichfaltiges anerkennt; so wie er denn auch S. 312 ausdrücklich gesteht, aus dem Standpuncte der reinen Vernunft sey nur Sittlichkeit und Tugend möglich, die entgegengesetzten Eigenschaften aber, Unsittlichkeit und Laster, seyen in der reinen Vernunft unerklärlich, und können nur in und aus der Weltbeschränkung der Geister entstehen und begriffen werden.

Zu den Schülern Schelling's gehört auch Hegel, obgleich man ihn wegen seiner eigenthümlichen Auffassung der Schelling'schen Lehren in unserer Zeit häufig auch als Stifter und Haupt einer eigenen philosophischen Secte betrachtet, und es wäre also hier an der Zeit, von seinen ethischen Grundsätzen zu reden. Allein obgleich Hegel mehr als Schelling die praktische Philosophie berücksichtigt und behandelt hat, so bezieht er sich doch vorzugsweise nur auf die juridische Seite derselben, und die moralische bleibt bei Seite liegen. Sein Naturrecht enthält nur wenig für die Moral, eben so auch jene frühere Abhandlung über die wissenschaftliche Behandlung des Naturrechts in dem mit ihm von Schelling herausgegebenen „Krit. Journ. d. Philosophie", Bd. 2, St. 2. Die kurzen Sätze über Moralität und Sittlichkeit in seinem „Grundrisse der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften" (Heidelb. 1817) lassen noch vieles dunkel, und enthalten auch nur die allgemeinsten Begriffe. Indessen wäre auch dies Unvollständige, was Hegel an dieser Stelle über die Ethik geäußert

hat, einer besondern Berücksichtigung in dieser Abhandlung nicht unwerth und es ließe sich allerdings auch für sich betrachten; viel leichter aber und zweckmäßiger wird dies im Zusammenhange mit dem gesammten philosophischen System Hegel's geschehen, und da eine Darstellung dieses Systems wahrscheinlich nächstens in diesen Blättern erscheinen wird, so können wir uns einer besondern Prüfung der ethischen Begriffe Hegel's überheben, womit auch zugleich der letzte Abschnitt der Schrift des Hrn. Henning beseitigt ist, da dieser nichts Eigenthümliches, sondern nur eine Wiederholung der Hegel'schen Grundsätze enthält.

Heinrich Schmid.

II.

Die korssunschen Thüren in der Kathedralkirche zur heiligen Sophia in Nowgorod. Beschrieben und erläutert von Friedrich Adelung. Mit einem Kupfer und acht Tafeln in Steindruck. Berlin, Reimer. 1823. 4.

Es scheint uns, als wenn dieses bedeutende Buch, welches ein treffliches, fast ganz unbekanntes Kunstwerk ältester Zeit des christlichen Deutschlands auf die lehrreichste und umsichtigste Weise beschreibt und entwickelt, nicht den hohen Antheil in Deutschland gefunden, welchen es verdient; und wenn auch mehrfache Stimmen sich über und zu Gunsten des Werkes erhoben, so gingen sie doch nur zu leicht und kurz darüber hin, eine ausführliche Betrachtung und wo möglich nähere Entwickelung dunkler oder unentschieden gebliebener Stellen nicht versuchend. Wenn wir daher den Blick der deutschen Kunstfreunde von neuem und in ausführlicherer Betrachtung darauf zu lenken streben, glauben wir nur eine Pflicht rücksichtlich des gelehrten Verfassers, der Gediegenheit der Arbeit und der hohen Bedeutsamkeit des geschilderten Werkes zu erfüllen.

I. Ausführliche Beschreibung der Korssunschen Thüren. „Sie befinden sich an der Westseite der nowgorodischen Kathedralkirche, werden aber jetzt nicht mehr zum Schließen der Pforte gebraucht und zeigen überhaupt dazu keine ältere Vorrichtung. Sie sind 11¼ Fuß hoch, 3 Fuß etwa breit und bestehen aus Holz, welches mit einer Metallbekleidung von etwa ¼ Zoll Dicke belegt ist. Im Ganzen sind sie vortrefflich erhalten,

nur hier und da ſieht man kleine Beſchädigungen, wo das Holz durchblickt, und einige wenige abgeſtoßene Stellen. Frühere Verletzungen ſcheinen ſchon in alten Zeiten ausgebeſſert zu ſeyn, beſonders ſind einige der kleinen Felder ſehr plump eingeſetzt. Die Farbe des Metalls iſt nicht überall gleich, ſondern abwechſelnd bald braun, bald gelblich. (Es wäre wohl wichtig anzugeben, welche Tafeln dieſe oder jene Farbe hätten, damit, verglichen mit der Art der Arbeit, man etwa auf verſchiedene Anfertigungszeit ſchließen könnte.) Jeder Flügel enthält in einer reich verzierten und erhöht gearbeiteten Einfaſſung vierundzwanzig Felder von verſchiedener Größe; das erſte oder oberſte Feld an beiden nimmt die ganze Breite des Thürflügels ein, der übrige Raum iſt auf jedem durch die Verzierung in zwei Hälften getheilt."

„Die auf dieſen Thüren abgebildeten Gegenſtände ſind zum größern Theil aus der heiligen Schrift genommen und zwar nur vier davon aus dem alten Teſtamente und zweiundzwanzig aus dem Leben Jeſu. Die übrigen zweiundzwanzig Tafeln begreifen einzelne allegoriſche und mythologiſche Bilder und Bildniſſe, die zum größten Theil keine Beziehung auf die Haupthandlung haben, und häufig, beſonders in dem zweiten, dem in die Kirche tretenden Beſchauer links ſtehenden Flügel, nur als Lückenbüßer eingeſchaltet zu ſeyn ſcheinen. Die Felder haben nicht alle gleiche Größe, ſind indeſſen alle mit geringer Abweichung, anderthalb Fuß hoch. Da, wo die Figuren oder Platten zur Ausfüllung eines Feldes nicht hinreichten, iſt die Lücke durch angeſetzte Leiſten ausgefüllt. Die meiſten Darſtellungen haben vertiefte, erklärende Inſchriften, welche erſt lange nach der Verfertigung eingegraben zu ſeyn ſcheinen. Auf beiden Flügeln befinden ſich zuſammen 56 Inſchriften, von denen bisweilen mehrere zu einer Tafel gehören; dreizehn Felder ſind dagegen ganz ohne Inſchrift. Die Schrift iſt in lateiniſcher und ruſſiſcher Sprache und erklärt die Gegenſtände oft in beiden zugleich, bisweilen aber auch nur in einer von beiden."

Der Verfaſſer geht zur Betrachtung der einzelnen Darſtellungen über, die nicht allein für die alte Kunſtgeſchichte, ſondern auch für die bildlichen Darſtellungen chriſtlicher Vorſtellungen in der Altzeit von höchſter Wichtigkeit ſind, nachdem er am Schluſſe der Einleitung gewünſcht hat, „daß die Zuſammenſtellung der verſchiedenen Behandlungen des nämlichen Gegenſtandes aus der heiligen Geſchichte während dieſes Zeitraumes die Ueberſicht der Kunſtleiſtungen unſerer frommen Vorfahren erleichtern, und, wenn dieſe Hoffnung nicht zu kühn iſt, vielleicht ſelbſt ein eigenes dieſem allgemein lehrreichen Gegenſtande gewidmetes Werk veranlaſſen möge." Was hier der Verf. wünſcht, ward damals ſchon

gründlich durch den gelehrten Bischof Münter in Kopenhagen ausgeführt, dessen verdienstvolles Werk, von dem nur die Vorarbeit dem Herrn Adelung bekannt war, wir bereits im Hermes *) anzeigten und zu dessen Ergänzung wir manches hier ausziehen werden; denn so wichtig es auch im Allgemeinen ist, zu sehen, wie die ersten Christen die bildfähigen Begebenheiten des alten und neuen Testaments darzustellen sich bemühten, so viel wichtiger ist es doch für uns, zu erforschen, wie sich im Norden die christliche Kunst gleich Anfangs bildete, was sie aus dem Urchristenthum entlehnte, oder selbständig zu bilden sich bemühte.

Erster Thorflügel.

Tafel 1. Christus zwischen den Aposteln Petrus und Paulus. Zuerst ist zu merken, daß Christus auch hier, wie auf so vielen Bildern der altchristlichen Zeit (vergl. damit Münter, Heft II, Tafel XI, und die Recension dieses Buches von Büsching, Hermes, XXVII, S. 135), sich durch seine übermenschliche Größe vor den neben ihm stehenden Heiligen auszeichnet. Ob er sitzend abgebildet, wie der Herr Verf. meint, ist uns sehr zweifelhaft, weil er dann noch weit größer wäre; nur die Breite des Schooßes scheint eine sitzende Stellung anzudeuten. Auf einem Fußgestelle oder Schemel steht sowohl Christus, als auch die beiden Apostel. „Der Kopf hat noch die in den byzantinischen **) Kunstwerken eigene längliche Form; der Ausdruck des Gesichts, ohne gerade edel zu seyn, ist ernst und ruhig; der Bart, wie auf alten Denkmälern neugriechischen Styls, nur leicht angedeutet, schlicht, kurz, dünn und zugespitzt. Das Haar ist auf der Stirn gescheitelt und fällt in langen Locken auf die Achseln herab; das Haupt umgibt ein hinten ganz flach anliegender Heiligenschein, der nach griechischer Art durch ein Kreuz getheilt ist." In der Linken hält er das Evangelium, als ein Buch dargestellt (die älteste christliche Zeit, noch im römischen Gedankengange schreitend, gab dafür eine Rolle), die Rechte ist segnend erhoben. Wichtig ist die Bemerkung, daß dieses nach abendländischer Sitte geschieht, so daß der Zeige- und Mitteifinger in die Höhe gehalten, der etwas gekrümmte Daumen ihnen angefügt, die beiden andern Finger aber gegen die flache Hand heruntergedrückt werden. Die griechische Kirche macht dagegen das Kreuz so, daß der Daumen

*) Band XXVI und XXVII.

**) Wir werden weiter unten die Benennungen byzantinisch oder neugriechisch, in wie weit sie für dies Denkmal überhaupt passend und richtig, noch genauer untersuchen.

leicht über die Spitzen des Ringfingers gelegt wird, und die beiden ersten Finger halb gekrümmt werden. Ihm zur Linken steht der Apostel Petrus (wie immer auf den alten Denkmälern links, so daß sein Primat dadurch sehr geschmälert werden möchte), ausgezeichnet durch *einen* großen Schlüssel; die Haarlocke auf der Stirn fehlt ihm noch, er hat nur gescheiteltes Haar, und es scheint rund um den Kopf glatt geschoren. Den zur Rechten des Erlösers Stehenden hält der Verf. für Paulus, obgleich er noch kein Schwert, sondern nur eine Schriftrolle, die offen niederhängt, in der Hand hat. Das Lehramt soll dadurch angedeutet werden. Beide Apostel haben keine Heiligenscheine.

Tafel 2. Die heilige Jungfrau und sechs Apostel. Diese und Tafel 3 beziehen sich auf Tafel 1. Auf Taf. 2 steht die heilige Jungfrau an der Spitze von 6 Aposteln. Ob dies so selten vorkommt, wie der Herr Verf. meint, zweifeln wir, da, so viel uns erinnerlich, bei Versammlungen der Apostel, besonders bei der Ausgießung des heiligen Geistes, die Jungfrau Maria oftmals gegenwärtig ist. Die Apostel haben das Haupt unbedeckt. Dies geschah immer aus doppeltem Grunde, wie Ciampini bemerkt: einmal, um zu zeigen, daß sie nicht mehr Juden wären, die nicht anders als mit verhülltem Haupte beten durften, und dann, weil es 1. Korinth. Cap. XI, 4, heißt: „Ein jeder Mann, der da betet oder weissagt und hat etwas auf dem Haupte, der schändet sein Haupt." Die Inschriften dieser Tafeln 1 und 2 stehen ziemlich verdreht. Alt ist nur auf Tafel 1 (so glauben wir) das *A* und *Ω* und $\overline{IC}$ $\overline{XC}$, so wie die Inschrift auf Tafel 3, welche für Tafel 1 und 3 bezeichnend war. In Rußland kratzte man das *AHOCTOAOI* auf Tafel 2 ein, so wie die Bezeichnung für die heilige Jungfrau durch das russische Wort, welches die Reine und Makellose bezeichnet und auf Tafel 1 gerieth, und bestimmte die beiden Apostel auf Tafel 1 durch dasselbe abgekürzte Wort, welches eben bei Taf. 2 erwähnt ward.

Tafel 3. Die übrigen sechs Apostel, mit der Ueberschrift + *DVDECIM* $\overline{APLI}$. Heiligenscheine haben hier, wie auf Taf. 2, 5 der Apostel, zwei wurden wohl nur durch Unbeholfenheit des Künstlers vergessen. Petrus ist wieder durch seinen Schlüssel ausgezeichnet. Sonst ist kein Apostel durch irgend ein Beiwerk bestimmt, nur haben auf Taf. 2 einer, auf Taf. 3 zwei Schriftrollen und einer ein geschlossenes Buch, wohl um die vier Evangelisten anzudeuten, von denen dann der mit dem Buche Johannes seyn möchte; und wir wagen hier die Bemerkung, daß die Rollen die Deutlichkeit der Offenbarung bezeichnen sollen, die geschlossenen Bücher aber die geheimnißvollen Theile des neuen Te-

staments, vor allem die Apokalypse, die daher auch der heilige Johannes hält. Auf eine vorige Anmerkung zurückkommend, glauben wir, daß hier nur ein späteres Bild vorweg genommen ist, die Ausgießung des heiligen Geistes.

Tafel 4. Die Taufe Christi. Die wunderlichste, eigenthümlichste und auffallendste Darstellung dieser Handlung, die uns jemals vorgekommen ist. Wäre die Taube und die fest bestimmende Inschrift + IHC BAPTIZATVR nicht vorhanden, so würde man eher an den Verrätherkuß des Judas denken. (Der Beschreibung nach soll das Bild Christi ohne Bart seyn, dem Bilde nach hat es einen Bart; überhaupt sind die Bilder nicht mit der größten Gewissenhaftigkeit treu auf die Platten getragen worden.) Christus hat einen Heiligenschein, wie in Taf. 1, aber Johannes der Täufer wieder keinen und so scheinen alle Personen, die sonst als heilig erachtet werden, wenn sie in Christi Nähe treten, Maria ausgenommen, ohne diesen Heiligenschein gearbeitet worden zu seyn. Nicht im Jordan steht der Heiland, sondern er und sein Täufer wieder auf einem Fußbrete, und ein um die Hüften wallender Mantel (wenn es nicht das vom Zeichner misverstandene aufwallende Wasser ist *) verdeckt die Blöße. Die Taube berührt den Heiligenschein, alle andere Strahlen und dergleichen Zeichen der Göttlichkeit fehlen gänzlich.

Tafel 5. Die Verkündigung. Eine wiederum ganz eigenthümliche Darstellung. Der Engel Gabriel mit weit verhüllenden, mehrfach übereinander befindlichen Gewändern, nur mit einem Flügel an der linken Schulter, steht auf einem Thiere, vermuthlich einem Hunde, eine sonst, so viel uns bekannt, nie vorkommende Vorstellungsart. In der linken Hand hat er eine Schriftrolle, die rechte ist etwas erhoben und der Zeigefinger ausgestreckt, welches die Stellung eines Sprechenden in alter Zeit andeutete. Ueber seinem Haupte steht in alter lateinischer Sprache sein bekannter Begrüßungsspruch + Aue maria cracia plena dns tecum und + Gabriel. Die Jungfrau steht in einer Art von Nische, oder vor einem Sitze mit Seitenlehnen, eben in einer häuslichen Beschäftigung; denn in ihrem linken Arme ruht der Spinnrocken. Der heilige Geist in bekannter Gestalt der Taube nähert sich mit dem Schnabel ihrem Kopfe ganz dicht und berührt ihn sogar mit seinem Schnabel, auf dem Heiligenscheine ruhend. Wir erinnern uns nicht, irgendwo eine ähnliche Darstellung gesehen zu haben.

Tafel 6. Die Geburt Christi. Der Herr Verf. findet diese Darstellung besonders eigenthümlich, wir dagegen finden sie mehr übereinstimmend mit andern urchristlichen Darstellungen. Zwischen

*) Vergl. Hermes, XXVII, S. 125 u. 126.

thurmartigen Gemäuern, oben mit einer Zinnenmauer und durch eine solche verbunden, liegt auf hohem Ruhebette Maria, ältern christlichen Darstellungen ganz ähnlich; sie scheint zu schlummern und ist mit einer beblümten Decke zugedeckt. Hinter ihr sitzt auf einem korbähnlichen Sessel der heilige Joseph (den Kopf soll er auf die rechte Hand stützen, was hier nicht recht deutlich ist). In der Ecke ruht, hinter einem Vorhange dicht in Windeln eingeschnürt, das Christkind, hinter dem, sehr undeutlich (wenigstens durch den Zeichner) die Köpfe des Ochsen und Esels. Der runde Bogen im Hintergrunde deutet wohl den Eingang in das Gemach an, in welchem die drei Personen sich befinden.

Tafel 7. Unbekannte Figur. Wir stimmen nicht mit dem Herrn Verf. überein, daß diese Figur, die sich wesentlich von den andern unterscheidet, völlig nichts bedeutend und nichts anzeigend sey, sondern blos zu einem Lückenbüßer dienen soll. Es ist eine in einem Buche lesende Jünglingsgestalt und scheint uns einen der Weissager des alten Testamentes zu bedeuten, der in dem Buche der Zukunft alle die Ereignisse des göttlichen Boten sieht und verkündet; besonders hier günstig angebracht, da nach ihm die durch den Stern geführten drei Weisen des Morgenlandes folgen.

Tafel 8. Die heiligen drei Könige, oder vielmehr, um richtiger zu sagen, die drei Weisen aus dem Morgenlande; denn von königlicher Würde bemerkt man an ihnen nichts. Sie tragen Weihgeschenke in den Händen und sind eigenthümlich bekleidet. Der erste steht auf einem kleinen Teufel (wie die Beschreibung sagt, denn der Abbildung nach ähnelt das Geschöpf einem kleinen Kinde); der zweite steht auf einer Figur, welche der Verf. für einen Säulenknauf, wir aber dennoch, ungeachtet seiner Größe, für eine Krone halten; der dritte auf einem Thiere (ausgestreckt soll es liegen, hier im Bilde läuft es), das entweder ein Lamm oder Hund seyn möchte (der Zeichner hat ein Schwein daraus gemacht, und überhaupt seine nur zu große Untreue in einzelnen Stücken besonders hier wieder bewiesen). Darüber steht eine russische Inschrift, bedeutend: die Weisen (also auch hier nicht als Könige bezeichnet) gehen zu Jesus Christus mit Geschenken.

Tafel 9. Die heilige Jungfrau mit dem Kinde. Der Stern oben, hier wie eine 8blättrige Rose aussehend und so an den achteckigen Stern erinnernd, schwebt seitwärts über der Mutter Gottes, die auf einem Throne sitzt und das nicht nackte, sondern völlig bekleidete Christkind auf ihrem Schooße hat. Der Herr Verf. meint, das Kind sey darum bekleidet, weil der Künstler nicht eine nackte Kindesgestalt zu machen verstand; dies bezweifeln wir; warum sollte er, bei seiner übrigen unleugbaren Kunstfertigkeit, kein nacktes Kind haben bilden können? Und hat nicht die

Taf. 10 befindliche Rachel ein nacktes Kind auf dem Arme? Wir glauben vielmehr, der Künstler habe eine größere Heiligkeit dadurch anzeigen wollen, um so mehr, da, der ungenügenden und zweifelhaften Zeichnung wenigstens nach, das Gewand des Kindes einen priesterlichen Schnitt hat. Ueber der Mutter steht in russischen Buchstaben: die Reine; daneben die gewöhnliche Abkürzung für Jesus Christus. Daneben steht noch ein Engel (auch nur mit einem Flügel an der linken Schulter), der dem Kinde eine große Kugel zu weihen scheint. Thorthürme und mauerartige Verzierungen fehlen auch hier nicht, scheinen uns aber mehr den Thron, als eine Stadtmauer bezeichnen zu sollen.

Tafel 10. Rachel. Lateinische (ursprüngliche) und russische Buchstaben bezeichnen den Namen über einer bekleideten Frau, die ein Kind auf dem Arme hält. Die Darstellung wird nur dann deutsam, wenn man sich an spätere Gemälde des Mittelalters in Deutschland erinnert. Wir finden viele alte Bilder, auf welchen die heilige Jungfrau zu sehen ist, wie sie allein, oft auch mit der heiligen Anna auf dem Throne sitzt und von ihren Voreltern, wenigstens von einigen bedeutendern derselben, wie die Spruchbänder lehren, auf denen die Namen derselben, umgeben ist. Für diese wahren Personen steht hier Rachel, das Weib Jakobs, der da zeugete Juda und seine Brüder (wie Matthäus Vers 2 sagt), und die daher bedeutsam genug war, als Stellvertreterin; wie denn auch das Kind auf Rachel's Armen die Nachkommenschaft anzeigt. Auf andern Bildern kommt unter den Stammvätern häufig besonders Boas vor, und so könnte man vielleicht auch annehmen, daß Rachel nur ein Versehen des Schriftners für Rahab (die Mutter des Boas) sey, zu welcher Annahme man aber auch nicht genöthigt ist, da Rachel selbst bezeichnend genug, ja noch in anderer Hinsicht besser bezeichnend ist.

Tafel 11. Die Darstellung im Tempel. Zwischen Thürmen, oben durch einen in der Mitte geschweiften Bogen verbunden, sieht man Maria, die in einer Taube ihr Reinigungsopfer bringt, Joseph, der das Christkind hält und es einer nur halb sichtbar werdenden Frau (wohl gewiß der Seherin Hanna) reicht. Oben im Bogen schwebt ein geflügelter Engelskopf; ihn für ein Bild Gott des Vaters zu halten (wir nehmen an, daß die Flügel wahr seyen, sonst wäre wohl wirklich der Kopf Gott Vaters gemeint), wäre bei der für Engel so bekannten Darstellungsart doch wohl etwas zu kühn *).

*) Man vergleiche damit die merkwürdige Darstellung auf einem Taufsteine zu Liegnitz, die wir im Hermes, XXVII, S. 126 bei Münter's Werk erwähnten.

Tafel 12. Ein Prieſter im römiſchen Meßgewande. Ein räuchernder Prieſter, Diakon, wie die ruſſiſche Ueberſchrift ſagt. Iſt wohl mit zu 16 und 17 bezüglich.

Tafel 13. Ein Löwenrachen als Hölle, mit ruſſiſcher Inſchrift, beſagend: die Hölle verzehrt die Sünder. Löwenköpfe und Rachen an Thüren und an andern Zierrathen ſind nicht ſelten (der Löwenrachen, welcher in Venedig die heimlichen, namenloſen Anklagen aufnahm und ſo viele Gräuel ausbrütete, gehört auch dahin und war nicht minder ein ſolcher Höllenrachen); aber die Darſtellung von Köpfen verdammter Perſonen in ihnen ſind uns bei Bildwerken noch nicht vorgekommen, und es ſcheint wohl als eine Eigenthümlichkeit dieſer Thürme anzuſehen zu ſeyn. Dies iſt indeſſen wohl die von Chriſto noch nicht bezwungene Hölle, daher die mehrern Köpfe; den gegenüberſtehenden Kopf (34) werden wir, ſeiner Zeit, anders zu deuten verſuchen.

Tafel 14. Beſuch der heiligen Jungfrau bei Eliſabet, mit ruſſiſcher Inſchrift: Maria und Eliſabet küſſen ſich, und mit lateiniſcher mitten inne, blos die Namen Maria und Eliſabet bezeichnend. Dieſe war daher auch gewiß die urſprüngliche, und jene ruſſiſche ward erſt ſpäter darüber geſetzt und ſo vertheilt, wie es der Raum erlaubte. Der Herr Verf. hält die größere Figur für die der Eliſabet; wir möchten das Gegentheil behaupten. Maria, mit dem Sohne Gottes näher verwandt, hat immer eine größere Geſtalt (vergl. 34, wo Chriſtus am Kreuze koloſſal und Maria größer als Johannes); auch ſtehen die lateiniſchen Namen ſo, daß die größere Geſtalt den Namen Maria über ſich hat. Bei den Figuren ſelbſt mag es wohl ſeyn, daß Maria älter in den Geſichtszügen erſcheint, in der Abbildung iſt es aber umgekehrt. Ob ihre Kleidung der deutſcher Hausfrauen geringern Standes im Mittelalter entſprechend ſey, möchten wir nicht mit voller Gewißheit behaupten; ſie ſcheint uns mehr etwas der geiſtlichen Kleidung des Mittelalters Entſprechendes zu haben und ſo Würde und Wichtigkeit ausdrücken zu ſollen. Dahin deuten uns die breiten Gürtel und die weiten Aermel, da im häuslichen Leben der Frauen jener Zeit wohl die Aermel meiſt eng, um die Handgelenke feſt anliegend waren und nur das prieſterliche Gewand erhielt Weite.

Tafel 15. Die Flucht nach Aegypten. Maria, nach Frauen Art reitend, iſt ganz in der ſteifen, ſtrengen und ſchlichten Art dargeſtellt, wie das frühſte chriſtliche Alterthum die Mutter des Herrn mit dem Kinde auf dem Schooße darſtellte, nachgeahmt (oder wenn auch dies nicht immer, doch ähnlich) der Iſis mit dem Horus auf dem Schooße und in mannichfachen alten Wunderbildern auf gleiche Weiſe erſcheinend. In der Zeichnung iſt nichts Turbanähnliches auf dem Kopfe der Maria zu erkennen,

ſondern vielmehr die eng anſchließende Kappe. Von dem in der Beſchreibung befindlichen Baum ſieht man nichts, und das was Joſeph in der rechten Hand hält, iſt vielleicht ein Tannenzweig. Sollte der hinter der Maria befindliche Baum nicht ähnliche Zweige haben? In den Nachträgen erklärt der Herr Verf. dieſes Geräth für einen Spinnrocken der heiligen Jungfrau. Es wäre dann wohl der, welchen die Jungfrau bei der Verkündigung hielt, und ſo wären beide Darſtellungen durch *ein* Beiwerk verbunden.

Tafel 16. Ein Diakon, wie Taf. 12, nur hier in einem Buche leſend.

Tafel 17. Biſchof Alexander von Blucich. Dieſes merkwürdige Bild iſt ausführlich vom Herrn Verf. erklärt; wir verweiſen daher auf das Buch, indem wir mit der darin ausgeſprochenen Anſicht völlig übereinſtimmen: Blucich iſt Plotzk; dort war von 1129 bis 1156 ein Alexander Biſchof, den ſeine Zeitgenoſſen und die folgenden Geſchichtſchreiber ausnehmend rühmten. Seine geiſtige Größe und ſeine körperliche Stärke und Tapferkeit ſind durch ſeine koloſſale Größe, in Rückſicht der beiden neben ihm ſtehenden Diakone, angedeutet. Sein Haupt iſt mit der Biſchofsmütze bedeckt und der Herr Verf. bemerkt, man müſſe daraus ſchließen, daß die Abbildung erſt nach ſeinem Tode gemacht worden ſey, indem es im Mittelalter gewöhnlich geweſen, noch lebende Perſonen mit unbedecktem Haupte zu bilden; eine Bemerkung, die, geſtehen wir, uns ganz neu war, und deren Begründung wir wohl genauer wiſſen möchten. Wir werden indeſſen ſelbſt zur Befeſtigung oder Erſchütterung dieſer Anſicht eine Reihe von Kunſtwerken durchgehen und das Ergebniß dieſer Unterſuchung an anderen Orten mittheilen. Wir wollen hier eine andere Bemerkung einfügen, auf welche dieſe Tafel uns gebracht hat, die zugleich eine Anſicht über Entſtehung dieſer Thüren enthält. Je mehr wir dieſe Thüren betrachten, je wunderbarer, auffallend und eigenthümlich erſcheint uns die Zuſammenſetzung, gar viele Lückenbüßer erſcheinen hier und da, und in der Beſchreibung der Verbindung der einzelnen Felder (S. 4) werden angeſetzte Leiſten bemerkt, um mehrern Tafeln ungleicher Geſtalt gleiche Größe mit andern zu geben. Darauf gegründet, wagen wir folgende Vermuthung. Es iſt wohl keinem Zweifel unterworfen, daß in Magdeburg (wohin wir doch die Verfertigung dieſer Thüren ſetzen müſſen) die ſpäterhin zu nennenden Gießmeiſter ihre Kunſt fabrikartig trieben und ſo Formen oder Modelle früher bei ihnen beſtellter Werke aufbewahrten, um ſie gelegentlich wieder zu benutzen, und vielleicht, um dies beſſer zu bewerkſtelligen; aber weil dies auch eine beliebte Größe jener Zeit war, meiſt alle dieſer

Bildwerke in gleicher Größe, wenigſtens Höhe, wenn auch verſchiedener Breite, bildeten. So ſtanden denn Modelle von Darſtellungen aus dem alten und neuen Teſtamente von einzelnen Perſonen und dergleichen bei ihnen fertig, und wer nun ein größeres Werk bei ihnen beſtellte, welches mehrere Darſtellungen enthalten ſollte, konnte ſich dann auswählen, oder ſie ſelbſt beſtimmten nach Gutdünken und eigener Wahl, was etwa zu einem ſolchen größeren Werke zu nehmen ſey, und arbeiteten auch wohl einzelne eigenthümliche Tafeln für ſolche große Werke aus. Sollte ein ſehr großes Werk zuſammengeſetzt werden, ſo mußten alle ihre Tafeln daran, ſie mochten nun, den Gegenſtänden nach, paſſend ſeyn oder nicht. So wurde denn von nowgoroder Kaufleuten oder einem Biſchofe dies große Werk der Thüren in Magdeburg beſtimmt und das Maß der Größe eines jeden Flügels angegeben. Da reichte ihr Vorrath der Bildwerke zum Leben des Heilandes nicht aus, auch das alte Teſtament mußte einige Bildwerke geben (18, 21, 23), ja ſelbſt ein Denkmal des Plotzker Biſchofs Alexander ward paſſend befunden, weil er ja jenen Gegenden ſo nahe gelebt hatte; die Meiſter ſelbſt gaben Bildtafeln, ihre eigenen Perſonen darſtellend, mit dazu, viele andere einzelne Figuren wurden eingefügt, und da alles noch nicht hinlänglich war, mußte ſogar ein dem Heidenthum nachgebildeter Centaur (48) wohl oder übel mit in die Reihe. Bei der Zuſammenſtellung in Nowgorod paßten die Maße doch noch nicht genau (darum einzelne Leiſten), und manches ward auch wohl durch nicht zu ſorgfältige und ungeübte Arbeiter verwechſelt (wie denn z. B. die allein ſtehende Tafel 12 hinter 17 ihren Platz haben ſollte, wenigſtens gehört ſie dahin beſſer und 14 ſollte an ihrer Stelle ſtehen, obgleich ſie eigentlich noch weit höher hinauf gehörte, vor Tafel 6), wodurch dann die hier und da hervortretende Verwirrung entſtand. Außerdem iſt aber auch wahrſcheinlich, daß einzelne Tafeln, die der griechiſch-chriſtlichen Religionsanſicht näher ſtehen, eigends für dieſe Thüren verfertigt ſeyn mögen, wie ſo z. B. Igere (Taf. 30, wir kommen ſpäter auf ihn) eigenthümlich für dieſes große Werk gefertigt ward. — Die vorſtehende Vermuthung könnte noch eine größere Wahrſcheinlichkeit erwerben, wenn durch irgend einen glücklichen Fall der Beobachtung eine oder die andere ähnliche Bronzetafel ſich noch an anderen Orten wiederfände; eine Möglichkeit, die bei der Kindheit, in welcher die Kunſtgeſchichte des Mittelalters noch iſt, da wir viel zu wenig noch wiſſen, was vorhanden und wo es iſt, nicht zu bezweifeln ſeyn möchte.

Tafel 18. Eliä Himmelfahrt. Die Ueberſchrift iſt nur in ruſſiſcher Sprache: die Auffahrt des Propheten Elias von der

Erde in das Paradies. Höchst einfach ist das ganze Bild gehalten und bedarf wohl einer Beischrift, da man sonst wohl schwer den von feurigen Rossen entführten Propheten erkennen würde. Die aus der Höhe gereichte Hand ist altchristlichen Denkmälern sehr gewöhnlich; ob aber hierbei wirklich auch ein weiter Aermel gemeint sey, nicht vielmehr Wolken, stellen wir dahin, und werden dies vielleicht in der Folge bei einer Betrachtung des hortus deliciarum der Herrad von Landsperg näher zu betrachten Gelegenheit haben.

Tafel 19. Zwei allegorische Darstellungen, bezeichnet durch: die Stärke und die Armuth. Die Darstellung ist höchst wunderlich und eigen; die gegebene Ausdeutung will uns nicht recht genügen. Wir erklären uns die Stärke (so, glauben wir, muß fortitudo übersetzt werden) als die Macht, durch welche ein Theil der Menschen unterjocht, zu dienenden Leuten gemacht worden, nachdem die paradiesische Unschuld zerstört, wohin der Baum, welcher zwischen beiden Gruppen eingekratzt ist (entsprechend der gleich nachfolgenden Darstellung 21) deutet. Diese dienenden Leute, im Mittelalter „arme Lüte" *) genannt, liegen unter der siegenden Stärke, und das Latein des Mittelalters wußte die Benennung „arme Leute" nicht besser als durch paupertas zu geben. Darum setzt der eine nur den Speer auf den Rücken des Unterdrückten, tödtet ihn aber nicht, und um diese anderweit früher gebrauchte allegorische Darstellung mit diesen Bildwerken in Verbindung zu setzen, ward der Baum des Erkenntnisses auch hier später erst eingekratzt.

Tafel 20. Meister Riquin. Diese Tafel, verbunden mit 22, 24, und später 43, sind äußerst merkwürdig und für die Entstehungsart der Thüren wichtig. Wir sehen hier nämlich den Verfertiger der Thüren, indem die lateinische Inschrift lautet Riquin me fecit, Riquin, Richwin, Richwein verfertigte mich. Die russische Inschrift ist nur eine Verdrehung und Entstellung dieser Inschrift und zeigt die Unkenntniß des Verfertigers. Sie lautet: Master Nikwin mepegi, also N in dem Namen für R, und in me pegi steht p für f und g für c, und t ließ er ganz aus. Wir sehen in der dargestellten Figur unbedenklich einen Künstler, der solche Gußarbeiten fertigte. Es ist ein bejahrter Mann mit starkem, spitz zulaufendem Barte, in einer kurzen Werkstattkleidung. Das Haupt ist unbedeckt und das Haar mit besonderer Sorgfalt geringelt. Er trägt ein festanliegendes bis über die Knie reichendes Untergewand, das durch einen Gürtel

*) Sine armen Lüte, d. i. seine Unterthanen, kommt häufig in alten Urkunden, namentlich fränkischen, vor.

mit lang herabhängenden Enden zusammengehalten und über denselben eine Art von bunt gegitterter Schürze. In der rechten Hand hält er gerade vor sich hin eine im Gleichgewichte stehende Wage; in der linken eine aufgerichtete und an die Schulter gelehnte Zange. Alles dies deutet auf seine Geschäfte als Werkmeister im Gießen von Metallen. — Wenn der Herr Verf. S. 71 meint, Richwein müsse ein sehr bedeutender Künstler seiner Zeit gewesen seyn, so stimmen wir darin völlig mit ihm überein, nur nicht im Zusatz: daß, als solcher, „er der Ehre der Abbildung würdig geschienen habe;" denn diese Ehre erzeigte er sich selbst, wie so viele alte Künstler der alten Zeit, als z. B. Peter Fischer bei'm Grabmale des heiligen Sebaldus; andere setzten aber blos ihren Namen dem Werke bei.

Tafel 21. Adam und Eva unter dem Baum der Erkenntniß. Die Darstellung ist sehr einfach und mit der altchristlichen übereinstimmend, beide große Blätterbüschel (der Herr Verf. hält sie für Palmenblätter) vor sich haltend. Ueber jeden steht der Name in russischer Schrift, und neben Adam noch in demselben Schriftzeichen: Adam ißt von der Frucht des Baumes. Eva hält in der rechten Hand den Apfel an die linke Brust gedrückt; der Baum ist roh, wie auf alten urchristlichen Bildern am häufigsten, die Schlange ist darum gewunden.

Tafel 22. Meister Awram. Nur eine russische Inschrift gibt die eben bemerkten Worte und wir finden so einen Künstler abgebildet, der Abraham hieß. Auch er hat eine buntgeschweifte Arbeitsschürze, auf der Brust an einem Bande hangend ein (gleichseitiges?) Kreuz, in der Linken eine große Zange und ein anderes Geräth dabei, vielleicht eine Schmelzkelle, die Rechte hält einen an der Schulter emporgerichteten Hammer. Das Kreuz (welches fast keine dieser Figuren hat), so wie der blos russische Name lassen wohl auf einen russischen Künstler schließen, der vielleicht die Aufstellung zu Nowgorod besorgte, wie auch der Verf. andeutet; eine Vermuthung, die manches für sich hat, und wohl konnte Meister Abraham ein Schüler und Mitarbeiter des Meister Riquin seyn. Sonst meint auch noch der Verf., „am leichtesten ließe sich der russische Name so erklären, wenn man annähme, daß diese Figur, wie so manche andere auf dem Denkmal, ohne erklärende Inschrift gewesen sey und der nowgorodische Bischof, der vielleicht die übrigen, gewiß spätern Erklärungen darauf graben ließ, diesem Künstler den Namen eines damals gerade bekannten russischen Bildners beisetzte", eine Meinung, der wir in diesem Falle (bei andern vorkommenden auf dem zweiten Thorflügel aber sehr gerne) nicht beipflichten möchten.

Tafel 23. Die Schöpfung der Eva; nur mit russischer

Inſchrift. Eine durchaus eigenthümliche und ſehr rohe Darſtellung. Adam liegt nicht, ſondern ſteht. (Wir erinnern uns ſchon einmal eine ſolche Darſtellung geſehen zu haben, wo, iſt uns aber im Augenblicke nicht erinnerlich.) Gott der Vater iſt ein alter Mann, der die Eva aus dem Rücken Adams hebt, zwei Engel kommen dazu vom Himmel nieder, oder ſtehen vielmehr auf dem Kopf. Man möchte beinahe glauben, Meiſter Abraham habe dieſe beiden Vorſtellungen Taf. 23 und 25, zwiſchen denen er mitten inne ſteht, dem Werke Richwin's und Waismuth's hinzugefügt, da ſie ſo ganz von den gewöhnlichen Vorſtellungsarten im Mittelalter abweichen, die doch ſo übereinſtimmend meiſt waren, da man jede frühere Abbildung wie auf alte Sage gegründet anſah.

Tafel 24. Waismuth. Noch ein Künſtlerbild und wieder ein unleugbarer, ja ganz offenbarer deutſcher Mann. Ueber ihn Nachrichten finden zu wollen, müſſen wir bei der unglaublichen Dürre und Ungewißheit unſerer Kunſtgeſchichte nicht erwarten; auch erſcheint es uns hiernach nicht auffallend, daß der Name dieſes und der andern Künſtler ſo ganz verſchollen iſt; denn wie viele ſpäteren Namen wurden uns nur auf ähnliche Weiſe behalten! Was wiſſen wir viel von Hemlink? Was vom Johannes Raphon (Rephuhn, Repphuhn?), deſſen Name ja auch nur durch ein treffliches Gemälde auf uns gekommen iſt und deſſen ſonſtige Lebensumſtände, ungeachtet er ſchon im 15ten Jahrhundert und Anfang des 16ten Jahrh. lebte, uns ganz unbeſtimmt ſind. Glauben müſſen wir auch nicht, wie ſchon bemerkt worden, daß die Meiſter Richwin, Abraham und Waismuth ihrer Zeit ſo wichtig waren, daß ihre Bildniſſe geſucht und verlangt wurden; das that ein jeder Künſtler zu ſeines Namens Gedächtniß und Verewigung von ſelbſt, daß er ſein Bildniß den wichtigſten Werken ſeiner Hand beifügte und vor allem ſeinen Namen. Dieſer Künſtler iſt jugendlich gearbeitet (wir möchten ihn wohl für den Sohn des Richwin erklären), hat auch einen Arbeitsſchurz vor, aber einen glatten und hält mit beiden Händen eine große Zange. In ruſſiſcher Schrift ſteht der Name des Künſtlers unten (oben ſteht er mit lateiniſchen Buchſtaben) wiederholt.

Zweiter Thorflügel.

Tafel 25. Chriſtus als Weltrichter. Mit den Tafeln 1 und 3 des erſten Thorflügels übereinſtimmend, nimmt die Darſtellung die ganze Breite des Flügels ein, iſt aber hier, was gegen jene erſte Seite ausgezeichnet, nur *eine* Tafel. Dieſe Tafel zeigt beſonders noch ganz altchriſtliche Auffaſſung, und erſcheint darum beſonders merkwürdig. In Hinſicht der dargeſtellten Evan-

geliſten, der Sonne und des Mondes, ſo wie des Heilandes ſelbſt, müſſen wir auf Biſchofs Münter gediegene Schrift über die Symbole und Kunſtvorſtellungen der alten Chriſten verweiſen, woraus beſonders das hohe Alterthümliche der Darſtellung erhellt. Chriſti Stellung auf einem Sternenbogen, ſo wie auch zu ſeinen Füßen ein Sternenbogen iſt, deutet auf ganz alte Anſichten; ſpäterhin im Mittelalter umgab man aber den Heiland mit andern Perſonen, als mit den Zeichen der vier Evangeliſten, indem unten das Weltgericht wirklich dargeſtellt ward und neben ihm knieend Maria und Johannes, für die auferſtehende Menſchheit bittend, ſchwebten, während aus dem Munde Chriſti einerſeits das Schwert (der Beſtrafung), andererſeits die Lilie (der Gnade Zeichen) gingen. Lauter lateiniſche Inſchriften deuten auf ganz abendländiſchen Urſprung. Die Engel, auch die köpflings ſtürzenden, entſprechen denen auf der 23ſten Tafel. Die Vertheilung der Thiere an die Evangeliſten iſt ſchon die ſpäterhin allgemein angenommene. (Vergl. auch Münter am a. O. Heft 1.)

Tafel 26. Unbekannte jugendliche Mannesgeſtalt, eine aufgewickelte Rolle in der linken Hand haltend und mit dem Zeigefinger der rechten darauf hindeutend. Kein Name, kein Zeichen erklärt die Figur, die an anderer Stelle einſt bedeutſam war, hier aber nur (mit der unten 29) den mittleren beiden kleineren Tafeln zur Raumausfüllung dienen mußte, und ſelbſt der ſonſt ſehr leicht zur Erklärung geneigte ruſſiſche Aufſteller wußte ihr keine Bedeutung beizulegen.

Tafel 27 und 28. Die erſte Tafel zeigt Chriſti Eintritt in Jeruſalem, oder vielmehr das Stillehalten vor der Stadt, auf einem Eſel (denn dies iſt doch wohl das Thier, auf dem er reitet, weil ſonſt die Unterſchrift in asino Christus vehitur damit nicht übereinſtimmen würde), neben dem ein Füllen geht; er ſelbſt hält einen Oelzweig und hinter ihm gehen oder ſtehen drei Männer mit gleichen Zweigen. Was die Kreiſe bedeuten, innerhalb mit Lilien, worauf die Schriftplatte und die Fußplatte des Thieres, auf dem der Heiland reitet, ruht, wiſſen wir nicht anzugeben und halten ſie für bloße Verzierungen; die Lilien entſprechen den in altdeutſcher Bauart bekannten Schlußfiguren der Kirchthürme und Ausgangsſpitzen der Thürmchen. 28 iſt das geöffnete Stadtthor Jeruſalems. Das Thor der Stadt iſt gerade ſo dargeſtellt, wie es die Wappenſtecher des Mittelalters von frühſter Zeit an bis tief gegen neuere Zeit ausdrückten. Der Schluß des Wortes Jheruſalem in Veränderung der letzten Sylbe lem in mel zeigt wohl an, daß dieſe Schrift nicht erſt ſpäter eingeſtochen ward, ſondern ſchon vom alten Künſtler in die Form gekratzt war, der ſich dabei aber ein Verſehen zu Schulden kommen ließ. Der

Empfang ist sehr einfach angedeutet. Bemerkenswerth ist unstreitig die auf einem Ständer stehende Pflanze mit drei langen flammenartigen Blättern, und unten drei niederhangenden, eichelartigen oder den Tannzapfen entsprechenden Früchten (wie das uralte römische Zeichen der Stadt Augsburg etwa aussehend); bedeutsam ist das Ganze gewiß und verdient wohl nähere Untersuchung. Schon die zwiefache Wiederholung der drei Früchte und drei Blätter zeigt einen verborgenen Sinn an.

Tafel 29. Unbekannte Figur. „Eine jugendliche Gestalt mit einem Thier unter dem linken Arme, von dem man nur den Kopf deutlich sieht, nach welchem man es für eine Schlange halten muß"; der Zeigefinger der rechten Hand ist gegen das geöffnete Maul des Thieres gerichtet, in der linken Hand hält die Figur etwas, das wie ein Brot oder Kuchen aussieht. Hier tritt uns wieder recht deutlich entgegen, wie weit wir noch in der Symbolik des Mittelalters zurück sind. So weit wie wir nach der Zeichnung urtheilen dürfen, die freilich, wie wir schon oft bemerkt haben, sehr häufig nur eine freie Nachahmung, eine nicht genugsam treue Nachbildung des wirklichen Bildes ist, würden wir die Figur für die dem Mittelalter des Christenthums so beliebte des guten Hirten halten, wenigstens kommt damit die ganze Stellung überein, wie sie das Mittelalter oft gab *).

Tafel 30. Igere. Eine große Figur, größer als die anderen. Der Bart ist zierlich und läuft spitz zu, das Haar ist hinter die hoch stehenden Ohren gelegt. Der Kleidung nach ein Krieger: über das gewöhnliche bis an die Knie reichende Untergewand ist ein Schuppenpanzer gelegt, in der linken Hand ein gekrümmtes kurzes Messer, in der rechten ein langes Schwert. Beide Hände sind gegen die Brust erhoben und halten ein schmales Band. Wir sind keinen Augenblick zweifelhaft und theilten auch früher diese Ansicht dem Hrn. Verf. schriftlich mit, hier eine Beziehung auf den russischen Helden Igor zu sehen, wobei es am merkwürdigsten ist, daß die Inschrift nicht mit russischen Buchstaben gemacht ist, sondern mit lateinischen, wonach sie also unserer Annahme zufolge schon ursprünglich in Magdeburg gemacht ward und also gleich zu den Thüren bestellt worden ist, nicht erst später in Nowgorod so gedeutet wurde. Bei der Menge Lückenbüßer, die nöthig waren und die sich hier allenthalben vorzüglich auf dem zweiten Thorflügel reichlichst zeigen, ist die Darstellung eines solchen nordischen Helden nicht zu verwundern.

*) Die erste christliche Zeit (Münter, Heft 1) stellte den guten Hirten immer anders vor, ein Lamm auf den Schultern tragend.

Tafel 31. Judas verräth den Erlöser. Es ist die Gefangennehmung und der verrätherische Kuß des Judas vorgestellt. Christus ist wieder größer als die andern Personen; man sieht nur noch den ohne Bart dargestellten Judas, Petrus und zwei Kriegesknechte.

Tafel 32. Unbekannte Figur. Der Beschreibung nach: „eine jugendliche Gestalt, welche mit beiden Händen eine um ihren Leib gewundene, große Schlange mit geöffnetem Munde und buschigtem Schwanze hält." Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß eine im Mittelalter nicht selten vorkommende Gestalt, die mit Schlangen umwunden, darunter gemeint sey (der Hr. Verf. meint einen Schlangenbeschwörer); auf den ersten Anblick hatte aber die Gestalt große Aehnlichkeit mit dem im alten Christenthume oft vorkommenden Tobias, der mit dem gefangenen Fische zu seinem Vater zurückkehrt.

Tafel 33. Die Ueberschrift und Ausdeutung des Hrn. Verfassers: Christus im Kerker, ist gewiß unrichtig. Es wäre dies eine Vorstellung, die uns noch nirgend vorgekommen. Es ist vielmehr eine andere sehr bekannte und gewöhnliche Darstellung, die nun freilich wieder hier gar nicht her gehört, sondern bunt und fremdartig hineingeschoben worden ist: die Befreiung des heiligen Petrus aus dem Gefängnisse durch einen Engel, eine beliebte Darstellung des Mittelalters, die ja auch Raphael in seinen Logen auf eine so glänzende und treffliche Art ausführte. Die darunter befindliche russische Inschrift: Das Geisseln Jesu Christi an der Säule, ist nur, da sich ein bequemer Raum fand, hierher gesetzt worden und geht eigentlich auf die darunter befindliche Vorstellung, Tafel 37. Man sieht aber deutlich, wie man sich, bei der Zusammensetzung, nicht um Sinn, Deutung und Zusammenhang der Darstellungen, sondern blos um vollständige Füllung jedes einzelnen Raumes bemühte.

Tafel 34. Wieder ein Löwenkopf als Thürklopfer, entsprechend der Tafel 13, nur sieht man nicht mehr in dem Rachen die Köpfe mehrer Verdammten, sondern allein einen auf Flügeln ruhenden Kopf, und also einen Engelskopf (wenigstens so stellte es der Zeichner dar). Wir müssen ihm deshalb eine ganz andere Bedeutung beilegen und versuchen diese also. Thorflügel eins zeigt uns die Jugend des Heilandes, also noch die Hölle in ihrer vollen Gewalt, noch nicht die Befreiung der Menschheit aus der Hölle, daher die Köpfe der Verdammten aus ihr hervorblickend. Anders ist es auf dem zweiten Thorflügel: Christi Leiden und Tod, sein Herabsteigen zur Hölle (Tafel 42 werden wir es noch genauer kennen lernen und deutlich dargestellt sehen) hat die Macht der Hölle vernichtet (dies stellen viele Bildwerke des christ-

lichen Alterthums dar, aber immer auf ähnliche Art wie Tafel 42) und so schwebt nun ein Engelskopf vor dem gräulichen Rachen, die Seelen zurückwehrend, wie früher der Engel mit dem feurigen Schwerte vor dem Paradiese stand. So deuten wir uns beide Löwenköpfe und Löwenrachen, möge die Erklärung richtig seyn und der Zeichner uns nicht etwa zu einem Trugschlusse, an dem wir wenigstens unschuldig wären, verleitet haben; der würdige und berühmte Hr. Verf., dem diese Blätter zunächst gewidmet sind, wird am besten darüber entscheiden können.

Tafel 35. Eine Gestalt mit dem Schwerte in der rechten, und der Krone auf dem Haupte, sonst durch nichts ausgezeichnet und nur durch eine russische Inschrift als König bezeichnet, wogegen

Tafel 36. Ein sitzender Kaiser als Gegenstück erscheint und zwar durch die lateinische Inschrift Herodes imp. bezeichnet, also schon so nach Nowgorod gekommen und nur durch den Gegensatz wurde jene Figur als König bestimmt. Seine Figur deutet das ganze gerichtliche (wenn auch nicht rechtliche) Verfahren gegen den Heiland an, zu dessen Geisselung und Tod wir nun gleich übergehen.

Tafel 37. Die Geisselung Christi. Der Herr ist wieder durch seine Größe ausgezeichnet; dennoch bestimmt ihn noch die Namensabkürzung. Der Vogel auf der Säule ist die Taube, der heilige Geist, an den Hahn des Petrus ist nicht zu denken. Was ein über dem links stehenden Soldaten eingegrabenes E bedeuten soll (der Zeichner hat es vergessen), ist uns ganz undeutlich. Sonst ähnlicht die Darstellung der allgemein verbreiteten.

Tafel 38. Die Kreuzigung Christi ist ganz eigenthümlich und sehr sinnreich dargestellt. Wohl recht hat der Hr. Verf., wenn er sagt: „Der göttliche Leidende thut hier, am Kreuze, wo er den Tod der gemeinsten Missethäter sterben soll, eines der größten und schönsten Wunder: er reicht vom Kreuze herab der trostlosen Mutter die Hand, eine Darstellung, die eben so neu in ihrer Erfindung, als groß und erhaben im Sinne des frommen Künstlers ist. Wenn der Heiland, scheint er sagen zu wollen, einen Arm vom Kreuze losmachen konnte, ohne daß menschliche Macht es verhindern durfte, so mußte es ihm auch ein Leichtes seyn, ganz von dem Marterholze herabzusteigen, und so deutet er uns die Allmacht des schuldlosen Dulders zugleich mit seinem Gehorsam gegen den Willen des Vaters auf eine eben so einfache als rührende Art an." Christus ist wieder übergroß, die Dornenkrone, eine wichtige Eigenthümlichkeit und für bedeutendes Alter beweisend, fehlt ihm hier, wie bei der Geisselung. Wirklich belaubte Stämme, wohl Palmenstämme, sind als Kreuz

angedeutet, doch fehlt der untere Theil des langen Stiels, die Füße sind nicht über einander gelegt, sondern stehen nach ältester Darstellungsart neben einander. Die zweite neben stehende Figur soll eine weibliche seyn, und wird auf eine der beiden andern heiligen Frauen vom Hrn. Verf. gedeutet, die, nach den Evangelisten, beim Tode des Heilandes gegenwärtig waren.

Tafel 39 und 40. Zwei unbekannte Figuren, jene weiblich, diese männlich, in bunten Kleidern und ohne Bezeichnung; über der männlichen ist ein *A* eingekratzt. Die weibliche Gestalt trägt ein Gefäß. Waren es nicht etwa Joseph und Nikodemus, die mit Myrrhen und Specereien zum Grabmale wandeln? Denn

Tafel 41 zeigt die drei heiligen Frauen am Grabe. Die ältere Zeit stellte meist immer drei Frauen dar, in neuerer erscheinen nur zwei. Der Engel sitzt vorne.

Tafel 42 ist die Höllenfahrt Christi, lateinisch durch disce(n) dit ad inferos bezeichnet. Drei Köpfe ragen aus einem am Boden befindlichen Gefäß hervor, wie bei 13 aus dem Löwenrachen, und die wieder übergroße Figur des reich bekleideten Christus ist im Begriff, mit einer Lanze danach zu stoßen.

Tafel 43. Wichmann, Erzbischof von Magdeburg. Auch wieder ein berühmter Geistlicher, von 1152 — 92 Erzbischof von Magdeburg. Der Hr. Verf. hat das Leben dieses thätigen und wirksamen Erzbischofs, besonders in weltlichen Angelegenheiten rührig, kurz erzählt, aber ein Mißverständniß waltet Anmerkung 98 ob, wenn der Verf. auf das Wort Gift, wodurch Wichmann zu seinem Erzbisthum gekommen seyn soll, zu großen Nachdruck zu legen scheint: denn dies Wort heißt auch nichts anders als Geschenk, Gabe und ist noch im Worte Mitgift aufbehalten. Die Ueberschrift in lateinischen Buchstaben lautet: Wicmannus megideburgesis epc. Auch hier ist wohl ohne Bezug auf die Verfertigung der Thüren, nur für ihre Anfertigungszeit, der dargestellte Wichmann wichtig, der, unserer vorher schon einige Mal dargelegten Ansicht nach, zu anderem Denkmale schon gearbeitet, nur mit zu diesem gezogen wurde, um einen Raum auszufüllen. Tracht und Stellung gleichen der des Bischofs zu Plotzk auf Tafel 17.

Tafel 44. Christus zwischen zwei Engeln. Wir stellen uns hier Christus nach Ueberwindung des Todes, als in der Herrlichkeit dargestellt, vor, neben ihm zwei viergeflügelte Engel, Cherubim, da sonst nur immer zweiflüglige auf diesen Thüren erscheinen. Die gewöhnliche Abkürzung bezeichnet den Namen des Heilandes, über den Engeln steht, mit russischer Schrift Archangel, Erzengel. Wenn das Kreuz auf der Lanze, die der Heiland in der linken Hand hält und die dem Zeichner sehr un-

deutlich gerathen ist, wirklich ein gleichseitiges griechisches Kreuz ist, so wäre diese Vorstellung sehr wichtig, und das Bild wäre dann vielleicht für ein russisches Werk, wie überhaupt vielleicht einige andere Tafeln, und zwar vom Meister Abraham, zu halten. Darauf könnte vielleicht die Farbe des Metalles noch mit leiten.

Tafel 45. Unbekannte Figur, nach Art der unter 39, 40, in Hinsicht der Tracht. Mit dieser und der folgenden hören nun, aller Vermuthung nach, die geistlichen Gegenstände ganz auf, es sey denn, daß 46 und 47 noch auf eine frühere Begebenheit zu deuten wären, indem auf

Tafel 46 drei Krieger erscheinen, die mit 47 wohl eine Darstellung des Bethlehemitischen Kindermordes seyn könnten. Tafel 46 sind drei Krieger, einer nur mit dem Schwerte und einer der auf oder dicht neben einem Drachen zu stehen scheint. Wir möchten indessen, so sonderbar auch ein solches Werk erscheinen mag, die ganze untere Abtheilung der drei Darstellungen 46, 47, 48, für alt mythologisch erklären. Bei 48 ist es unleugbar, und 46 möchten wir wohl für Theseus mit zweien seiner Gefährten halten, die vor dem getödteten Minotaurus stehen, so wie wir Tafel 47 eine Medea, eben im Begriff, ihr letztes Kind zu tödten, zu erkennen geneigt sind. Tafel 48 ist ein unverkennbarer Centaur, der in den verstümmelten Händen Bogen und Pfeile hielt und eben im Begriff war, diesen von jenem zu entsenden. Wo diese der Antike nachgebildeten und aus antiken Gegenständen entnommenen Darstellungen gebraucht seyn mögen, läßt sich freilich nicht entwickeln, aber wie viele Kunstverhältnisse sind uns auch noch unbekannt! Die augsburger gleichzeitigen Thüren zeigen denselben Centaur zweimal wiederholt. Wäre diese und jener in Nowgorod vielleicht aus derselben Form? Hätte auch Augsburg etwas zu dem großen nowgoroder Werke geliefert? Nur ein gegeneinander gestellter Abguß beider Bildwerke könnte hier entscheiden.

Die Einfassung der Thüren ist etwa vier Zoll breit, hervorspringend, läuft auf den Flügeln mitten durch und schließt eine jede Tafel von allen Seiten ein. Diese Verzierung ist aber durchaus nicht ganz gleich und enthält verschiedene Muster, wie dies auch an andern Thüren der Fall ist. Der Hauptheil und der am meisten wiederholte zeigt eine altdeutsche Verzierung, der ähnlich, die Moller von dem Thürbogen der einen Thür zu Frankfurt am Main gibt. Auch menschliche und Thierfiguren erscheinen zwischen diesen Arabesken, auf dem ersten Thorflügel indessen nur eine, desto mehr auf dem zweiten. Reicher sind diese Verzierungen, Menschen und Hunde auf der zweiten Thür, mehr

scherzhaft, raumfüllend und undeutsam, als bedeutend und mit Absicht erscheinend; denn wir wiederholen auch hier, man muß in der Kunst des Mittelalters Künstlerlaunen und Scherze nie zu ernst und hoch deuten und annehmen wollen.

II. Erläuterungen zur Erklärung einiger Symbole und Darstellungen der Kunst des Mittelalters. Eine schöne Ergänzung zu Münter's früherer Dissertation und seinem spätern ausführlichen Werke über die Symbolik des Mittelalters. Höchst dankenswerth ist die Arbeit beider gelehrten Männer anzunehmen, als Grundlage darauf zu bauender weiteren Untersuchungen. Möge sich daraus bald eine vollständige Kunstsymbolik des ganzen Mittelalters erheben.

1. Ueber den Ursprung und die Form der Heiligenscheine. Fleißige und belehrende Zusammenstellung, wichtig mit Münter's Werk zu vergleichen; Hauptsache ist, daß der Heiligenschein keine Erfindung des christlichen Mittelalters sey, sondern schon im Alterthume ganz gewöhnlich war. 2. Gestalt, Kleidung und Attribute der Engel. Wenn man die Urbilder zu einzelnen Engeln des Mittelalters suchen wollte, so würde man vergeblich sich in der Natur umsehen: es ist kein Vorbild für sie da. Wir meinen nämlich die mit Flügeln begabten Engel, bei denen man, in Hinsicht der Anbringung ihrer Flügel, vergeblich nach dem, was Maler oder Bildner nachahmten, umschauen würde. Einige Ausleger haben daher auch gar nicht gewußt, was sie mit den Flügeln anfangen sollten, welchen Thieren sie etwa nachgebildet wären. Man kann darauf nur antworten: es sind Engelflügel, Flügel, welche die alten Bildner eigends für die Darstellung der Engel bestimmten. Daher finden wir bekleidete Engel mit großen Flügeln, bei denen man vergeblich anzugeben suchen würde, wie diese Flügel angewachsen und wie sie sich zu der Bekleidung verhielten. Dies zur Ergänzung der Bemerkungen unsers Verfassers. 3. Die Verkündigung. Das Alterthum scheint nur eine Vorstellungsart dieses Ereignisses gekannt zu haben, und ein Künstler folgte um so mehr dem andern, da hier ein tiefes Geheimniß der christlichen Religion darzustellen war, dessen erste Auffassung durch einen Künstler wie eine göttliche Eingebung anzunehmen war. 4. Die Krippe Christi. Nicht blos die wirkliche Krippe, worin der Erlöser als Kind lag, wird heutigen Tages unter diesem Worte gemeint, sondern die ganze Erscheinung der Engel, Hirten und aller kurz nach der Geburt des Heilandes versammelten Personen und des Orts, worin sie sich zusammenfinden. Diese Bedeutung hat das Wort Presepii in Italien und das sogenannte Krippel im südöstlichen Deutschlande, woraus oftmals die Einbildungskraft der Künstler sehr liebliche Gegen-

stände schafft; die Darstellungen der Künstler alter und neuer Zeit zeigen oft sinnreiche Erfindungen; einfach dagegen, oft roh, erscheint die der Zeit des ältesten Christenthums. 5. Vaterland, Namen und Insignien der heil. drei Könige. Hier hat die Kunst des Mittelalters, besonders die Malerei, oft alle Farbenpracht verschwendet, um die drei Weisen recht glänzend und schön auszuführen, und allen Schmuck des Morgenlandes an die ärmliche Wiege des Heilandes gestellt, um seine Göttlichkeit und Hoheit, selbst in der armen Hütte oder der armseligen, düstern Stallhöhle, recht zu zeigen. Wichtig ist es zu untersuchen und darzulegen, wie diese Begriffe der Pracht und königlichen Würde, so wie der Mohrengestalt des einen Königs sich von ältester Zeit bis in das Mittelalter ausgebildet haben, eine Untersuchung, die noch gänzlich mangelt. 6. Elia Himmelfahrt. 7. Eine aus den Wolken ragende Hand, als Symbol der Gegenwart Gottes. Diese Vorstellung ist sehr häufig und es läßt sich die Reihe der vom Verf. angeführten Bildwerke bedeutend vermehren. Besonders liebten auch die Diptycha des Mittelalters, vorzüglich die der Karolinger (vgl. Eccard Comm. rer. Franc. ori.) solche Darstellung, und sie ist auch die zweckmäßigste, um die Anwesenheit Gottes auf die am wenigsten menschliche Art darzustellen; denn ihn ganz und gar als einen alten Mann abzubilden, ist doch zu wenig göttlich. 8. Die Schöpfung der Eva. Die hier aufgezählten Abbildungen der Erschaffung der Eva würden sich durch eine lange Reihe vermehren lassen, welches uns aber unnöthig erscheint; höchst wünschenswerth wäre es dagegen eine der wunderbaren Darstellung dieser Thüren gleiche zu entdecken; ähnlich ist die auf der augsburger Thüre (und so auch die nahe Zeit der Verfertigung beider andeutend), nur daß bei der augsburger Thür Adam liegt. Wollte dies aber nicht vielleicht auch der Künstler der nowgoroder Thür und benahm sich dabei nur höchst unbehülflich? 9. Der Regenbogen als Stuhl der Herrlichkeit Christi. 10. Sonne und Mond neben dem Heiland. Höchst wichtig ist hier das alte Bildwerk an den Externsteinen in Westphalen zur Vergleichung, und wir werden davon an anderem Orte, bei Gelegenheit von Dorow's Denkmalen germanischer und römischer Zeit sprechen und dabei auch eine genaue Nachbildung der Zeichnung aus dem wiener Otfried beifügen, die wir durch die freundschaftliche Güte der Frau Primisser, geb. Mihes zu Wien besitzen. Es waltet hier noch unleugbar eine heidnische Ansicht und Nachbildung vor; vgl. auch Münter. 11. Die Thiere als Symbole der Evangelien. Eine gelehrte und ausführliche Untersuchung, womit Münter's neues größeres Werk zu vergleichen ist. 12. Lilien auf den Kunstwerken. Auch hier mag das Alterthum wohl mit

eingewirkt und die Lotusblume besonders früher gemeint und nachgeahmt worden seyn. Der Hr. Verf. hat die lilienartige Blume übersehen, worin sich alle Thürme und Spitzen der altdeutschen Gebäude zu enden pflegen. Sie gehen in das tiefste Alterthum zurück und waren dem Christenthum, wegen ihrer milchweißen Reinheit und Zartheit, besonders zum Vergleich und zur Symbolik wichtig. Es wäre wohl noch zu bemerken gewesen, daß die Lilie neben der Maria, bei der Verkündigung, im späteren Mittelalter fast immer erscheint, und daß einige alte Künstler dieser Lilie keine Staubfäden gaben; so also ein gedoppeltes Zeichen der Reinheit und Keuschheit. 13. Die Palme, als Freudens- und Siegessymbol. Die Palmenweihe war und ist in der ganzen katholischen Kirche gewöhnlich und wird bekanntlich am Palmensonntage gehalten. In Deutschland, wo die Palme fehlt, müssen Weidenzweige, an denen Blütenkätzchen sitzen (weil dieser Feiertag in das erste, noch blätterlose Frühjahr fällt), dafür gelten. Der Aberglaube hat auch sein Theil daran und die Gläubigen drängen sich zu diesen Zweigen, denen allerhand heilsame Wirkungen beigelegt werden. 14. Spitze Mützen der Krieger. Diese spitzen Mützen sind den phrygischen Mützen des classischen Alterthums ähnlich und wurden unbedenklich, entweder von Leder oder von Metall, in den älteren Zeiten des Mittelalters getragen, so daß sie nur eine Nachbildung wirklicher alter Tracht waren, wie jene des Alterthums. Solche phrygische Mützen auf Denkmälern des Mittelalters zu finden, darf daher nicht verleiten, ihnen eine besondere, dem Alterthum nähere Bedeutung zu geben. 15. Kreuzigung mit vier Nägeln. Diese ist durchaus in den älteren Vorstellungen als gewöhnlich angenommen, gegründet auf die Nachricht, daß die heilige Helena die vier Nägel des Kreuzes Christi gefunden, so wie auf die zweckmäßigere Einrichtung, um dem Körper Festigkeit in seiner nur zu sehr schwebenden Lage zu geben. Wann drei Nägel, also die über einander gelegten Füße eingeführt worden sind, weiß man noch nicht gewiß; einige behaupten, es sey erst in den Zeiten des Cimabue aufgekommen, welches noch sorgsame Untersuchungen fordert. 16. Form des heiligen Kreuzes. Die Form des Kreuzes war eigentlich wohl nur dreifach, das lateinische Kreuz (wobei der Randbalken länger als der Querbalken), das griechische Kreuz (woran beide Balken gleich) und das Andreaskreuz, woran beide Balken wie ein X stehen und beide in der Erde befestigt sind. Dies letztere wird gewöhnlich nur dem heiligen Andreas als sein Marterwerkzeug gegeben, wohl hauptsächlich, um ihn gleich auf den ersten Blick vom Heiland zu unterscheiden und jeder Verwechslung zuvorzukommen, so wie auch zuweilen die beiden Schächer neben dem

Kreuze des Herrn auf ähnliche Weise befestigt sind. 17. Centauren auf christlichen Kunstwerken. Centauren kommen nicht selten auf christlichen Denkmälern vor; ganz ähnlich dem nowgoroder Centaur sind die, welche auf den Thüren zu Augsburg, wo auch mehrere andere mythologische Darstellungen erscheinen, vorkommen; diese Thüren fallen in das Jahr 1088 und sind zur Vergleichung mit diesen überaus merkwürdig. Wir haben schon bei andern Gelegenheiten unsere Ansicht über solche Darstellungen heidnischer Gegenstände auf christlichen Denkmälern ausgesprochen, hier wiederholen wir sie kurz. Die Gegenden, welche dem classischen Alterthum nahen, mischten leicht und gern mythologische Gegenstände ihren Werken ein, weil sie den eben bekehrten Künstlern so nahe lagen; ja oft mußten auch wohl Christen sich von heidnischen Künstlern (da das christliche früheste Alterthum keine Kunstausübung litt) Denkmäler machen lassen. So blieb nichts übrig, als oft Heidnisches ruhig zu dulden, oder dem Heidnischen eine christliche Bedeutung zu geben. Späterhin, als es dem Christenthum mehr erlaubt war Denkmäler zu stiften, war die Kunstfertigkeit verloren gegangen, und man mußte sich daher oft begnügen Werke der antiken Zeit auf das genaueste nachzuahmen und ihnen eine christliche Bedeutung zu geben. Dann scheint es aber auch nichts Ungewöhnliches gewesen zu seyn, Gegenstände der Mythologie in der christlichen Zeit nachzubilden und ihnen eine blos christliche Bedeutung zu geben, oft nur in rein geschichtlicher Hinsicht betrachtet als Strafe und Belohnung der Gottheit, mehrfach nur im Gegensatze, als Werk des Teufels gegen die christlichen Geschichten und Begebenheiten, oder was sonst das christliche Alterthum sich darunter dachte und welche Bedeutung es dem Heidnischen zu geben wußte. Das sind Vermuthungen, die eine genaue, fortgesetzte Untersuchung prüfen und weiter erhärten oder zurückweisen möge.

III. Ueber die auf den korssünschen Thüren vorkommenden Inschriften. Der Hr. Verf. nimmt an, daß die Inschriften alle in das Metall gegraben wären; nur die über den beiden Bischöfen soll genau und zierlich seyn, alle anderen aber ungleich und meist roh. Die Ursprünglichkeit dieser beiden allein nimmt daher der Hr. Verf. an, alle anderen sollen später eingegraben seyn. Wir hegen andere Ansichten. Die lateinischen Inschriften waren nämlich, unserer Meinung nach, ursprünglich, fanden sich schon erhaben in den Formen vor und wurden demnach vertieft mit abgegessen; denn solche erklärende Inschriften waren, wie auch der Verf. bemerkt, in der alten Zeit ganz gewöhnlich und herkömmlich. Daher schreibt es sich denn auch, daß in Jerusalem Tafel 28, Iherusamel steht, durch ein

Versehen des die Buchstaben richtig stellenden Künstlers, da sie, wie alle anderen, hätten verkehrt gearbeitet werden müssen, wenn sie im Ausgusse gerade stehen sollten. Da die lateinischen Inschriften den Russen unbekannt waren, ließ ein Bischof von Nowgorod bei den bedeutendsten Begebenheiten und besonders solchen, die allgemein verständlich seyn sollten, die russischen Erklärungen später einkratzen, die daher auch meist alle weit unförmlicher sind, damit die niedere und ungelehrte Geistlichkeit den Sinn der Abbildung lesen und besser erklären konnte, aber auch die gebildeten Vornehmen leichter die Erklärung fanden. Daß die lateinischen Inschriften schon in Deutschland gemacht worden, meint auch der Verf. (S. 91) und weicht nur darin von uns ab, daß er sie auch für später eingegraben hält. Was die Meinung über die Schriftzüge und ihre diplomatische Erklärung betrifft, so reicht sie oftmals bei Kunstdenkmalen des Mittelalters nicht aus. Was bei Wundern gilt, die von gebildeten Geistlichen niedergeschrieben wurden, die meist alle aus einer Schreibschule hervorgegangen zu seyn scheinen, wie diese bedeutende Klöster, als St. Gallen, Reichenau, Fulda, Corvey hatten, so ist ihre diplomatische Uebereinstimmung und das darauf von Mabillon gebaute System unumstößlich; aber anders ist es wohl bei Kunstwerken, bei denen der Künstler (nicht der gebildete Schriftgelehrte) seine Kunstfertigkeit in Anwendung brachte und die Buchstaben mit mehrer oder minderer Freiheit nachahmte; darum herrschen hier auch die größten Abwechslungen in der Form der Buchstaben. Da sich nun in der Urkundenlehre zeigt, daß die Buchstaben von Jahrhundert zu Jahrhundert schlechter und flüchtiger werden, so mag es wohl nicht falsch geurtheilt seyn, wenn wir annehmen, daß die Inschriften schon in die Verfertigungszeit der Thüren fallen, die Schrift aber nur durch größere Flüchtigkeit und Ungeübtheit der Künstler einem spätern Zeitraum anzugehören scheint.

IV. Benennung, Alter, Vaterland, Geschichte und Kunstwerth der korssùnschen Thüren. Unter Korssùn wird eigentlich das alte Cherson gemeint, und von Wladimir dem Großen, der diese Stadt 988 einnahm und sich dort taufen ließ, wurden viele Denkmäler und christliche Alterthümer (worunter auch zwei kupferne Tempel genannt werden, welches wohl Altaraufsätze zum Bewahren der Heiligengebeine und Monstranz waren, in Tempelchen (Kapellenform), was im mittlern Latein ciborium und im Altdeutschen ziborîe genannt ward) nach Rußland gebracht. Nachher erhielten eine Menge Alterthümer und Kunstdenkmale der ältesten Zeit den Namen korssùnisch, (so auch unsere Thüren, die weit später sind) und es ist daher wohl mit dem Hrn. Verf. anzunehmen, daß unter dieser Benen-

nung überhaupt etwas Vortreffliches, Seltenes, kunstreich Ausgezeichnetes gemeint war und jedes der Art so benannt ward.

Was das Alter betrifft, so setzt sie der Hr. Verf. in das dreizehnte Jahrhundert; wir sind im Ganzen derselben Meinung, wenn nämlich der erste Anfang des dreizehnten Jahrhunderts verstanden wird; einige Bildwerke fallen aber aller Wahrscheinlichkeit nach schon in die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts und so ist vielleicht das letzte Jahrzehnt des zwölften Jahrhunderts oder das erste des dreizehnten Jahrhunderts mit einer ziemlichen Wahrscheinlichkeit als Entstehungszeit der meisten Bildtafeln anzunehmen. Wenn der Hr. Verf., bei seiner Annahme des dreizehnten Jahrhunderts, sich auch auf den Spitzbogen, der darin vorkomme, mitbezieht, so wäre dies freilich sehr wichtig; aber wir bekennen, wenigstens im vorliegenden Bilde, keinen zu finden, wodurch, wenn solche Bogen im Urstücke vorhanden sind, wie nach der Angabe des Hrn. Verfs. nicht zu bezweifeln ist, ein großer und wichtiger Fingerzeig verwischt worden ist. Doch scheint die S. 106 angefügte Bemerkung: daß in den Bildern der Thüren die charakteristische halbzirkelförmige Bogenwölbung zu finden sey, jener frühern Angabe zu widersprechen.

Das Vaterland dieser Thüren konnte man früherhin in Griechenland, Rußland selbst, Schweden und Deutschland suchen. Alle die Ansichten, welche für die drei ersten Länder etwa zu sprechen schienen, werden vom Hrn. Verf. auf gebührende Art zurückgewiesen, und so bleibt blos Deutschland übrig, für welches die Verfertigung zu beweisen stand. Was die S. 106 angeführte Glocke zu Tönsberg vom Jahr 1076 betrifft, so sind wir dagegen etwas bedenklich: wir vermuthen hier eher die Zahl 1476, die Zahl 4 nach alter Art geschrieben und so einer 0 ähnlich. Dagegen ist die bedeutende Verbreitung der Gießkunst in Deutschland um jene Zeit und früher schon unbedenklich anzunehmen und kann unumstößlich bewiesen werden, wie auch vom Hrn. Verf. geschehen ist. Daß diese Thüren einst für Magdeburg selbst bestimmt gewesen seyn könnten (wie der Hr. Verf. S. 107 andeutet), ist gewiß nicht gegründet; denn dann wäre ihre Versetzung nach Nowgorod noch weniger zu erklären, da die Magdeburger wohl nicht ihre Domthüren verkauft haben würden. Wie sie nach Nowgorod kamen, ist ganz dunkel, nur eine Chronik von Nowgorod sagt beim Jahre 1336: Der (Erzbischof) „Wladúka Wassílj schaffte für die Kirche der heiligen Sophia kupferne vergoldete Thüren an"; nach andern Nachrichten soll er sie für hohen Preis gekauft haben. Sinnreich und keineswegs abzuweisen ist der Gedanke des Herrn

v. Katschenofsky über die Kunstwerke, die angeblich aus Cherson entführt seyn sollten.

Was endlich den Kunstwerth dieser Thüren angeht, so ist die Erfindung in den Bildwerken oft sehr sinnreich und, was ausgezeichnet, oftmals nicht mehr in dem altchristlichen Style oder in den altchristlichen hergebrachten Ansichten, sondern freier und eigenthümlicher, wie sich denn überhaupt freier die Kunst in Deutschland in jener alten Zeit schon gestaltete und nach einem eigenthümlichen Charakter strebte. Die vom Hrn. Verf. ausgezeichneten Bildwerke möchten wir dahin indessen nicht alle rechnen. Die Geburt Christi z. B. ist vielmehr noch ganz im Gange altchristlicher Darstellungen und Christus im Kerker ist eine fälschliche Auslegung der Vorstellung, wie wir zu beweisen gesucht haben. — In Hinsicht des Styls kämpfen wir auch hier gegen die Behauptung des byzantinischen an, welcher Styl uns zumeist nur immer durch urchristlich auszudrücken nöthig scheint; er findet sich im Morgenlande und in Italien, als die Kirchen des Abendlandes feindlich gegen die morgenländische auftraten und gewiß wohl nichts von dieser entlehnt haben würden, wenn beide nicht aus einer und derselben Quelle schöpften, wobei Darstellung und Zusammenreihung der Figuren in der morgenländischen Kirche stehend wurden, in der abendländischen aber wahrer fortschreitender Kunst anheim fielen und sich aus alten Banden und Windeln löseten. Sehr wichtig für die Entstehung der Thüren ist auch noch die Bemerkung, die wir freilich aus den wenig charakteristischen und oft ungenauen Zeichnungen nicht entnehmen können, daß „eine große Verschiedenheit des Styls und Geschmacks bemerkbar, die kaum erlaubt anzunehmen, daß alle Tafeln von demselben Meister verfertigt wären, weil man neben rohen, an die Kindheit der Kunst erinnernden Darstellungen mehrere gut erfundene und ausgeführte sieht, in denen die herannahende bessere Kunstperiode bereits unverkennbar ist." Wir begründen dadurch auch besonders unsere Ansicht, daß die Tafeln gewissermaßen Fabrikarbeit mehrer Künstler waren, die nur zu diesem Werke zusammengereiht wurden, wie es gerade die Verhältnisse erlaubten; eine Bemerkung, die auch dem Verf. vorschwebte, aber von ihm zu kühn gefunden wurde. Vielleicht auch, daß, wie wir auch schon früher angaben, etwas weniger gelungene russische Arbeit mit eingemischt ward. — Was den Guß betrifft, „so ist er fast überall rein und scharf, und hat an manchen Stellen Schwierigkeiten überwunden, deren Besiegung selbst einem geübten Zeitalter Ehre gemacht haben würde."

Ueber die Mischung des Metalls läßt sich nichts sagen; es

hat indeſſen eine hellere, gelbe Farbe, als gewöhnlich das Kupfer, und der ſonſt ſo oft erſcheinende grüne Roſt fehlt ganz.

V. Erwähnung der korſſùn'ſchen Thüren bei in- und ausländiſchen Schriftſtellern.

Die Beilagen enthalten: 1. Beſchreibung und Geſchichte der ſogenannten ſchwediſchen Thüren in der Kirche der heiligen Sophia zu Nowgorod. Dieſe Thüren finden ſich an dem Eingange einer Kapelle und beſtehen aus Holz, das mit einer metallenen Platte von der Dicke eines Viertel Zolls bekleidet iſt. Dieſer Ueberzug aus Bronze hat eine ſo hellgelbe Farbe, daß man geglaubt hat, ſie ſeyen aus Silber verfertigt, weshalb man ſie auch jetzt noch häufig die ſilbernen Thüren nennt. Dieſes merkwürdige Kunſtwerk iſt aus Einem Guſſe verfertigt und bietet dem Auge in ſeiner großen und geſchmackvollen Einfachheit einen ſehr angenehmen Anblick dar. Der Herr Verf. hat eine Abbildung hinzugefügt. Die auf den Thüren befindlichen Vorſtellungen ſind flach erhaben, gegoſſen und ragen nur höchſtens einige Linien über die Oberfläche hervor. Jeder Flügel enthält drei große Abtheilungen, in welchen ſich ein Kreuz von ungewöhnlicher Form, völlig unverändert, ſechsmal wiederholt befindet. Die Einfaſſung dieſer Abtheilung beſteht nur aus geraden Linien. Innerhalb derſelben bildet ſich ein Halbbogen, in deſſen gerade herablaufenden Schenkeln man eine ſehr einfache Verzierung, in Form der à-la grecque genannten, eingegraben ſieht. Die Einfaſſung jedes Flügels beſteht aus erhabenen Roſen, deren man auf der äußeren Seite ſieben, auf der innern aber nur ſechs in der Länge und drei in der Breite zählt. Zwiſchen dieſen befinden ſich arabeskenartige Verzierungen, je drei zwiſchen zwei Roſen, welche eingegraben ſind und aus ſehr einfachen Blättern, Blumen und Sternen beſtehen. Die Querſtreifen der Verzierung zeigen zwiſchen den erhabenen Roſen eingegrabene Blumentöpfe in einer viereckrunden Einfaſſung. Das auf dieſen Thüren vorkommende Kreuz hat eine ganz beſondere Form. Der lange Balken deſſelben wird nämlich ſtatt eines von zwei Querbalken durchſchnitten, und geht unten in eine Verzierung aus, die in Geſtalt eines S wieder zu dem untern Querbalken in die Höhe ſteigt, und ſich unter demſelben in eine gebogene Spitze krümmt. In den Oeffnungen dieſer beiden Krümmungen ſieht man eine Art von Blumen, die aus drei rautenförmigen Blättern gebildet wird. Das obere Ende des verticalen Bogens berührt den Halbbogen der Einfaſſung, und die beiden Spitzen des Mittelbalkens enden ſich in eine Lilienform. Solche Kreuze finden wir zuweilen auf alten Denkmälern, doch gehören ſie zu den ſeltenern', und des Herrn Verfs. Erklärung, die untern Krümmungen ſeyen aus dem mit dem Kreuze oft ver-

bundenen Anker, so wie aus dem am Kreuze und in der Nähe desselben zuweilen befindlichen Omega entstanden, ist auch unsere Ansicht; ob aber der obere kleinere zweite Querbalken das Täflein am Kreuze Christi vorstellen solle, ist uns noch zweifelhaft.

Das Alter, Vaterland und die Geschichte dieser Thüren sind eben so dunkel, wie die der korssùn'schen. Man nennt sie in Nowgorod seit längeren Zeiten die schwedischen, weil sie aus der alten schwedischen Hauptstadt Sigtuna entführt worden seyn sollen. Nach der fleißigen Entwickelung dieses Gegenstandes durch den Herrn Verf. haben wir uns die Meinung gebildet: an eine Entführung dieser Thüren aus Sigtuna im Jahr 1188 ist nicht zu denken, der Glaube daran bildete sich erst später durch reisende gelehrte Schweden, die von der Nachricht, es seyen durch die Russen die Stadtthore Sigtuna's entführt worden, etwas wußten (dies nimmt auch der Herr Verf. an), und die Thüren, welche wir noch in Nowgorod finden, sind die, welche der Erzbischof von Nowgorod im Jahre 1528 verfertigen ließ, indem uns der Geschmack in der Arbeit derselben in das sechzehnte Jahrhundert zu gehören scheint, in dem Blumentöpfchen, Lilien und unbedeutende Schnörkeleien sehr überhand nahmen, wogegen die Darstellung von Figuren und anderen Bildwerken zurücktrat.

2. Beitrag zur Uebersicht der im Mittelalter verfertigten bronzenen Thüren. Eine wichtige und äußerst dankenswerthe Zusammenstellung. Möchte doch auch, was der Herr Verf. ebenfalls wünscht, bald ein Werk erscheinen, welches in genauen und sorgfältigen Abbildungen alle die hier erwähnten Thüren gäbe und so ein wichtiges Werk lieferte, welches über die Kunst der Gießerei im Mittelalter belehrte und zugleich den Kreis der Kunstdarstellungen und der Art und Weise wie sie angeordnet wurden, umfaßte. Vorgearbeitet ist dazu manches.

Der gelehrte und berühmte Verfasser hat sich durch dies Werk ein großes Verdienst um die altdeutsche Kunst erworben; aber möchte er sein Werk noch dadurch krönen, daß er in seinem bedeutenden Wirkungskreise es dahin brächte, Abformungen dieser Thüren nehmen zu lassen, damit Ausgüsse in Gyps für billige Preise zu erhalten seyn möchten; denn nur auf diese Weise kann ein recht gründliches und gediegenes Urtheil begründet werden, Zeichnungen genügen nicht; und es wird doch auch wohl endlich dahin kommen, daß Sammlungen plastischer Werke des Mittelalters zur Belehrung entstehen, wie wir bereits Sammlungen des Alterthums haben. Zur Vermittelung solcher Abgüsse fordern wir daher noch einmal schließlich den Herrn Verf. und recht dringend auf. Bg.

III.

Ueber die neueste lyrische Poesie der Deutschen.

Ludwig Uhland und Justinus Kerner.

Die lyrische Poesie der Deutschen hat von Klopstock bis auf unsre Zeit mancherlei Veränderungen durchlaufen, deren verschiedene und zum Theil ganz gegeneinander strebende Züge das verworrene Bild zusammensetzen, welches wir hier betrachten wollen. Wenn die deutsche Poesie überhaupt die freieste Vielseitigkeit der Form im weitesten Sinne des Wortes als ein nationales Vorrecht geltend macht, so wird die lyrische, als die freieste Dichtungsart, die der Empfindung, welche gleichsam nur eine geregelte und veredelte Natursprache der Freude und des Schmerzes ist, und zu ihren Formen und Stoffen gar keiner äußern Welt bedarf, sondern ihr Alles in der einen Brust haben kann, aus welcher sie heraustönt, die lyrische Poesie, sage ich, wird von jenem Vorrechte der Freiheit den freiesten Gebrauch machen. Keiner Dichtungsart ist daher auch die formelle Beschränkung einer nationalen Geschmackslehre so nachtheilig, wie der lyrischen. Die Empfindung windet sich in solchen Fesseln entweder zu einer kümmerlichen Reflexion zusammen, oder bläst sich in rhetorischem Schwulst auf. Wie wenig reine und volle Akkorde der Empfindung hat z. B. der Italiener in der Musik seiner Sprache angeschlagen, weil er sie nur zu Canzonen und Sonetten gestimmt hat! Als Chiabrera sie zu Oden und Liedern zu beflügeln versuchte, war sie schon zu alt und eigensinnig dazu. Man betrachte dagegen die lyrischen Gedichte eines deutschen Dichters, eines Göthe. Sie überflügeln in ihrer freien Ausdehnung seiner subjectiven Einheit zu unendlich vielseitigen Formen die gesammte Lyrik mancher ganzen Nation. Unter den Deutschen hat sich auch die lyrische Poesie zuerst in ihrem ganzen Umfange entwickelt. Als die Urmutter aller Poesie, denn die Empfindung ist älter als Beschreibung, Erzählung und mimisches Nachsprechen, klingt sie in alle Dichtungsarten hinein, als belebender Geist. Die antike Poesie, welche überhaupt das feste System der formellen Eintheilung den Dichtungsarten mit Strenge aufrecht erhält, duldet dies weniger, als die romantische, die, ihrer Natur nach, jeder Mischung gewogen ist. Wie viel Lyrisches z. B. in Tasso's Epos, in einem Calderon'schen Schauspiel, oder auch in Shakspeare's „Sommernachtstraum", und in fast allen malerischen Lehrgedichten der neuen Welt! Dagegen tragen die andern Dichtungsarten der Lyra gleichsam mit gegenseitiger Gefälligkeit Stoffe und Formen zu. Die lyrische Ballade

und Romanze, wie die englische, schottische und deutsche Volkspoesie sie erfunden und die ersten Dichter dieser Nationen sie kunstreich ausgebildet haben, ist nicht blos durch ihre sangbare Form ein Lied, sondern mehr durch die Empfindung, welche die epische Vergangenheit durch rührende Theilnahme in die unmittelbare Gegenwart hineinrückt. Sehr treffend sagt Jean Paul: „Das Epos stellt die Begebenheit, die sich aus der Vergangenheit entwickelt, das Drama die Handlung, welche sich für und gegen die Zukunft ausdehnt, die Lyra die Empfindung dar, welche sich in die Gegenwart einschließt." Auf diese Weise versetzt die Lyra durch die Empfindung jeglichen Stoff, der sie umfaßt, aus der epischen oder dramatischen Form, oder aus der Vergangenheit und Zukunft, insofern die letztere durch die Erwartung vorausgenommen wird, in die Gegenwart. Weil wir einmal die Ballade und Romanze angeführt haben, so erwähnen wir noch als hierher gehörige Mischlinge, deren Grundnatur die lyrische ist, der dramatisch-lyrischen und dramatisch-episch-lyrischen Gattung, wie z. B. Göthe's „Gefangener Graf", „Junggesell und Mühlbach", „Erlkönig" u. a. m. Man stellt ferner Balladen und Lieder in den mannichfachsten Formen so zusammen, daß sie lyrische Romane bilden, oder, wenn man will, lyrische Schauspiele und Monodramen. Auch die beschreibende und lehrende Poesie, welche ja ohnedies nicht recht weiß, zu welcher der drei Grundformen sie sich halten soll, erwärmt ihre kalte Natur im lyrischen Feuer. Die Landschaftspoesie belebt sich durch die Empfindung, wie die Landschaft durch lebendige Staffage; Herder's Parabeln und Paramythien haben der Allegorie und dem Symbol Herzen gegeben, und selbst der Stachel des Epigramms kann mitfühlen, indem er sticht, wie schon Logau bewiesen hat.

Est modus in rebus. Wenn wir auf diese Weise das Gebiet der lyrischen Poesie weiter ausgedehnt haben, als die gewöhnlichen Systeme der Kunstlehrer es gestatten wollen, so darf es doch nicht unbemerkt bleiben, daß auch sie in ihrer fast grenzenlosen Freiheit der Form doch auch einen Stoff, der ihr an und für sich nicht widersteht, verbilden kann. Wenn Schiller in seinem „Handschuh" einer Erzählung die lyrische Form eines Dithyrambus gibt, oder in andern Balladen das epische Element mit declamirender Malerei so überdeckt, daß drei Dichtungsarten sich in einem Gedicht gleichsam um die Oberhand streiten, so ist eine solche Lyrik, trotz dem blendenden poetischen Apparat, eben so zwitterhaft, wie die dramatischen Mischlinge unsrer neuesten Literatur, die uns statt Menschen mit Körpern von Fleisch und Knochen und deren Handlungen nur Herzen und Empfindungen auf die Bühne brin-

gen. Diese Herzen sind aber meist nur ein Herz in verschiedener Verkleidung, und wessen Herz, das ist leicht zu errathen.

Die antike Vornehmheit, in welche Klopstock seine innigen und schwärmerischen Gefühle einschmiedete, muß noch immer Bewunderung erregen, aber zur Nachahmung kann sie nicht auffordern, wenn wir uns an das erinnern, was als klopstockisch auf dem deutschen Parnaß, namentlich von den neuen Barden, nachgesungen worden ist. Während Klopstock die höhere Lyrik nach der Norm der Alten in die Ode, die Hymne und den Dithyrambus einschloß, wollten die Liedersänger auch classisch werden, und tändelten sich in die anakreontische Form hinein. So wurde der natürliche Brustton des deutschen Liedes in ein widerliches Fistuliren verwandelt. Was sind alle Anakreontika des Klopstock'schen Zeitalters gegen ein Lied von Hagedorn, oder gar gegen eines von Günther? Klopstock selbst hatte durchaus kein Ohr und also auch keine Brust und keinen Mund für das deutsche sangbare Lied. Seine von früher Jugend an gepflegte Antipathie gegen den Reim, der musikalischen Seele des deutschen Liedes, machte, daß der Reim auch ihm abhold wurde, und so wurde der Reimfeind für das, was er gegen den Reim verschuldet hatte, durch den Reim selbst bestraft, als er geistliche Lieder zu reimen anfing. Dem reimlosen Klopstock zu Ehren wurden die Anakreontiker ungereimt.

Aechter, voller und reiner deutscher Liederklang überscholl gar bald den reimlosen Rhythmus der Barden und Anakreontiker. Der göttinger Dichterbund, und vor allen Bürger, der Goldmund, beflügelte die lyrische Poesie, welche dort nur taktmäßig treten mußte, mit den alten Schwingen des Reimes und Gesanges zum neuen Volksliede. Während er den tiefen, starken und lautern Ton seiner Brust, als ein Echo, durch den Ruf des alten Volksgesanges, so des deutschen, wie des englischen und schottischen, weckte, lehrte Schiller, dessen Kritik der Bürger'schen Gedichte allein genügt, um zu beweisen, daß er kein Lyriker ist, die deutsche Lyra declamiren; zwar mit Pathos, Glanz und Fülle, aber der Lyriker, welcher declamirt, ist doch nicht anders zu entschuldigen, als der Redner, welcher singt. Wie das Volkslied und dessen Wiederhall in Bürger's Gedichten, so verhörte Schiller auch den zarteren Klang des ältern deutschen Minneliedes gänzlich, und mit ihm wie viele, die der Glanz der Brillanten in den Ringen, mit denen seine Hand die Lyra spielte, so blendete, daß sie wenig auf den Klang derselben achteten. Die Nachahmer sind doch zu etwas gut, nämlich, um das Verfehlte in imponirenden Formen zu zeigen, die ein großes Talent lange durch den blendenden Reichthum der Behandlung aufrecht erhalten kann.

Fallen sie aber den Nachahmern in die Hände, so ist es um sie geschehn. So erging es Schiller's lyrischer Form.

Wir wollen nicht behaupten, daß alle lyrischen Gedichte von Schiller die natürlichen Formen und Klänge der lyrischen Poesie durch jene rhetorisch declamatorische Ueberfüllung zerstören. Welcher Dichter hat nicht, bei durchaus verkehrten und fruchtlosen Bestrebungen, doch wohl einmal ein gutes Lied, gleichsam wider seinen Willen gemacht? Wie jeder Mensch in seinem Leben durch einen Moment, aber auch oft nur für diesen einen, zum Dichter werden kann, so ist es ja noch erklärlicher, daß bändereiche Dichter zuweilen nur durch ein einziges Lied ihre echte Dichternatur bekunden. Sie zersprengt in solchen Momenten die schief gezogenen Bande eitler Theorien und Manieren und fühlt sich selbst; aber leider hat sie nicht immer Muth und Geschick, sich in dieser Freiheit zu erhalten. Wenn Opitz uns nichts weiter hinterlassen hätte, als das Lied:

„Ich empfinde fast ein Grauen", ꝛc.

wer würde ihn nicht für einen größern Dichter halten, als er wirklich mit allen seinen übrigen Gedichten geworden ist? Schiller, der Lyriker, hat mehr als ein oder zwei solcher Lieder und Balladen aufzuweisen, die, wenn sie nicht als Ausnahmen in seinen Bestrebungen erschienen, unsre obige Charakteristik Lügen strafen würden.

Das deutsche Volkslied fand in Göthe seine höchste und feinste Veredelung. Es ist bekannt, daß viele unter seinen schönsten Gesängen, und namentlich romanzenartige Lieder, Nachklänge oder Anklänge von deutschen und fremden Volkspoesien sind, ja, er hat ganze Verse und Strophen aus solchen Themen in seine „Variationen" aufgenommen. So trat durch ihn, den echten deutschen Natursänger, das alte Volkslied, geläutert und verklärt durch die Kunst, wieder in das Leben ein, und wie der Dichter, so schöpfte auch sein Componist, Reichardt, Accorde und Klänge aus dem reichen und tiefen Quell des Volksgesanges. Herder's Volkslieder und des „Knaben Wunderhorn" belebten in der schönsten Wechselwirkung diese Regeneration der deutschen Lyrik, und wurden durch dieselbe hervorgerufen und verbreitet.

Was die spätere Zeit unsrer lyrischen Poesie Neues gebracht hat, theils aus Italien und Spanien, theils auch aus dem alten Norden und dem neuen Orient, hat mancherlei zierliche und geistreiche neben vielen monströsen Versuchen erzeugt, aber zu einem nationalen Leben ist weniges davon auf unserm Boden erwachsen. Selbst das Sonett, die vielgeübteste Form unter diesen neuen Colonisten in der deutschen Poesie, wie wenig einheimisch ist es geworden, wie viel weniger, als es im siebzehnten Jahrhundert

durch Flemming und Gryphius schon zu werden gelernt hätte! Göthe's westöstliche Divanslieder verdanken ihr Leben dem innern Naturtriebe, welcher des jugendlichen Greises Geist nach dem Orient versetzte, während in Westen die Stürme des Krieges tobten und zersplitterten. Aber die, welche, um doch auch einmal zu reisen, hinter ihn herzogen, sind zwar mit orientalischen Turbanen und dergleichen Maskenapparat mehr zurückgekommen, aber sie wissen sich nicht darin zu halten und zu bewegen. Sie rufen den Hafis als ihren Gott an, aber der versteht ihre Sprache nicht. Unterdessen spielen sie mit der Reliquie seines Pantoffels.

Wir haben in diesen Andeutungen die vorzüglichsten Bestrebungen und Leistungen der neuen lyrischen Poesie unsres Vaterlandes berührt. Je individueller und subjectiver die Lyra ist, desto mannichfaltiger und veränderlicher muß sie in ihren Stimmungen und Tönen seyn, und wir haben uns deswegen darauf beschränkt, nur die formellen Neigungen, Manieren und Moden derselben nachzuweisen. Was der Tag uns Neuestes bringt, wird sich, wenn es nicht eine originelle Misgeburt ist, in irgend eine der angegebenen Richtungen einordnen lassen, welche, obgleich älter und neuer, doch zusammen den Gang unsrer gegenwärtigen Lyrik bestimmen. Ohne Zweifel ist der belebende Strom des ältern deutschen Volksliedes als ein überaus befruchtender Segen zu betrachten, der den trocknen Boden der Reflexion befeuchtet und das Wucherkraut der declamatorischen Phraseologie auf dem Gebiete der deutschen Lyrik ausgeschwemmt hat. Aber jeder Segen ist zu misbrauchen, der reichste am meisten. Die eigenthümliche Natur des Volksliedes ist die Unmittelbarkeit seiner Wirkung auf das Leben. Das Leben kann aber nur durch das Leben lebendig angesprochen werden. Daher ist ein heilloser Irrthum einiger Modedichter der nächsten Vergangenheit, daß sie Volkslieder zu geben meinten, wenn sie alterthümliche Phrasen, unbeholfene Wendungen, auch wohl gemeine Derbheiten aus den alten Vorbildern nachäffend zu neuen Verbindungen zusammenfügten. Keiner Dichtungsart liegt es mehr ob, als der lyrischen, zeitgemäß zu seyn; denn ihr Genuß und ihre Wirkung, am weitesten von jedem Studium getrennt, gehen lebendig von Mund zu Mund und haben keine Zeit zu Erklärungen. Das gemeine Volk nun vollends, wenn jene Volkslieder etwa für dieses gesungen seyn sollen, wird durch dergleichen altväterischen Schmuck keineswegs angezogen. Wie gemein es auch sey, dafür dünkt es sich doch zu klug und zu fein, und nimmt es übel, daß man ihm keinen neuern Geschmack zutraue. Die sogenannte altdeutsche Schule hat in solchen Verirrungen besonders ihr Mögliches gethan. Es hätte nicht viel gefehlt, so wären neue Volkslieder in der Sprache

des alten Ludwigsliedes gesungen worden. Und warum nicht? Jene Sprache hat doch einmal gelebt, aber die Sprache der neumodigen Volkslieder hat nie gelebt. Und welcher Mensch kann dem Todtgeborenen Leben einhauchen? Bürger und Göthe, obgleich in ihrem Geiste weit verschieden, stehen in der Behandlung des Volksliedes als erste Muster da. In beiden ist zwar der Einfluß des alten Volksgesanges nicht zu verkennen, aber er wiederholt sich in ihren Gesängen nicht anders, als etwa die Züge eines Großvaters in dem Gesicht eines blühenden Enkels. Jene alterthümelnden Lyriker geben uns dagegen eine abgedrückte Todtenlarve.

Ludwig Uhland's lyrischer Charakter tritt uns am ausgesprochensten in denjenigen Liedern, Balladen und Romanzen entgegen, die wir, nachdem wir uns über die Bedeutung des Wortes mit unsern Lesern verständigt haben, Volkslieder nennen dürfen. Einfachheit der Form, Sangbarkeit des Metrums, natürliche Unumwundenheit der Sprache und des Ausdrucks, bewußtlos tiefe Innigkeit, die, einmal leise angeschlagen, lange nachklingt, und naive Unbefangenheit in der schüchternen Aussprache des Höchsten, diese Züge, welche mehr und weniger die schönsten deutschen Volkslieder charakterisiren, finden sich auch in der Physiognomie der lyrischen Muse Uhland's ausgeprägt. Die theils mehr, theils minder geistreichen und unterhaltenden Spiele, welche der Dichter uns in seiner Sammlung als Sonette, Epigramme, Octaven u. dgl. m. gibt, zeugen zwar von Geschmack und von einer Vielseitigkeit des Talents, welche auch dem Fremdartigen etwas abzugewinnen weiß, und dasselbe gilt von dem, was er der altfranzösischen und hispanischen Muse nachgesungen hat; aber dergleichen Talente finden sich auch da, wo ein Geist wie derjenige fehlt, welcher in Uhland's „Wanderliedern" oder auch in seinen atriotischen Gesängen lebt. Diese und mehrere andre seiner Lieder hat nur er allein dichten können; jene Versuche würden vielen gelingen, wie ihm. Auf diese Weise erscheint uns Uhland's lyrischer Charakter allerdings einseitig, aber lyrische Einseitigkeit ist keine Schwäche und Armuth. Die Treue ist ja auch eine Einseitigkeit des Herzens, und doch, wie tief und reich kann sie seyn!

Fragen wir aber nach dem, was Uhland's lyrische Poesie als das Eigenthümlichste bezeichnet und beschränkt, so erkennen wir in ihr das Gemüth, als subjectives Element derselben, in der innigsten Vereinigung mit einer theils malerischen, theils epischen Subjectivität. Diese Vereinigung ist durchgängig von der Art, daß das Gemüth gleichsam den Boden oder die Unterlage, oder, wenn wir es malerisch fassen wollen, die Grundfarbe bildet, worauf die objectiven Gestalten sich bewegen. Der Dichter erscheint

mit ſeinem eigenen Herzen maskirt, und ſein Gemüth ſpricht in unbefangener Reinheit und Klarheit ſich ſelbſt um ſo freier unter fremder Hülle aus. Das Gemüth iſt leider in unſrer äſthetiſchen Terminologie ein verrufenes Wort geworden, ſeitdem man jedes krankhafte, matte und gemachte Gefühl damit bezeichnet hat. Und doch iſt Gemüth gerade das Gediegene des Gefühls, das Stehende und Dauernde in dem Wechſel der Empfindung. Es iſt, mit dem brauſenden Fluſſe des Gefühls verglichen, das ewige Meer, das dieſen aufnimmt, der Stamm, aus welchem die Zweige und Blätter des Gefühls hervorſchießen und in dem ſie Nahrung und Haltung finden; es iſt die Treue, wenn jenes die Liebe iſt. Daraus folgt denn auch, daß das Gemüth nicht ohne Gefühl, das Gefühl wohl aber ohne Gemüth ſeyn kann. Wie das Erwachſene und in ſich zur Selbſtändigkeit Gediehene, ſetzt es die Wechſel der jugendlichen Gefühle voraus; aber manche Gefühle verbrauſen ſich in dieſen Wechſeln ſo ganz, daß ſie ſich niemals zum Gemüth concentriren, ſondern zur Leerheit ausgehen. Faſſen wir das Gemüth in dieſem Sinne auf, ſo erklärt es ſich auch leicht, warum es geeignet iſt das Objective deutlich und innig aufzufaſſen. Der Fluß, der in ſeinem Falle und Strome gebrochen iſt, kann kein äußeres Bild rein auffaſſen und tragen, wohl aber der ruhige Spiegel des Meeres. Wir möchten zur Erläuterung dieſes Bildes etwa eine Ballade von Schiller, den „Taucher" oder den „Handſchuh", einer von Göthe entgegenſtellen, dem „Sänger" oder der „Braut von Korinth." Das lyriſche Element bildet hier wie dort die Unterlage, auf welcher die Erzählung ſich maleriſch geſtaltet, aber dort, wie zerriſſen und ſchwankend, hier, wie ganz und ſicher!

Es kömmt nun darauf an, zu betrachten, wie ſich in Uhland's Gedichten das Gemüth, als Grundlage, in ſeiner Farbe und ſeinem Umfange zu den objectiven Gebilden verhalte, deren Träger oder Spiegel es iſt. Der Ton des Hintergrundes wird durch die Geſtalt und Bedeutung deſſen bedingt, was darauf abgebildet werden ſoll, und auch der Raum deſſelben unterliegt demſelben Verhältniß. Zu einem luſtigen Nymphentanze eignet ſich kein umwölkter Horizont, und einer jammernden Hekuba geben wir kein wolkenloſes Himmelblau als Träger. Freilich kann die gemüthliche Auffaſſung auch ihren Einfluß hier ſo weit geltend machen, daß ſie ihre Objecte durch Farbencontraſte recht hervorhebt, jedoch meiſt nur aus Ironie und Laune, wie das in einigen Romanzen und Balladen von Uhland glücklich ausgeführt iſt, z. B. im „Däumling", „Klein Roland" u. a. m. Im Allgemeinen ſcheint mir aber nur eine Wechſelwirkung zwiſchen Subject und Object den Charakter jener bezeichneten Dichtungsart zu bilden,

so daß das Subjective die Gestalten, die es trägt, durchleuchtend und widerscheinend, färbt, das Objective aber die Grundfarbe des Subjectiven bedingt.

Das Malerische in Uhland's Gedichten ist theils aus der todten Natur, theils aus dem Costum des Lebens entnommen. Die Landschaftspoesie ohne Gemüth erscheint mir immer wie eine Landschaft, in der keine Bewegung ist, etwa wie ein durch einen Meduſenkopf versteinerter Wald, in welchem kein Blatt sich regt. Das Gemüth ist aber gern still in der Natur, es weiß nicht viele Worte von dem zu machen, was es fühlt, doch auch der leiseste Seufzer verräth die Tiefe und Fülle des feiernden. So erscheint Uhland's Gemüth in den „Frühlingsliedern", diesen Accorden mit langen Nachklängen. Wenn wir das Gedichtchen „Frühlingsruhe" lesen *), welche Unendlichkeit von Frühlingswonne dehnt sich hinter dem kleinen Bildchen aus! Welche Ueberschwenglichkeit von Entzückungen klingt aus dem leisen Seufzer der Sehnsucht nach! Ueberhaupt scheint mir jenes Durchklingen und Nachtönen charakteristisch in Uhland's Poesie, und daher die vielen kleinen Lieder, bei denen es uns bedünken möchte, als habe die überströmende Fülle des Herzens dem Sänger plötzlich den Mund geschlossen **). In andern Liedern waltet die beschreibende Ma-

---

*) O legt mich nicht in's dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben seyn,
Lieg' ich in's tiefe Gras hinein.
In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und wenn hoch obenhin
Die hellen Frühlingswolken ziehn.

**) Z. B. Ruhethal.
Wann im letzten Abendstrahl
Goldne Wolkenberge steigen
Und wie Alpen sich erzeugen,
Frag' ich oft mit Thränen:
Liegt wohl zwischen jenen
Mein ersehntes Ruhethal?
Oder: Vorabend.
Was streift vorbei im Dämmerlicht?
War's nicht mein holdes Kind?
Und wehten aus dem Körbchen nicht
Die Rosendüfte lind?
Ja morgen ist das Maienfest,
O morgen welche Lust!
Wann sie sich glänzend schauen läßt,
Die Röslein an der Brust.

lerei lange vor, und das Gemüth scheint ohne Theilnahme zu bleiben, bis es dann zum Schlusse mit dem verhaltenen Laut der Liebe durchbricht und damit das Ganze wieder aufregt. Ein schönes Beispiel für diese Gattung ist das „Schifflein." Fünf und eine halbe Strophe füllt die Beschreibung der Schiffsgesellschaft, wie sie sich allmälig zusammenfindet und mit einander bekannt und froh wird. Der Dichter sitzt still dabei und läßt die Bilder an seiner Seele vorübergehen. Aber das Schiff:

Hart stößt es auf am Strande,
Man trennt sich in die Lande.
Wann treffen wir uns, Brüder,
Auf Einem Schifflein wieder?

Und so ist mit den zwei einfachen Schlußreimen das ganze bunte Bild beseelt und verklärt, und das Schiff und die Schifffahrt haben in des Dichters Gemüth die Bedeutung aller Lust und alles Schmerzes gewonnen; wir haben darin das ganze Menschenleben, das aus Suchen, Finden und Scheiden besteht. Das Gemüth ist hier durch seinen Ausdruck allein, ohne Lehre und Deutung, die Moral des Bildes.

Die objective Einkleidung des Gemüths ist unserm Dichter so natürlich und unerläßlich geworden, daß er selbst das Unmittelbarste und Eigenste desselben, seine religiöse Andacht, nicht ohne jene unschuldige Maske ausspricht. Die Natur leihet ihm die Bilder, die er zu Organen seines Gebets macht, und so begegnet er uns als Schäfer und als Hirtenknabe vor der ländlichen Kapelle.

Nur wenige von Uhland's Liedern, und zwar seine frühesten, athmen unmittelbare und unverdeckte Subjectivität, und wir möchten behaupten, daß in diesen sein Gefühl noch nicht zu der Haltung, Tiefe und Ausdehnung gediehen sey, die wir in seinen besten Gedichten bewundern. Es neigt sich zu einer melancholischen Stimmung, die schon sentimentalisch zu werden anfängt, und von welcher er selbst mit Laune in den Einleitungsversen sagt:

Anfangs sind wir fast zu kläglich,
Strömen endlos Thränen aus,
Leben dünkt uns zu alltäglich,
Sterben muß uns Mann und Maus.

Manchmal ist freilich der eine Accord nicht voll und rein angeschlagen, und dann bleibt der Nachhall aus, wie z. B. in dem Frühlingsliede:

O sanfter, süßer Hauch!
Schon weckest du wieder
Mir Frühlingslieder,
Bald blühn die Veilchen auch.

Doch man will von Jugend sagen,
Die von Leben überschwillt;
Auch die Rebe weint, die blühende,
Draus der Wein, der purpurglühende,
In des reifen Herbstestagen,
Kraft und Freude gebend quillt.

Wir nennen die Gedichte: „Des Dichters Abendgang", „An den Tod", „Maiklage" u. a. m. als Producte jener Bildungsperiode unsres Sängers. Das zuletzt angeführte Lied ist vielleicht der gültigste Vertreter für sie alle, und in ihm verschmäht die erschaffende Melancholie selbst einige sentimentalische Gemeinplätze nicht, wie z. B.

Ach, die Gute, die ich meine,
Schenkt mir keinen Maienstrahl,
Wandelt nicht im Blüthenhaine,
Ruhet nicht im Quellenthal.

Ja, es waren schönre Zeiten,
Als in buntbekränzten Reihn
Hirten mit den süßen Bräuten
Walleten zum Opferhain ꝛc.

Und dann zum Schlusse:

Welkt, ihr Blumen und ihr Bäume,
Höhnet nicht der Liebe Schmerz!
Sterbet auch, ihr Jugendkeime!
Schmachte hin, du volles Herz!
In die öde Nacht der Grüfte
Sinkt, ihr Jünglinge, hinab ꝛc.

Nun soll aber auch keineswegs allen jenen Jugendgedichten der Vorwurf unzulänglicher und eben dadurch übertreibender Sentimentalität gemacht werden. Einige derselben tönen voll und rein aus dem Herzen und halten leicht und sicher ihren natürlichen Takt. Dahin gehört z. B. das Lied: „Die sanften Tage *).

*) Ich bin so hold den sanften Tagen,
Wann in der ersten Frühlingszeit
Der Himmel, bläulich aufgeschlagen,
Zur Erde Glanz und Wärme streut;
Die Thäler noch von Eise grauen,
Der Hügel schon sich sonnig hebt;
Die Mädchen sich in's Freie trauen,
Der Kinder Spiel sich neu belebt.

So schwer auch die sentimentale Last ist, die dieses Gedicht zu tragen hat, es hält sich doch darunter aufrecht.

Das Costum, in welches das Gemüth unsres Dichters seine Empfindungen und Betrachtungen einzukleiden pflegt, ist fast immer so gewählt, daß es den lyrischen Ton zum Natürlichen und Einfachen herabstimmt. Bald klagt er als wandernder Gesell, bald durchzieht er als Jäger den Wald, bald hüpft er in Hirtenkleidern auf grünen Wiesen umher, bald haben wir es mit einem Reitersmann oder Grenadier zu thun. Ueberall erkennen wir das Bestreben, die matt gesungene Phraseologie vornehmer Empfindung, wie sie in unsrer neuen Poesie so wohlfeil zu haben ist, zu vermeiden und ihr durch den starken und reinen Naturklang volksthümlicher Unbefangenheit die Spitze zu bieten. Auch hier hat Göthe, von dem ältern Volksliede aufgeregt, den Vorsänger gemacht, und das Bedürfniß eines solchen volksthümlichen Costums muß in dem heutigen Stande unsrer lyrischen Poesie gegründet seyn. Freilich aber verführt es sehr oft zu gehaltlosen und oberflächlichen Spielereien, die zwischen Gemeinheit im Ausdruck und Unnatur in der Empfindung schwanken und aller Form mit frecher Popularität Hohn sprechen. Uhland hat selten den rechten Ton in solchen Liedern verfehlt. Er sucht das seinem Co-

---

Dann steh' ich auf dem Berge droben,
Und seh' es Alles, still erfreut,
Die Brust von leisem Drang gehoben,
Der noch zum Wunsche nicht gedeiht.
Ich bin ein Kind und mit dem Spiele
Der heiteren Natur vergnügt;
In ihre ruhigen Gefühle
Ist ganz die Seele eingewiegt.

Ich bin so hold den sanften Tagen,
Wann ihrer mild besonnten Flur
Gerührte Greise Abschied sagen;
Dann ist die Feier der Natur.
Sie prangt nicht mehr mit Blüth' und Fülle,
All' ihre regen Kräfte ruhn,
Sie sammelt sich in süße Stille,
In ihre Tiefen schaut sie nun.

Die Seele, jüngst so hoch getragen,
Sie senket ihren stolzen Flug,
Sie lernt ein friedliches Entsagen,
Erinnerung ist ihr genug.
Da ist mir wohl im sanften Schweigen,
Das die Natur der Seele gab.
Es ist mir so, als dürft' ich steigen
Hinunter in mein stilles Grab.

stum Angemessene nicht so sehr in der Sprache, als in der Empfindungsweise. Denn wenn die Sprache sich zu weit in die äußere Nachahmung eines Handwerksburschengesanges einlassen will, so geräth sie in Gefahr, bis zum Ungrammatischen treu zu werden, nachdem sie erst die Grenzen der poetischen Charakterwahrheit mit übermüthiger Gemeinheit hinter sich zurückgelassen hat. Eine andre Verirrung, welcher jene Poesie ausgesetzt ist, hat Uhland ebenfalls glücklich vermieden: ich meine, die übertriebene Malerei, durch welche manche Dichter, die aus dem Munde z. B. von Landleuten sprechen wollen, ihr Costum geltend machen. Es ist als ob sie einen Zettel an alle Kleidungsstücke und Werkzeuge gebunden hätten, worauf geschrieben stände: dies ist eine Jacke von grober Hausleinwand, dies eine Sense, dies ein Stückchen schwarzes Brot ꝛc. Unser Dichter läßt dergleichen Vorreden weg. Der Bauer spreche nur als Bauer, und er braucht uns nicht zu sagen, daß er einer ist.

Billig gedenken wir hier zuerst der vortrefflichen „Wanderlieder", die einen langen Zug von Nachahmungen hinter sich herziehn. Denn es erscheint jetzt kaum ein Almanach, worin nicht ein Paar solcher Wanderlieder zum Besten gegeben werden. Jeder meint es nachmachen zu können, weil es sich so leicht, einfach und natürlich anhört; aber die echte poetische Originalität ist ein Ei des Columbus. Jeder lernt es entzwei schlagen, aber nur bei dem Ersten hat das Bedeutung. Das kleine Gedicht „Die Heimkehr" *) hat mir unter den „Wanderliedern" immer das größte geschienen. Es ist so voll von Liebe und Sehnsucht, daß es in sich zerspringen möchte. Jeder Funke einer solchen Rakete könnte ein langes Machwerk unsrer beliebtesten Reimer aufwärmen. Von ergreifender Wahrheit der Empfindung ist das Soldatenlied „Der gute Kamerad", und namentlich die Stelle:

Eine Kugel kam geflogen —
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Ein frisches und kraftvolles Naturleben weht uns entgegen aus „Des Knaben Berglied", einem Liede, das unter allen deutschen Berghirten gesungen werden könnte und sollte; und dennoch

*) O brich nicht, Steg, du zitterst sehr!
O stürz' nicht, Fels, du dräuest schwer!
Welt, geh' nicht unter, Himmel, fall' nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebsten seyn.

hat es nichts, was den vornehmsten Geschmack im Flachen als gemein beleidigen könnte. Ein Gleiches gilt von der „Bauernregel", „Hans und Grete", „Des Hirten Winterlied." Eine überaus reizende Unbefangenheit und Heiterkeit charakterisirt das Lied vom „Laufe der Welt", das ebenfalls ein leichtes ländliches Costum hat. Im Style eines tüchtigen Holzschnittes ist der „Zimmerspruch" gehalten, und der „Schmied" scheint sausend und hämmernd das kleine Lied zu accompagniren, das ihm gewidmet ist. Manches hierher Gehörige verklingt zu bedeutungslos, wenn gleich der Ton nicht eben verfehlt, sondern nur zu leise angeschlagen ist, z. B. das Jägerlied:

Kein' beff're Lust in dieser Zeit ꝛc.

und das Waldlied:

Im Walde geh' ich wohlgemuth ꝛc.

Geringer ist die Zahl derjenigen Lieder, in denen das Costum seinen Charakter nicht zu behaupten vermag, oder das Gemüth des Dichters sich nicht in die Maske einfügen will. Eine gegenseitige Unzulänglichkeit erzeugt in solchen Stücken ein peinliches Schwanken, welches auch ihre sprachliche Form beunruhigt. Am empfindlichsten haben wir dies bemerkt in dem „Liede des Gefangenen", dessen letzte Strophe besonders mühsam zum Schlusse gelangt *), und in dem „Gesang der Nonnen", vielleicht dem mislungensten unter allen Liedern unsres Dichters.

Das Costum fordert unsern Lyriker auch dann und wann zur Laune auf, und so lange sich diese damit begnügt, in heiterer Unbefangenheit zu scherzen, so geht ihr die Ader nicht aus. In solcher Laune sind namentlich einige ländliche Lieder gehalten, z. B. die schon angeführten, der „Lauf der Welt", „Hans und Grete" u. a. m., und ein gewisser epigrammatischer Witz gibt ihr zuweilen einen pikanten Belgeschmack, ohne doch ihre Gemüthlichkeit zu stören, z. B. in den niedlichen Versen:

Gestorben war ich
Vor Liebeswonne;
Begraben lag ich
In ihren Armen;

*) O Lerche, du neigst
Dich nieder, du schweigst,
Du sinkst in die blühenden Auen.
Ich schweige zumal
Und sinke zuthal,
Ach, tief in Moder und Grauen.

Erwecket ward ich
Von ihren Küssen;
Den Himmel sah' ich
In ihren Augen.

So suchen auch manche Lieder, plötzlich abbrechend, einen überraschenden epigrammatischen Schluß, z. B. das „Waldlied", wo aber leider diese Ueberraschung durch die vorhergehende Frage zu stark vorbereitet ist *), und in dem „Entschluß", dessen letzte Strophe jedoch zu dramatisch ausgeht **).

Sobald aber unsres Dichters Laune satyrisch wird und als Spötterin zu parodiren anfängt, so verliert sie ihre natürliche Wärme und Beweglichkeit, die durch ein paar witzige Einfälle nicht zu ersetzen sind, wie z. B. in dem „Frühlingsliede des Recensenten" und den meisten parodirenden Glossen. Das gemüthliche Element in der Glosse „Die Nachtschwärmer" hebt diese vor den übrigen hervor.

Ein gleiches Schicksal hat unsres Dichters Laune in den Romanzen und Balladen. Ergötzlich ist „Der kleine Däumling", in welchem die Parodie blos in dem Kontrast der Grandezza der spanischen Romanzenform mit dem kleinen Stoffe des deutschen Kindermährchens liegt; eben so „Ritter Paris", welcher uns als chevallereske Verkleidung einer Antike behaglich anspricht. „Unsern", eine scherzhafte Parabel, und „Die sieben Zechbrüder" mit ihrer milden Moral widerstreben gleichfalls der gemüthlichen Behandlung nicht, die unserm Dichter zusagt. Je leiser aber der Ueberflug der Laune ist, welchen er seinen Gebilden auflegt, desto natürlicher und freier sehen sie uns an, und in dieser Art und Weise ist „Klein Roland" unübertroffen. Wie steif und kalt und matt ist dagegen die satyrische Romanze vom „Recensenten" und die lange pedantische vom „Studenten"!

Der Unterschied zwischen Lied und Romanze oder Ballade ist in den meisten Gedichten von Uhland sehr unwesentlich. Sind nicht die „Wanderlieder" Romanzen oder Balladen, wie der „Abschied?" oder des „Hirten Winterlied", wie „Sängers Vorüber-

---

*) Was rauscht, was raschelt durch den Busch?
Ein Mörder, der mir droht?
Mein Liebchen kommt gesprungen, husch!
Und herzt mich fast zu Tod.

**) Ich will — o wehe, welches Schrecken!
Sie kommt heran, sie wird mich sehn;
Ich will mich in den Busch verstecken,
Da seh' ich sie vorübergehn.

ziehen?" Hier wie dort ein romantischer Moment, in lyrischer Form behandelt, hier wie dort ein Costum, welches sich mehr in der Empfindungsweise, als durch Beschreibung oder Erzählung ausspricht. Dergleichen Stücke finden wir viele unter der Abtheilung der Balladen und Romanzen. Es geht ihnen der epische oder erzählende Stoff ganz ab, und der romantische Moment wird uns gegenwärtig und unmittelbar im Munde dessen vorgeführt, den wir den Helden desselben nennen möchten. Zu dieser Gattung gehören, „Der gute Kamerad", dessen wir daher auch schon als eines Liedes gedacht haben, „Gretchens Freude", u. a. m. In andern geht das Bild, welches diesen romantischen Moment bezeichnet, an dem Dichter vorüber, der sich als Vermittler zwischen uns und die Erscheinung stellt, und zwar nicht blos durch die gemüthliche Auffassung derselben, sondern als wirkliche Person. Was wir damit meinen, kann das kleine Gedicht „Sängers Vorüberziehn" erklären.

Ich schlief am Blüthenhügel,
Hart an des Pfades Rand.
Da lieh der Traum mir Flügel
In's goldne Fabelland.

Erwacht mit trunknen Blicken,
Wie wer aus Wolken fiel,
Gewahr' ich noch im Rücken
Den Sänger mit dem Spiel.

Er schwindet um die Bäume,
Noch hör' ich fernen Klang.
Ob der die Wunderträume
Mir in die Seele sang?

Eben dahin gehört „Der Traum", in welchem der Träumende auch nur als der Spiegel zu betrachten ist, in welchem das Romanzenbild sich gestaltet. Der wunderbare Zug der alten Herrlichkeit könnte ohne dieses Medium erzählend vorgeführt werden; aber wir erkennen in der Art und Weise, wie Uhland ihn uns in sich abspiegelt, seine charakteristische Neigung, das Subjective zum Träger des Objectiven zu machen.

Einen Schritt weiter zur eigentlichen Romanze oder Ballade, die eines epischen oder erzählenden Stoffes bedarf, der ohne eine fortlaufende Zeit nicht denkbar ist, gehen diejenigen Gedichte, in welchen der romantische Moment dialogisch dargestellt ist. Ein Beispiel dazu liefert das „Ständchen."

Was wecken aus dem Schlummer mich
Für süße Klänge doch?
O Mutter sieh, wer mag es seyn,
In später Stunde noch?

„Ich höre nichts, ich sehe nichts.
O schlummre fort so lind!
Man bringt Dir keine Ständchen jetzt,
Du armes krankes Kind!"

Es ist nicht irdische Musik,
Was mich so freudig macht.
Mich rufen Engel mit Gesang,
O Mutter, gute Nacht!

Dieses Lied, welches den einzelnen Moment des Todes eines jungen Mädchens gegenwärtig darstellt, hat freilich seine Vergangenheit und Zukunft in der Ahnung, und das ist genug für die Poesie, um einen erzählenden Stoff darin verarbeitet zu sehen. Aber es fehlt der Vergangenheit, wie der Zukunft, jede bestimmende Andeutung, die das Allgemeine zum Besondern gestalten könnte. Alles was uns verrathen wird, ist, daß das junge Mädchen vormals gewohnt gewesen Ständchen vor ihrem Fenster zu hören. Ließe der Dichter uns merken, von wem, und ob vielleicht eben derselbe auch jetzt sein Saitenspiel rührte, und gäbe er der Krankheit des Mädchens irgend einen Zusammenhang mit dem Spieler draußen, so hätten wir statt des allgemeinen Todesbildes eine kleine Geschichte, deren Schlußmoment uns eine Reihe von besondern Freuden und Leiden als vergangen und nachfolgend vorspiegelte.

Welch' eine Unendlichkeit vergangener Liebeslust und welch' eine Tiefe zukünftigen Liebeswehs eröffnet dagegen die Romanze: „Der Wirthin Töchterlein", obgleich auch diese nur einen Moment darstellt, aber einen ich möchte sagen ewigen Moment. Die Einfachheit der Darstellung wirkt hier gleichsam wie ein Verhalten und Unterdrücken des Gefühls in dem Herzen, das übervoll ist, und gerade dadurch ist das Gedicht so wunderbar ergreifend *).

*) Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin da kehrten sie ein.
„Frau Wirthin, hat sie gut Bier und Wein?
Wo hat sie ihr schönes Töchterlein?"
„Mein Bier und Wein ist frisch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Todtenbahr'."
Und als sie traten zur Kammer hinein,

Die Gemüthsstimmung, welche in demselben herrscht, ist stark und männlich, darum hält sie sich in der Rührung aufrecht und erstickt ihre Klagen und Thränen. So erscheint uns diese Romanze, wie ein männlicher Gegensatz zu der weiblich elegischen „Mähderin", in welcher das Gemüth des Dichters wortreich in seiner innigen Theilnahme wird. Der in heißen Liebesmühen verschmachteten Magd ruft er selbst ein Ave, pia anima! nach.

O haltet ein Grab ihr bereit auf der blühendsten Wiese!
So liebende Mähderin gab es doch nimmer, wie diese.

In der Wahl der romantischen Momente, welche Uhland zu Balladen gestaltet, erkennen wir das Gemüth des Dichters nicht minder, als in der Behandlung derselben. Unausgesprochene, in sich verglühende und das Herz aufzehrende Liebe, dann und wann in einem Worte oder einem Seufzer räthselhaft hervorleuchtend, jetzt sich aufopfernd, jetzt selig überrascht von der Wirklichkeit des Geträumten, solche Stoffe hat der Dichter aus seinem eigenen Innersten geschöpft und daraus seine schönsten und eigenthümlichsten Balladen oder Romanzen gebildet. Denn wir geben im Allgemeinen denjenigen unter ihnen den Vorzug, welche solche selbstgebildete oder dem Gemüth entnommene Stoffe behandeln, eben weil sie am meisten lyrisch sind; und so finden wir denn auch hier wieder jenen durchgehenden Charakterzug unsers Dichters ausgesprochen: das Gemüth, als subjective Unterlage des Objectiven. Die Personen und äußern Verhältnisse, welche uns in jenen lyrischen Romanzen oder Balladen begegnen, bekunden ebenfalls ein Bestreben des Dichters, welches wir schon in den kostümirten Liedern bezeichnet haben. Es sind Leute des Volks, es sind Werkstätten, Landschenken, Weiden der Schäfer und Schäferinnen, welche der Dichter zu seinen Helden und zu Schauplätzen ihrer Freuden und Leiden ausgesucht hat, und das Hohe und Vor-

---

Da lag sie in einem schwarzen Schrein.
Der erste der schlug den Schleier zurück
Und schaute sie an mit traurigem Blick:
„Ach, lebtest Du noch, Du schöne Maid!
Ich würde Dich lieben von dieser Zeit."
Der zweite deckte den Schleier zu,
Und kehrte sich ab und weinte dazu:
„Ach, daß Du liegst auf der Todtenbahr'!
Ich hab' Dich geliebet so manches Jahr."
Der dritte hub ihn wieder sogleich,
Und küßte sie an den Mund so bleich:
„Dich liebt' ich immer, Dich lieb' ich noch heut,
Und werde Dich lieben in Ewigkeit."

nehme selbst wird in diese Sphäre hereingezogen und läßt es sich gern gefallen, wie z. B. „Der junge König und die Schäferin", „Des Goldschmieds Töchterlein." Wir zeichnen noch die Ballade „Abschied" als eine der schönsten in der bezeichneten Classe aus. Der Stoff derselben hätte eben so glücklich in einem Wanderliede behandelt werden können, so wie umgekehrt fast alle Wanderlieder zu solchen Balladen umgearbeitet werden könnten *).

Die geschichtlichen Balladen und Romanzen, das heißt, diejenigen, in welchen eine wirklich in der Zeit fortlaufende Bege-

---

*) Was klinget und singet die Straß' herauf?
Ihr Jungfern, machet die Fenster auf!
Es ziehet der Bursch in die Weite,
Sie geben ihm das Geleite.

Wohl jauchzen die Andern und schwingen die Hüt',
Viel Bänder darauf und viel edle Blüth',
Doch dem Burschen gefällt nicht die Sitte,
Geht still und bleich in der Mitte.

Wohl klingen die Kannen, wohl funkelt der Wein:
„Trink aus und trink wieder, lieb Bruder mein!
Mit dem Abschiedsweine mir fliehet,
Der da innen mir brennet und glühet!"

Und draußen am allerletzten Haus,
Da gucket ein Mägdlein zum Fenster heraus,
Sie möcht' ihre Thränen verdecken
Mit Gelbveiglein und Rosenstöcken.

Und draußen am allerletzten Haus,
Da schlägt der Bursche die Augen auf,
Und schlägt sie nieder mit Schmerze
Und leget die Hand auf's Herze.

„Herr Bruder, und hast Du noch keinen Strauß,
Dort winken und wanken viel Blumen heraus.
Wohlauf, Du Schönste von Allen,
Laß ein Sträußlein herunterfallen."

„Ihr Brüder, was sollte das Sträußlein mir?
Ich hab' ja kein liebes Liebchen, wie ihr.
An der Sonne würd' es vergehen,
Der Wind, der würd' es verwehen."

Und weiter, ja weiter mit Sang und mit Klang!
Und das Mägdlein lauschet und horchet noch lang'.
„O weh, er ziehet, der Knabe,
Den ich stille geliebet habe.

Da steh' ich ach, mit der Liebe mein,
Mit Rosen und mit Gelbveigelein;
Dem ich Alles gäbe so gerne,
Der ist nun in der Ferne."

benheit der Sage oder Geschichte behandelt ist, während in jener ersten Classe der romantische Moment nur in der Idee oder in der Empfindung Ausdehnung zur Vergangenheit und Zukunft hat, sind im Allgemeinen mehr als geschickte und geschmackvolle Arbeiten zu betrachten, wenn wir sie mit jenen natürlich und nothwendig aus dem Innern des Dichters emporgeschossenen Blüthen vergleichen. Sie sind mehr gemacht, als jene, die geschaffen sind, wenn wir in dem Begriffe des Schaffens die wunderbare Naturnothwendigkeit mit der höchsten Lust unsrer thätigen und leidenden Beförderung desselben erkennen. Ferner rechnen wir zu der geschichtlichen Classe auch diejenigen, deren erfundener Stoff jene geschichtliche Form der Darstellung angenommen hat, und von solchen Balladen und Romanzen haben wir schon oben einige als Zierden der Uhland'schen Gedichtsammlung aufgeführt, z. B.: „Der junge König und die Schäferin", „Des Goldschmieds Töchterlein"; ferner nennen wir den „Königssohn", „Die drei Fräulein" als Musterstücke. Je mehr das Gemüth des Dichters den Stoff gestalten und färben kann, desto gelungener erscheint uns sein Werk; und es ist daher natürlich, daß der aus ihm selbst hervorgegangene Stoff, welcher untrennbar und unmittelbar mit dem Gedicht und dessen Entstehung zusammenhängt, ihm eigenthümlicher und lebendiger zuspreche, als jeder gegebene der Geschichte oder Sage, welcher, wenn er ihm auch verwandt ist, doch immer nach dem Gemüth und dessen Stimmung und Haltung umgestaltet werden muß. Je epischer also der Ton der Uhland'schen Balladen und Romanzen ist, desto weniger wollen sie uns befriedigen; wir vermissen in solchen Gedichten die lyrische Lebensader seiner Poesie, und die Objectivität in seiner Darstellung hat keineswegs so viel Sicherheit, Klarheit und Ausprägung, daß sie uns dafür schadlos halten könnte.

Nichts desto weniger sind selbst diejenigen Balladen und Romanzen, in welchen Uhland einen ausländischen Stoff in einer ausländischen Form dargestellt hat, fast ohne Ausnahme geistreiche und geschmackvolle Studien ohne carikirte Ziererei und ängstliche Fremdartigkeit. Er hat die glückliche Mitte getroffen, in welcher dergleichen Gedichte eine fremde Nationalität auf deutschen Grund und Boden feststellen können, ohne daß sie dadurch ganz einheimisch unter uns würde. Aber sie schwankt doch nicht, wie eine schlecht gehaltene Charaktermaske, zwischen dem, woher sie kömmt, und dem, wohin sie will. Gründlichkeit in der Erkenntniß des Fremden und Gründlichkeit in der Würdigung des Eigenen sind die ersten Bedingungen, ohne welche dergleichen Versuche alberne Spielereien werden müssen, und die deutsche Poesie misbraucht

leider nur gar zu oft ihre allgerechte Fertigkeit des Biegens und Schmiegens zu solchen Mischlingswerken.

Besonders glücklich hat Uhland den Ton und die Form der spanischen Romanze verdeutscht. Die poetische Grandezza derselben ist mit natürlichem Anstand gehalten, und die Assonanz geht, mit wenigen Ausnahmen, dem deutschen Ohr zu Liebe in den Reim über, jedoch so, daß derselbe in einem Vocal durch ein ganzes Gedicht fortklingt, wie in den „Liebesklagen des Studenten und des Jägers." Auf diese Weise vereinigt sich die charakteristische Eintönigkeit der spanischen Reimform mit den Anforderungen des deutschen Ohres. Von den parodischen Romanzen in der spanischen Form ist schon oben gesprochen worden.

Der altnordische Charakter scheint unserm Dichter weniger entsprechend und zusagend zu seyn. Das riesenhaft Großartige jener Eiswelt mit ihren Recken und Drachen tritt in einem zu sehr verkleinerten Maßstabe und in zu abgeschliffenen Formen hervor, um seinen Charakter zu behaupten, und der alte Sagenstoff, in kleine Bruchstücke zerrissen, hat seine Bedeutung verloren, wie z. B. in „Siegfrieds Schwert" und dem kürzern Stück, welches „Das Schwert" ohne Zusatz überschrieben ist. Auch geräth der Dichter in der Behandlung einiger altnordischen und altdeutschen Sagenstoffe in eine alterthümelnde Manier der Darstellung und Sprache, welche sein poetischer Geist nicht zu beleben im Stande ist. Wir rechnen dahin z. B. „Jungfrau Sieglinde", „Des Sängers Fluch", und andere Stücke, deren Sprache und Vers an das Nibelungenlied und das Heldenbuch erinnern. Es ist gleichgültig, ob in diesen Gedichten ein gegebener alter Sagenstoff enthalten sey, oder ob der Dichter seinen Gegenstand im Sinne jener Sage nachgeschaffen habe. Die Nibelungenstrophe scheint überhaupt, wenn wir nach dem urtheilen dürfen, was unsre neuesten Dichter, und nicht die schlechtesten, darin versucht haben, dem Geiste der deutschen Poesie nicht wieder gerecht werden zu wollen. Hat doch selbst Uhland's schwäbischer Patriotismus in den Balladen von dem Grafen Eberhard dem Rauschebart nicht ausgereicht, die alte Form dieser Strophe mit neuem kräftigen Leben auszufüllen! Die schönsten Stücke unter den Balladen und Romanzen, welche auf die altdeutsche Sage begründet sind, scheinen mir die drei aus dem Kreise von Kaiser Karl dem Großen und seinen Paladinen, „Klein Roland," „Roland Schildträger" und „König Karls Meerfahrt." Der Ton dieser Gedichte ist besonders dadurch überaus reizend und anmuthig, daß eine leise Ironie die einfache Alterthümlichkeit desselben begleitet. Die fünf Romanzen, welche unter dem gemeinschaftlichen Titel „Sängerliebe" verbunden sind, „Rudello", „Durand", „Der Ka-

stellan von Couci", „Don Massias", „Dante", nähern sich in ihrer Form dem spanischen Charakter, aber ihr Ton ist freier und bewegter, wodurch denn leider hier und da in diesem blüthenreichen Kranze eine schwankende Ungleichheit den reinen und vollen Eindruck des Ganzen stört. Ein solcher Vorwurf trifft sehr wenige von Uhland's Gedichten, die im Allgemeinen eine große Mannichfaltigkeit geistreicher und geschmackvoller Formen umfassen, deren jede mit der natürlichsten Wahl den angemessenen Stoff in sich aufnehmen und gestalten.

Doch vielleicht wer stillem Deuten
Nachzugehen sich bemüht,
Ahnt in einzelnen Gestaltungen
Größeren Gedichts Entfaltungen,
Und als Einheit im Zerstreuten
Unsres Dichters ganz Gemüth.

Um aber das ganze Gemüth Ludwig Uhland's aufzufassen und zu würdigen, müssen wir noch seiner patriotischen Gelegenheitslieder gedenken, in denen er die Bewegungen und Bestrebungen der nicht allein für seinen Staat, sondern für das gesammte Deutschland wichtigen und bedeutungsvollen würtembergischen Landtagsbegebenheiten feiert. Hier gerathen wir in den seltenen Zweifel, ob wir in diesen Liedern mehr die Kunst des Dichters bewundern sollen, welcher der politischen Prosa eines solchen Stoffes, und noch dazu eines Stoffes, worin er selbst so tief befangen war, wie Uhland als Abgeordneter, dergleichen poetische Momente abzugewinnen im Stande gewesen, oder ob die Gesinnung des Mannes unsre Achtung und Liebe in einem höhern Grade in Anspruch nehmen müsse. Denn in ihnen fallen That und Wort, Wahrheit und Dichtung, Wirkung und Streben, der Mensch oder vielmehr der Mann und der Sänger so in Eins zusammen, daß die sonst so unerläßliche Trennung des Werkes von dem Autor weder möglich noch zulässig ist. Denn solche Werke sind ja zugleich Thaten, und als solche erscheinen uns jene patriotischen Volkslieder Uhland's erst in ihrer ganzen Bedeutung. Sie sind die gediegensten Producte der zu einer Wirkung verbündeten Kräfte seiner poetischen und moralischen Natur, seines Gemüths und seines Willens.

Der Name Justinus Kerner wird in den kritischen Annalen unsrer poetischen Tagesliteratur wenig genannt, und wenn wir hier eine Charakteristik seiner Lieder mit der Uhland'schen

verbinden, so werden die meisten Leser meinen, es geschehe nur der Landsmannschaft und Nachbarschaft wegen. Denn Kerner, ein Schwabe, wie Uhland, lebt nicht weit von Stuttgart, in dem kleinen, aber berühmten Städtchen Weinsberg *). Wir leugnen auch diese Veranlassung keineswegs, nur ist sie nicht die einzige. Jede echte Poesie, und besonders die lyrische, als die individuellste und subjectivste, hat neben ihrem allgemeinen Nationalcharakter, auch Provinzialzüge, die selbst zu einer städtischen Physiognomie werden können. Grübel's nürnbergische Muse ist nicht blos durch die nürnbergische Mundart nürnbergisch, und die großen Hauptstädte haben eben deswegen selten eine echte Stadtpoesie, weil sie fast alle keinen eigenthümlich ausgesprochenen Provinzialcharakter haben. Jedoch ist dieser Provinzialcharakter in der Poesie natürlich desto stärker und schärfer ausgesprochen, je mehr sie sich in der Sphäre der bürgerlichen Volksthümlichkeit hält, und daher sind Hans Sachs und Grübel so entschieden nürnbergisch. Will man die Provinzialzüge der Poesie nicht in der eigenthümlichen Stammnatur suchen, welche der Dichter selbst in der Fremde behaupten kann, wie sich das in der dorischen, jonischen und äolischen Poesie der Griechen offenbart, so bleiben als weniger verborgene und minder wunderbare Einflüsse, Klima, landschaftlicher Charakter der Gegend, Lage und Bauart der Stadt, Lebensart und Regierungsform und anderes mehr übrig, um sich schwäbische, österreichische, fränkische, thüringische, und warum nicht auch märkische Eigenthümlichkeiten in dem Charakter echter Dichter zu erklären. Ohne uns auf ein leidiges Wenn einzulassen, weisen wir auf das hin, was in Göthe's Muse den Charakter seiner Vaterstadt unverkennbar wiedergibt, wie er das ja selbst in seiner Bildungsgeschichte angedeutet hat. Ob Uhland, in Berlin geboren und erzogen, ein Dichter geworden wäre, das lassen wir dahin gestellt, weil wir nicht mit eitlen Voraussetzungen in die geheime Schöpfungswerkstatt der Natur eindringen wollen; aber das dürfen wir behaupten, daß er dort nicht der Dichter geworden seyn könnte, als welcher er auf schwäbischem Grund und Boden erwachsen ist. Es gibt freilich eine sogenannte Poesie in Deutschland, die überall zu Hause ist, wo man schöne deutsche Phrasen versteht, und die Blüthen derselben gedeihen auf den salzburgischen Alpen ebenso, wie in dem märkischen Sande; denn sie haben keine Wurzeln und brauchen daher keinen Boden, sondern nur eine Fläche um fortzukommen, und ihre strohartigen Blätter fühlen keinen Einfluß der Luft. Aber der echte Dichter

*) Er ist Arzt und hat sich auch als Schriftsteller im Fache der Medicinalwissenschaften versucht.

zieht seine Kraft, seinen Glanz und seinen Duft, die Größe, Form und Farbe seiner Blätter und Blüthen, wie eine edle Pflanze, mit den Wurzeln und Sprossen, aus der Erde und der Luft ein, in welcher er erwachsen ist. Eine solche Pflanze ist Uhland's Poesie, und sie ist daher schwäbisch in ihrer naiven Natureinfalt, ihrer warmen Gemüthlichkeit und ihrer innigen Tiefe. Kerner, mehr als irgend ein Dichter unsrer Zeit, ein reines Naturkind der Poesie, offenbart diesen schwäbischen Charakter noch reiner und einseitiger. Wie unendlich reich ist doch die Poesie in der Menschenbrust, wenn sie in der beschränktesten Einseitigkeit der Empfindung und Anschauung so viel geben kann, wie sie unserm Kerner gegeben hat! Wo Tiefe ist, da hat jede Einseitigkeit einen unendlichen Raum über und unter sich.

Wir haben Kerner eben ein reines Naturkind der Poesie genannt, und damit ist sein lyrischer Charakter im Allgemeinen ausgesprochen. Er singt, wie ein Kind, unter freiem Himmel, unbekümmert, ob Einer ihn höre, oder nicht; mit dem reinen und hellen Blick eines Kindes sieht er die Welt um sich her und spielt heilige Spiele mit dem Größten wie mit dem Kleinsten. Sich selbst unbewußt spricht er in ahnungsvoller Weihe das Höchste und Tiefste in zarten Räthseln aus, wie eine Passionsblume, die in ihrem kleinen Kelche die Unendlichkeit der göttlichen Liebesleiden umfaßt. In diesem Sinne möchten wir die naive Kindheit — nicht Kindlichkeit — der Kerner'schen Muse eine mystische oder heilige nennen. Wenn sie die Erscheinungen des äußern Lebens berührt, so streift sie leise und sanft darüber hin, um nicht mit ihren Psycheflügeln daran haften zu bleiben. Aber indem alles sich ihr zu Blumen gestaltet, ist sie auf diese Weise der Biene gleich, die ja ihren Honig nimmer in den Stämmen und Wurzeln sucht. Sehr schön hat Uhland diese zarte Oberflächlichkeit der Kerner'schen Poesie in einem Sonett charakterisirt:

Es war in traurigen Novembertagen,
Ich war gewallt zum stillen Tannenhaine
Und stand gelehnet an der höchsten eine,
Da hielt ich Deine Lieder aufgeschlagen.

— — — — — — — — —

Welch lieblich Wunder wirkten Deine Lieder!
Die Höh' erschien in goldnem Maienstrahle
Und Frühlingsruf ertönte durch die Wipfel.

Doch bald verschwand der Wunderfrühling wieder,
Er durfte nicht sich senken in die Thale,
Im Fluge streift' er nur der Erde Gipfel.

Ferner erscheint uns Kerner's Muse als ein Kind voll Sinnigkeit, immer zwischen Freude und Leid schwebend, aber hier wie dort nicht laut und wild, sondern Vieles in sich verschließend und Weniges leise aussprechend. Und, wie bei Uhland, so klingt auch hier in dem Wenigen Vieles durch und nach. Eine selige Ruhe verklärt die Lust und den Schmerz des Sängers, und unter der Thräne blühet immer die Rose der Kindheit auf seiner Wange.

Schon in Kerner's ersten bekannt gewordenen Liedern *) spricht sich der Charakter desselben so aus, wie wir ihn zu zeichnen versucht haben.

Trost.

Weint auch einst kein Liebchen
Thränen auf mein Grab,
Träufeln doch die Blumen
Milden Thau hinab.

Weilt an ihm kein Wandrer
Im Vorüberziehn,
Blickt auf seiner Reise
Doch der Mond auf ihn.

Denkt auf diesen Fluren
Bald kein Erdner mein,
Denkt doch mein die Aue
Und der stille Hain.

Blumen, Hain und Aue,
Stern' und Mondenlicht,
Die ich sang, vergessen
Ihres Sängers nicht.

Etwas tiefer klingt das folgende Lied.

Wohl hat noch nie ein Mädchen
Mit Liebe mein gedacht,
Noch nie mir stille Freude
In Wink und Kuß gebracht;
Doch liebt mich wohl dies Sternlein
Bleich zitternd durch die Nacht.

O seht, es blickt so freundlich,
Hält still in seinem Gang,

*) In Seckendorf's „Musenalmanach" für 1807, wo sie C. K. (soll heißen J. K.) unterzeichnet sind.

Und lauschet voller Liebe
Oft meinem kleinen Sang,
Da schau' ich wohl mit Thränen
Des Himmels Blau entlang.

Bald kommst du, trautes Sternlein,
Und wandelst still umher,
Und blickst in meine Zelle,
Die stehet öd' und leer,
Und blickst auf meine Harfe,
Die tönet nimmermehr.

Dann ragt aus einem Hügel
Ein kleines Kreuz von Stein;
Du schwebst vorbei, und liebend
Küßt es dein milder Schein,
Und wonniglich erzittert
Im Hügel mein Gebein.

Sehnsucht unausgesprochener Liebe, in Blumenbildern und Lichtträumen spielend, ist das schönste Thema der Kerner'schen Lieder aus der nächsten Periode, wie wir sie in dem von ihm selbst herausgegebnen „Poetischen Almanach" für 1812 finden. Wir geben einige zur Probe, da die angeführte Sammlung in wenigen Händen seyn mag.

An Rosamund.

Sommers, wann die Lilien blühen,
Nelk' und Rose duftend glühen,
Mägdlein durch die Gärten wallen,
Schön begrüßt von Nachtigallen:

Steh' ich wohl am fernen Meere —
Aber auf der öden Leere
Wird dein Garten mir erblühen,
Werden deine Rosen glühen;

Werden sich die blauen Wellen
Mir zu euren Bergen schwellen,
Werd' ich eure Thäler, Auen
Blühend in der Tief' erschauen.

Und dann zieht wohl banges Sehnen
Mich danieder, und mit Thränen
Will ich sinken in die Rosen;
Aber rings nur Wellen tosen.

Morgengefühl.

Der Morgenröthe Schein
Den neuen Tag verkündet,
Es steht der junge Hain
Von Liebesglut entzündet.

Die Sterne, Wanderns satt,
Sind längst hinabgestiegen,
Die Vögel an der Statt
Froh durch den Himmel fliegen.

Du armes Herz voll Pein,
Wie bist Du bang befangen!
Es sitzt ein Vögelein
Krank hinter Eisenstangen.

Wohl hört es den Gesang,
Den frohen Flug der andern,
Da sitzt es matt und krank,
Kann singen nicht, noch wandern;

Und meinte doch im Traum,
Das Haupt versteckt im Flügel,
Es säng' auf einem Baum,
Flög' über Thal und Hügel.

Erlösch', Du Sonnenstrahl!
Nacht, komm emporgestiegen,
Daß über Berg und Thal
Wir wieder fröhlich fliegen *).

Welch ein reiner und vertrauter Blick in das Leben und Weben der Natur in diesem Liede! Das träumende Vöglein mit dem Köpfchen unter dem Flügel, Jeder sieht es und kennt es, aber noch Keiner hat es in sein Lied eingefangen. Ueberhaupt ist Kerner's Muse nie in der Stube: in Lust und Leid, in Sehnsucht und Andacht, in träumender Einsamkeit und spielender Geselligkeit hat sie die freie Natur um sich, unter sich und über sich. Dennoch aber fällt es ihr nie ein, die Natur als Landschaftsmalerin darstellen zu wollen. Sie nimmt die Natur in sich auf und gibt sie aus ihrem Innern mit ihren Gedanken und Gefühlen wieder heraus. Daher ist *ihre* Natur so eigenthümlich und doch so einfach und so wahr. Die gestaltlose Sehnsucht kleidet sich und ihren Gegenstand in die Bilder der Natur, und

*) Vgl. auch die „Frühlingsklage" im „Dichterwald."

selbst Sonne und Mond sind für den Dichter oft nur Träger seiner Liebe, wie z. B. in folgendem Liede:

Weh, o weh der bösen Sonne! Stellt mit liebelosem Strahl,
Zwischen mich und sie, die ferne, hohe Berg' und tiefe Thal',
Bringet Dörfer, bringet Städte, ziehet Flüsse, leitet Seen,
Läßt ein wild Gewühl von Menschen zwischen ihr und mir erstehn;
Und je näher dann die Sonne leuchtend an dem Himmel zieht,
Weh, je ferner sie, die ferne, über Berg' und Thale flieht.
Aber wann die Sonne fliehet, mit sich ziehend Berg und Thal,
Mit sich ziehend Flüss' und Städte, und die Menschen allzumal,
Kehret schon die ferne wieder; leis vom Abendstern bewacht
Schifft sie in dem Kahn des Mondes durch das stille Meer der Nacht.

Noch charakteristischer in dieser Art und Weise, das Innere in die äußere Natur hinaus, oder diese in jenes hereinzutragen, ist das Lied „Alphorn" in Uhland's „Dichterwald" von 1813 *).

Ein Alphorn hör' ich schallen,
Das mich von hinnen ruft.
Tönt es aus wald'gen Hallen?
Tönt es aus blauer Luft?
Tönt es von Bergeshöhn?
Aus blumenreichem Thal?
Wo ich nur steh' und gehe,
Hör' ich's in süßer Qual.

Bei Spiel und frohen Reigen,
Einsam mit mir allein,
Tönt's ohne je zu schweigen,
Tönt tief in's Herz hinein.
Noch nie hab' ich gefunden
Den Ort, woher es schallt,
Und nimmer wird gefunden
Dies Herz, bis es verhallt **).

Und so tief ist dieser Zug zur Natur in der Muse unsres Dichters eingewachsen, daß sie auch den widerstrebendsten Gegenstand in ein Bild aus derselben umgestalten muß, wie z. B. den St. Stephansthurm in Wien in einen riesigen Hirten, der die

*) Diese Sammlung enthält viele und darunter die schönsten Gedichte von Kerner.

**) Vgl. auch die Lieder „Wanderer" im „Dichterwald", und „Der Pilger" m „Poetischen Almanach."

Sternenheerde des Himmels hütet. Das Gedicht steht in dem „Poetischen Almanach" und ist, wenn gleich nicht eines der besten unsres Sängers, doch in der angedeuteten Beziehung wichtig.

Lichtvoll die Heerde gehet
Auf blauer Himmelshöh',
Einsam der Hirte stehet
Und klagt der Nacht sein Weh.

Also den alten Kummer
Singst Du, o Riesengeist!
Indeß der träge Schlummer
Die lasse Welt umfleußt.

„O schönste Zeit der Erde,
Wo ich einst gut und recht
Geführt die fromme Heerde,
Ein kindlich treu Geschlecht!

Da heil'ge Lieder schallten
Ernst durch mein Gotteshaus,
Fürsten und Helden wallten
Demüthig ein und aus.

Da Männer kräftig thronten
Im deutschen Kaisersaal,
Treue und Recht noch wohnten
Unten im Erdenthal.

Sittsame Frau'n, ihr lieben,
Ihr Helden stark und groß —
Heerde, die treu geblieben,
Du schläfst in meinem Schooß!

Doch was jetzt unten schleichet,
Blinzelnd im Sonnenlicht,
Knechte, all von mir weichet!
Bin euer Hirte nicht.

Mich haben die Stern' erkoren
Zu ihrem Hirten gut,
Seit ihr euch selbst verloren,
In eurem Frevelmuth."

Also von hohen Zinnen
Der Geist des Thurmes sang,
Die Sterne zogen von hinnen,
Der Vogel sich aufschwang.

Die Sonne stieg aus den Tiefen,
Der Thurm der stund gar stumm;
Zu seinen Füßen liefen
Die kleinen Menschlein herum.

Schade, daß das originelle und große Bild in diesem Gedicht nicht lapidarisch einfach und stark genug ausgesprochen ist! Der Dichter läßt sich gehn, wie man zu sagen pflegt, und das geschieht solchen Naturkindern der Poesie auch wohl öfter. Eben weil ihr Dichten so naturgemäß ist, so ganz ohne Arbeit und Macherei, und ihnen so zu sagen im Schlafe gegeben wird, eben deswegen mäkeln und feilen sie auch nicht gern an der lieben Gottesgabe, die sie mit einem gewissen Aberglauben annehmen und weiterschicken. Die Kunst erscheint ihnen noch wie ein Götze, dem sie zu opfern verschmähen. Auf dieser Stufe können nur einige wenige Dichtungsarten aufblühen, die subjectivsten der lyrischen Poesie, die aus einer inneren vollendeten Natur vollendet heraustreten. Auf den höheren Stufen wird durch die Kunst aus dem Götzen eine Gottheit.

Aber kehren wir zu Kerner zurück. Seine Freude ist, wie wir schon oben bemerkt haben, niemals eine laute und wilde; und so wie seine Thräne nicht ohne eine Regenbogenverklärung von oben erscheint, so ist sein Lächeln nicht ohne einen dazwischen schillernden Zug der Wehmuth, der wenigstens die Thräne hervorlocken will, wenn sie auch nicht schon wirklich aus dem Auge rinnt. Solche helldunkle Mischung der Empfindung spricht uns in den schönsten Liedern unsres Sängers an, z. B. in „Der Einsame" im „Dichterwald."

Wohl gehest du an Liebeshand,
Ein überselig'er Mann;
Ich geh' allein, doch mit mir geht,
Was mich beglücken kann.

Es ist des Himmels heilig Blau,
Der Aue Blumenpracht,
Einsamer Nachtigallen Schlag
In wolk'ger Wälder Nacht.

Es ist der Wolke stiller Lauf,
Lebend'ger Wasser Zug,
Der grünen Saaten wogend Meer
Und leichter Vögel Flug.

Du ruhst im zarten Frauenarm,
Am Rosenmund voll Duft;

Einsam geh' ich, im Mantel spielt
Die kühle Abendluft.

Es kommt kein Wandrer mehr des Wegs,
Der Vogel ruht im Baum:
Ich schreite durch die düstre Nacht
In mir den hellsten Traum.

Eins der hellsten und muntersten Lieder von Kerner ist das „Wanderlied" im „Poetischen Almanach", und doch auch durch dieses zittert mit leiser Wehmuth ein Ton der Sehnsucht, den das schwungvolle Versmaß gleichsam zu betäuben versucht, etwa so, wie man rasch und rüstig fortschreitet, um nicht weich zu werden.

Wohlauf! Noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Adieu nun, ihr Lieben!
Geschieden muß seyn.
Adieu nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.

Die Sonne sie bleibet
Am Himmel nicht stehn,
Es treibt sie, durch Länder
Und Meere zu gehn.
Die Woge nicht haftet
Am einsamen Strand,
Die Stürme sie brausen
Mit Macht durch das Land.

Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht,
Und singt in der Ferne
Ein heimathlich Lied.
So treibt es den Burschen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

Da grüßen ihn Vögel
Bekannt über'm Meer,
Sie flogen von Fluren
Der Heimath hieher;
Da dufteten die Blumen
Vertraulich um ihn,
Sie trieben vom Lande
Die Lüfte dahin.

Die Vögel die kennen
Sein väterlich Haus,
Die Blumen einst pflanzt' er
Der Liebe zum Strauß.
Und Liebe, die folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand:
So wird ihm zur Heimath
Das ferneste Land.

Nimmt die Sehnsucht in dem Gemüth unsres Dichters ihre Richtung zu dem Höchsten empor, so wird der Naturdienst seiner Muse dadurch nicht geschlossen. Er feiert gleichsam nur höhere Feste in dem großen Tempel der Natur, die sich ihm ringsumher in göttlichem Lichte verklärt. Er betet nicht mit der Gemeinde in dem steinernen Dome; einsam schweift er umher mit seinem gottsuchenden Herzen und kniend vor den Kreuzen, die auf den Bergen stehn, oder in den kleinen Hirtenkapellen des Waldes. Dort erbauet er sich auch durch die frommen Sagen und Legenden, die an den heiligen Stätten haften; denn die Kindheit glaubt das Wunderbare, aber fühlt keinen Schauer vor demselben. Selbst der Tod ist ohne Grauen für das Kind: es sieht die Leiche nicht vor den Blumen, mit denen sie bedeckt ist, und der Grabhügel hat für dasselbe nur eine Höhe, aber keine Tiefe. Fast alle Romanzen und Balladen von Kerner sind legendenartige Märchen und Sagen vom Tode, der die Liebe, die Unschuld, das Gottvertrauen und die Demuth verklärt. In der Wahl oder der Erfindung solcher Stoffe, so wie in ihrem kindlich gläubigen und treuherzigen Tone sind Kerner's Romanzen und Balladen noch lyrischer oder subjectiver als die Uhland'schen. Eine besondere Eigenthümlichkeit hat auch die Sprache dieser Stücke. Sie ist alterthümlich in ihrem Gange und selbst in einzelnen Wörtern, Wendungen und Formen; aber ich kenne keinen deutschen Dichter der neuen Zeit, in welchem dieser altväterische Zug so natürlich und unbewußt aussähe, wie in Kerner's poetischer Physiognomie. Es scheint als sey seine Muse ein Kind, das diese alte Sprache von alten weisen Männern und Frauen gelernt habe, die ihm die wunderbaren Sagen erzählt hätten, und als könne sie dieselben in keiner andern Sprache wiedergeben.

Die ersten Stufen jener Himmelsleiter der Sehnsucht, welche die Muse unsres Dichters erklimmt, erkennen wir schon in einigen Liedern, die, wenn auch ohne ihren Gegenstand zu nennen, doch nach der Höhe weisen und auf jede irdische Erfüllung und Befriedigung verzichten. Dahin gehört z. B. das oben angeführte „Alphorn" und das schöne „Pilgerlied" im „Poetischen Almanach".

Auf einer dürren Haide geht
Ein armer Wandersmann,
Kein kühlend Lüftchen weht,
Das ihn erquicken kann.

Er schaut Land ein, Land aus,
Horcht, keine Quelle fließt,
Blickt, sieht nicht Wald, noch Haus,
So schattend ihn umschließt.

Er kann nicht weiter gehn,
Er sinkt auf's dürre Moos,
Doch sieh', auf Bergeshöhn
Erblickt er jetzt ein Schloß.

O Kranker, freue dich;
Das nimmt dich gastlich auf! —
Er rafft zusammen sich,
Er eilt den Berg hinauf.

Und als er auf den Höhn,
Kein Schloß ersieht er mehr,
Sieht eine Wolke stehn,
Die bald erstirbt, wie er.

Eine Variation desselben Themas ist „Der Wanderer" im „Dichterwald."

Die Straßen, die ich gehe,
So oft ich um mich sehe,
Sie bleiben fremd doch mir.
Herberg', wo ich möcht' weilen,
Ich kann sie nicht ereilen,
Weit, weit sie ist von hier.

So fremd mir anzuschauen
Sind diese Städt' und Auen,
Die Burgen stumm und todt;
Doch fern Gebirge ragen,
Die meine Heimath tragen,
Ein ewig Morgenroth.

Dem Gärtner verklären sich seine Blumen zu Sternen, wenn sie unten verblühet sind, und wie die Blumen Düfte emporsenden, so senden ihnen die Sterne aus der Luft Thau und Thränen. Diese Wechselsehnsucht der Blumen und Sterne ist in zwei Liedern ausgesprochen, deren erstes, „Des Gärtners Lied", in Sekkendorf's „Musenalmanach", das zweite, „Der Gärtner der Höhe",

in den „Rheinblüthen" von 1825 gedruckt ist. Wir theilen das zweite mit, als eine der letzten Blüthen der Kerner'schen Muse, die leider seit einiger Zeit viel zu feiern scheint.

Verlass' die kalten Höhen,
Du armer Gärtnersmann!
Dein Garten steht voll Moose,
Nicht Hyacinth', nicht Rose
Man in ihm finden kann.

Im warmen Thale unten
Sah ich der Gärten viel,
Die Blumen stehn in Fülle,
Und ihre bunte Hülle
Gewährt ein lustig Spiel.

Im Garten auf der Höhe
Ist schon die Blüthe aus.
Möcht' ihrer nimmer warten —
Alter, verlaß den Garten,
Dein armbestelltes Haus.

Der Gärtner gab nicht Rede
Dem Wandrer aus dem Thal,
Blieb still, wie träumend, stehen,
Bis daß voll Glut die Höhen
Im letzten Abendstrahl;

Bis nackt in enger Tiefe
Die Erde rings verschwand,
Goldwolken sich erhoben,
Seltsame Bilder woben
Ein selig Zauberland.

Dort, Fremder, steht mein Garten,
Sprach drauf der Gärtnersmann;
Wo sind die kalten Moose?
Sieh' Hyacinth' und Rose
Auf himmelblauem Plan!

Und sieh', von Gold erbauet
Ein herrlich Königshaus,
Die Sterne drüber stehen,
Glutroth die Wimpel wehen,
Drin geh' ich ein und aus.

Schon legendenartig ist das Lied „Das Kreuz auf der Höhe" im „Poetischen Almanach". Die Sehnsucht nach der Höhe hat auf

dem Gipfel eines Berges das Symbol ihres Ziels in dem Kreuz gefunden.

Hinab sank Staub und Erde,
Sonne flog himmelwärts.
Hin kniet' ich in Entzücken,
Es an das Herz zu drücken.

Da strömten Ruh' und Wonne
Aus ihm in meine Brust.
Als wär' es eine Sonne,
Durchzückt' es mich mit Lust.
Es flogen Engel nieder
Und grüßten mich als Brüder.

Doch sieh', zum süßen Lohne
Neigt mild das Bildniß sich,
Es sinkt die Dornenkrone
Von seinem Haupt auf mich.
Fest drückt' ich sie zum Herzen,
Fühlend so süße Schmerzen. ꝛc. ꝛc.

Unter den eigentlichen Legenden zeichnen wir die in dem „Dichterwald" gedruckten aus: „Sanct Alban", „Die Stiftung des Klosters Hirschau", „Sanct Walderichs Kapelle zu Murrhardt", „Graf Montfort", „Die heilige Regiswind von Laufen", „Sanct Elsbet", sämmtlich Belege zu der oben gegebenen Charakteristik dieser Gattung der Kerner'schen Poesie. Wer möchte nicht ein Gedicht wie folgendes für ein altes Volkslied, etwa aus dem sechzehnten Jahrhundert halten?

Herr Ritter Ernst, der war ergrimmt zu einer bösen Stund',
Er schlug die falsche Dienerin mit seinen Fäusten wund.

Er schlug die falsche Dienerin, er stieß sie mit dem Fuß:
„Herr Ritter Ernst, und wißt fürwahr, daß Euch dies reuen muß!"

Es war die falsche Dienerin, die eilte durch den Saal,
Sie eilte durch den weiten Hof hinab in's grüne Thal.

Da saß Herr Ernsts sein *) Töchterlein, ein Fräulein fromm und zart,
Es spielt mit bunten Blümelein nach andrer Kinder Art.

Da pflückt die falsche Dienerin drei Röslein auf dem Plan,
Zu locken dieses stille Kind zum wilden Strom hinan.

*) Leider eine unaussprechliche Härte in dem zarten Gedicht. Wie leicht wären dergleichen Anstöße wegzuräumen!

„Komm, liebes Kind, komm, ſüßes Kind! Da blühen Röslein rund!"
Sie faßt es an dem goldnen Haar, ſie ſchleudert's in den Grund.

Eine Weil' das Kind die Tiefe barg, eine Weil' es oben ſchwamm,
Auf lacht die falſche Dienerin, doch bald ihr Reue kam.

Sie flieht von dem unſel'gen Strom, flieht über Berg' und Thal,
Sie irrt ſo viele hundert Jahr, kann ruhn kein einzigmal.

Es ſah Herr Ernſt von hoher Burg, ſah in den grünen Grund,
Sie brachten todt ſein ſüßes Kind, auf Roſen man es fund.

Es blüht, wie eine Roſe roth, wie eine Lilie weiß,
Er legt's in einen goldnen Sarg, beſtattet es mit Fleiß.

Manch' Mutter kniet mit ihrem Kind auf Regiswindens Gruft,
Doch wenn Herr Ernſt der Vater kam, entſtieg ihr Roſenduft.

Seitdem erſcheint zur Todesnacht gar manchem frommen Kind,
Bekränzt mit duft'gen Röslein roth, die heil'ge Regiswind.

Auch liegt ſeitdem manch frommes Kind, das Nachts erlitt den Tod,
Am Morgen in der Wieg' umkränzt mit jungen Röslein roth.

Auch das hell blühende Kindermärchen „Goldener" im „Dichterwald", obgleich in Proſa abgefaßt, muß hier aufgeführt werden, um die Rundung zu ſchließen, in welcher Kerner's poetiſche Natur uns erſcheint. Jede Natur hat ihre Ausnahmen in den Gattungen und Arten: warum nicht eine Dichternatur? So müſſen uns denn einige wenige ſolcher Stücke nicht befremden, die in unſre Charakteriſtik nicht hineinpaſſen, und doch von Kerner ſind und auch ſeiner würdig. Dahin rechnen wir z. B. das Nachtſtück: „Die traurige Hochzeit" im „Dichterwald", die Denkmale auf Kepler, Friſchlin und Schubart in derſelben Sammlung, welche in einem Lapidarſtyl der Empfindung abgefaßt ſind, und anderes mehr. Nur zur Satyre hat Kerner's Natur durchaus keinen Beruf, wie jede Kindernatur. Davon zeugen hinlänglich das Epigramm:

Dein Epigramm, o Theodor,
Iſt ſpitzig, wie ein Eſelsohr.

und das Spottlied gegen die Recenſenten, überſchrieben „An die Freunde", beide im „Dichterwald." Dieſes Lied hebt ſatyriſch an, aber bald wird das Herz des Satyrikers in die Naturluſt hineingezogen, und kümmerlich hinkt die Satyre noch einmal zum Schluſſe hinterdrein.

Zum Kleeblatt ſchwäbiſcher Dichter fehlt Guſtav Schwab, der Romanzenſänger, welcher zuerſt als Lyriker auftrat, und zwar

mit Anzeigen eines ſchönen Berufs *), ſich in der Folge aber mit tüchtiger Beſchränkung in die Romanzenpoeſie zurückzog. Um ſeine eigenthümliche Stellung in dieſer zu betrachten, müſſen wir einen neuen Aufſatz anfangen.

Wilhelm Müller.

IV.

Ueber das naturphiloſophiſche Syſtem der Mineralogie.

(Mit Rückſicht auf einen Aufſatz in der „Iſis" 1826, fünftes Heft.)

In meiner Beurtheilung der Grundriſſe der Mineralogie von Mohs und Breithaupt (Hermes, Nr. XXIV der ganzen Folge) glaubte ich bei der Ueberſicht anderer Syſteme das vom Herrn Hofrath Oken aufgeſtellte naturphiloſophiſche nicht mit Stillſchweigen übergehen zu dürfen. Und da ich über die andern einige kritiſche Bemerkungen hinzugefügt hatte, ſo mußte dieſes auch hier geſchehen; aber ſo kurz als möglich, damit ſie nicht außer Verhältniß zu den übrigen geſetzt würden. Auch iſt darin nichts enthalten, was mit der Hochachtung, welche ich gegen dieſen ausgezeichneten, mit Recht berühmten Gelehrten hege, unvereinbar wäre. Gleichwohl macht mir ein gewiſſer Herr Blaſche in der „Iſis" (1826, 5tes Heft) daraus ein großes Verbrechen, und ſucht das Oken'ſche Syſtem gegen meine Einwürfe ausführlicher zu vertheidigen. Er erlaubt ſich dabei einen Ton, wie er unter Menſchen, die auf Bildung Anſpruch machen, nicht gewöhnlich iſt; es fällt dies jedoch nicht mehr auf, da es hinlänglich bekannt iſt, daß die Herrn Naturphiloſophen, wie ſie ſich ſelbſt nennen, ſich über alles Schickliche hinwegſetzen und ihre eigene originelle Conſtruction des Anſtändigen haben. Herr Bl. ſcheint für die Naturphiloſophie viel zu fürchten; er macht mir das Compliment, ich ſey Meiſter in der Kunſt, durch Beredſamkeit und eingeſtreuete echt philoſophiſche Grundſätze mir eine naturphiloſophiſche Wichtigkeit zu geben, und ich werde dadurch ohne Zweifel die meiſten Leſer auf meine Seite gebracht haben (S.

*) Das tief empfundene Gedicht „An die Geliebte" wäre allein vollgültig als ſolche.

481), ein Compliment, wofür ich danke, aber bedauere es nicht erwidern zu können, verſetzt mich aber dann plötzlich unter die Empiriker, behauptet, ich habe das erhabene naturphiloſophiſche Syſtem gar nicht gefaßt, und gibt ſich die vergebliche Mühe, mir das Verſtändniß deſſelben zu eröffnen. Wie ſehr er aber auch ſeine undankbare Natur forcirt, mir etwas Haltbares entgegenzuſtellen, wie ſehr er auch das, was ihm an Talent und Gründlichkeit abgeht, durch Arroganz zu erſetzen ſucht: weiter kann er es doch nicht bringen, als zu einer matten Reproduction der Gedanken ſeines Lehrers Oken, deſſen Schriften für ihn die Orakelſprüche des Gottes ſind, deren Unfehlbarkeit ich aber eben beſtreite *). Dies könnte mich der Mühe überheben, in dieſer Sache noch ein Wort zu verlieren; erwäge ich aber, daß theils meine gelegentlichen Bemerkungen über Herrn Hofrath Oken's naturphiloſophiſches Syſtem der Mineralogie zu kurz gerathen ſind, und für die, welche mit dem Syſtem nicht ſchon bekannt ſind, ſchwer verſtändlich ſeyn möchten, theils es doch noch einige gibt, welche glauben, auf dieſem Wege allein ſey das Heil der Wiſſenſchaft zu finden, und mancher junge Mann dadurch auf einen Abweg gelockt werden könnte, — ſo ſcheint es mir zweckmäßig, dieſe Veranlaſſung zu ergreifen, um meine Gründe gegen dieſes Syſtem etwas ausführlicher zu entwickeln. Damit will ich aber den übrigen Verdienſten Oken's keineswegs zu nahe treten, ſo wie ich nicht anſtehe, die Genialität, den Scharfſinn im Einzelnen und die Fülle empiriſcher Erkenntniſſe, durch welche ſich dieſer Gelehrte auszeichnet, auch hier anzuerkennen. Schon der Verſuch, nach naturphiloſophiſchen Principien ein Syſtem der Naturgeſchichte durchzuführen, iſt verdienſtlich, und muß ich ihn auch für mißlungen halten, ſo ſchließt dies doch die Möglichkeit nicht aus, daß es in Zukunft nach richtigern naturphiloſophiſchen Principien beſſer gelingen werde.

---

*) Wie weit Herrn Bl.'s Urtheilskraft reicht, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen iſt, zeigt folgendes merkwürdige Beiſpiel. In meiner Abhandlung im Hermes fahre ich nach der Beurtheilung des chemiſchen Syſtems der Mineralogie fort: „Der Leſer wird dieſe kleine Abſchweifung verzeihen. In unſern Tagen, wo die Naturforſcher, inſonderheit Chemiker und Phyſiker, glauben der Philoſophie nicht weiter zu bedürfen, und Chemiker ſogar die rein-empiriſche Behandlung einer Wiſſenſchaft als eine philoſophiſche ankündigen, iſt es gewiß nicht überflüſſig, an einem Beiſpiele zu zeigen, wie ohne die Fackel der Philoſophie ſelbſt die berühmteſten Männer im Dunkeln herumtappen.“ Dieſe Stelle, welche jeder Anfänger in der Hermeneutik auf das Vorhergehende beziehen wird und muß, weil es augenſcheinlich iſt, bezieht Herr Bl. auf das Folgende, wo ein neuer Abſatz beginnt und von Oken's Syſtem die Rede iſt, und ſchiebt mir die Abſicht unter, als habe ich dieſes ganz herabſetzen wollen.

Um die Puncte bemerklich zu machen, auf die es hierbei ankommt, bedürfen wir nur einiger Sätze. In Oken's „Naturgeſchichte für Schulen", Leipz. 1821, heißt es: „Die Ganzen aus zwei Elementen heißen Irden oder Mineralien" (S. 107); und bald darauf S. 109: „Die Irden oder Mineralien ſind Ganze des Erdelements, entweder allein oder mit einem andern Elemente verbunden. Wenn ein Stück des Erdelements Unterſchiede bekommt, ſo können ſie nur entweder von der Einwirkung des Feuers, oder der Luft, oder des Waſſers herrühren, weil nichts anders da iſt, was auf das Erdelement einwirken kann. Die Irden theilen ſich demnach nach der Zahl der Elemente, weil ſie durch dieſe hervorgebracht ſind. Es gibt daher reine 1) Ird-Irden, 2) Waſſer-Irden, 3) Luft-Irden, 4) Feuer-Irden. Die Ird-Irden widerſtehen dem Waſſer, der Luft und dem Feuer, ſind daher unauflöslich, unentzündlich, unſchmelzbar. Dieſes ſind mithin die eigentlichen Erden. Die Waſſer-Irden ſind auflöslich und heißen Salze. Die Luft-Irden ſind entzündlich und heißen Brenze. Die Feuer-Irden ſind unauflöslich, unentzündlich, aber ſchmelzbar und heißen Erze. Auf die Erden wirkt nun wieder das Salz ein und macht ſie ſalzartig, oder das Brenz und macht ſie brenzartig, oder das Erz und macht ſie erzartig; was keine Einwirkung erleidet, oder allen widerſteht, bleibt rein erdartig. Jede Claſſe zerfällt nun wieder in vier Ordnungen, daher die Erden wieder in Erd-Erden (die Kieſe), in Salz-Erden (Thone), in Brenz-Erden (Talke), und Erz-Erden (Kalke)." Hiermit vergleiche man noch das „Lehrbuch der Naturgeſchichte" 1ſter Thl., Mineralogie, Leipz. 1813, wo er S. 1 lehrt: „Die Naturgeſchichte iſt die Entwickelungsgeſchichte des Planeten", und S. 3: „Das Ird iſt nicht Ird überhaupt, und exiſtirt gar nicht als ein Allgemeines, ſondern immer und überall als ein Beſonderes, Individuelles. Wo wir von Erdelement reden, iſt es nicht ein ſolches, ſondern Thonerde, Talkerde" u. ſ. w., endlich S. 6: „Die Naturalien können nur Unterſchiede in ſich durch Einwirkungen von außen erhalten." Der ganze Schematism des Syſtems iſt Folge dieſer Sätze.

Meine Zweifel gegen die Richtigkeit deſſelben beſtehen in Folgendem:

Erſtens. Das Syſtem definirt die Irden als Ganze aus zwei Elementen, beweiſt aber nirgends, daß ſie nur aus dieſen beiden Elementen entſtanden ſind. Ja die erſte Hauptclaſſe, die Ird-Irden beſtehen blos aus Einem Elemente. Daher corrigirt das Syſtem ſelbſt S. 9 die Definition der Irden, welche es zwei Seiten früher aufgeſtellt hatte. So lange es aber jenes nicht zeigt, kann es auch nicht darauf Anſpruch machen, aus wahren Princi-

pien der Natur die Entwickelungsgeſchichte des Planeten gegeben zu haben.

Zweitens. Es nimmt vier Elemente an, Erde, Waſſer, Luft und Feuer, welche die Irden hervorgebracht haben (S. 109). Herr Bl. ſagt es nach (Iſis, S. 453 u. 454). Dies dient aber nur dazu, das Syſtem in Verwirrung zu bringen. Ich will nicht weiter fragen, mit welchem Rechte man zuſammengeſetzte Stoffe, wie Waſſer, Luft und die Erden mit ihren metalliſchen Grundlagen wahre Elemente der Natur nennt: ſo viel iſt indeſſen gewiß, daß dadurch keine feſten, ſicher leitenden Claſſenunterſchiede gewonnen werden, von denen ausgehend man conſequent und erſchöpfend weiter theilen könnte. Die erſte Schwierigkeit verurſacht die Erde, welche wohl nicht mit den übrigen Elementen in gleichen Rang geſetzt werden darf. Denkt man ſich nach der gewöhnlichen Vorſtellung die Erde anfangs in einem flüſſigen Zuſtande, und nun entweder ihre Rinde durch Erkalten erhärtend, oder die verſchiedenen Formationen durch ſucceſſive Niederſchläge aus der Flüſſigkeit entſtehend, ſo kann in beiden Fällen noch nicht von einem Erdelement, dem Waſſer, der Luft und dem Feuer gegenüber, die Rede ſeyn. Das Syſtem erfordert aber durchaus dieſe vier als erzeugende Elemente, und Herr Bl. ſelbſt nennt (S. 455) die Erde ein zeugendes Hauptglied bei der Entſtehung des Irdreichs. Allein es hat gar nicht die hierzu erforderlichen Eigenſchaften, nicht die Thätigkeit und Unruhe, wie die übrigen. Eher würde es das Weibliche, Empfangende repräſentiren können. Herr Bl. meint (a. a. O.): „die Erde, als Element, müſſe in ihrem urſprünglichen Zuſtande allerdings als ein Allgemeines gedacht werden, beſtehend aus einer identiſchen Maſſe, wie Luft und Waſſer, die Erden ſeyen ſelbſt Erzeugniſſe, verbranntes conſtant-oxydirtes Erdelement. Die Irden ſind dem Einfluſſe der Elemente mehr oder weniger entzogen. Die Ird-Irden ſind nur ſich ſelbſt, keinem Elemente verwandt.“ Und S. 456: „Die Erze oder Metalle beweiſen ſich als entſchiedener Gegenſatz der Erden.“ Dies iſt ganz irrig. Denn a) ſind die Erden durch einen Verbrennungsproceß entſtanden, ſo kann wohl das Element, woraus ſie entſtanden ſind, nicht füglich ſchon Erde geweſen ſeyn, weil das Product der Verbrennung verſchieden iſt von dem, was verbrannt worden, gewöhnlich ganz andere Eigenſchaften erhält. b) Metalle und Erden können keinen ſo entſchiedenen Gegenſatz machen, weil man in den Erden wieder metalliſche Grundlagen entdeckt hat. c) Sind die Ird-Irden keinem andern Elemente verwandt, und widerſtehen ſie, wie es S. 109 heißt, der Einwirkung des Waſſers, der Luft und des Feuers, gibt es mithin nur drei thätige Principien, ſo ſehe ich nicht ein, wie gleichwohl das Syſtem vier-

gliedrig fortſchreiten kann. Es theilt die Jrd-Jrden wieder in Erd-Erden, Salz-Erden, Brenz-Erden und Erz-Erden. Allein da nach der Hypotheſis die Jrd-Jrden der Einwirkung der übrigen Elemente widerſtehen ſollen, ſo begreife ich nicht, wie gleichwohl die Claſſenunterſchiede von den Waſſer-, Feuer- und Luft-Jrden hergenommen werden können, und was das heißen ſoll (S. 109): auf die Erden wirkt das Brenz ein (die ſchon ausgebildeten Brenze der dritten Claſſe, oder was ſonſt?) und macht ſie brenzartig, das Erz und macht ſie erzartig u. ſ. w. Denkt man ſich vier Stoffe, von denen der eine der Einwirkung der übrigen widerſteht, ſo iſt klar, daß dieſe drei nur Verbindungen unter ſich eingehen, und die weiteren Unterſchiede jenes einen nur in ihm ſelbſt entſpringen können, unabhängig von den übrigen. Es iſt daher falſch, daß die Jrd-Jrden wieder getheilt werden in Erd-Erden, Waſſer-, Luft- und Feuer-Erden. Wie kommt eine Verwandtſchaft zu Waſſer, Luft und Feuer in die Jrd-Jrden, da ja das Syſtem dieſe ausdrücklich leugnet? Eben ſo wenig begreift man, warum die Waſſer-Jrden (Salze) wieder in Erd-Salze, Waſſer-, Luft- und Feuer-Salze zerfallen. Natürlich iſt es wenigſtens nicht. Da nur drei thätige Principien zugelaſſen werden, ſo hätte auch das Syſtem nur dreigliedrig fortſchreiten dürfen. Und in der That lehrt Oken ſelbſt in ſeinem „Lehrbuche der Naturphiloſophie", 1ſter Thl., Jena, 1809, S. 139: „Die Natur hat das Feſte nur in drei Claſſen getheilt; die Wiſſenſchaft aber ſoll nur der geiſtige Abdruck der Natur ſeyn. Wenn die Mineralogie vier Claſſen aufſtellt, ſo weicht ſie von der Claſſification der Natur ab, und ſpaltet, wo keine natürliche Fuge iſt. Was in den Mineralienſyſtemen als Metall und Jnflammabile in zwei Claſſen zerriſſen iſt (im eigenen Syſteme in Erze und Brenze), das hat die Natur durch Eine Kraft, durch Einen Act, und daher auch nur nach Einem Schema erſchaffen. Die Wiſſenſchaft darf nicht trennen, was die Natur vereinigt hat. Es gibt nur drei mineraliſche Claſſen, die Erdclaſſe, Erzclaſſe und Salzclaſſe" (hört!). Man ſieht, die Naturphiloſophie verwirft a priori das nachfolgende Syſtem; dieſes hat die eigenen naturphiloſophiſchen Principien vergeſſen, oder zurückgenommen. Schlimm, ſehr ſchlimm, da, nach Herr Bl's. eigenem Geſtändniſſe, die Naturphiloſophie die Gründe für die Naturgeſchichte enthalten ſoll. Das Syſtem rühmt ſich, die Principien der Natur entdeckt zu haben, indem es nicht blos nach den Elementen theilt, ſondern die Unterſchiede der Claſſen wieder zu Unterſchieden der Ordnungen, Zünfte, Sippſchaften (S. 108) ꝛc. macht. Dies ſcheint einfach und naturgemäß; iſt es aber nicht. Denn wollte man auch die vier Elemente

als die beſtimmenden Principien gelten laſſen, ſo würde doch daraus gar nicht folgen, daß eine auf dieſe Weiſe durch das Ueberwiegen des einen oder andern Elements gebildete Claſſe wieder in vier Ordnungen, Zünfte ꝛc. auseinandertreten müßte. So wie die einzelnen zu einer Claſſe gehörigen Mineralien individuelle Formen erhalten haben, ſo befeſtigen ſie ſich auch mehr in ſich und entziehen ſich dem Einfluſſe der Elemente. Gegen die Entſtehung der Erze aus den Elementen iſt nichts zu ſagen. Aber warum die Erze wieder in vier Ordnungen auseinandertreten ſollen nach ihrer Verwandtſchaft zur Erde, Waſſer, Luft und Feuer, iſt nicht einzuſehen, das Verfahren iſt nicht gerechtfertiget. Die Chemie lehrt uns, daß im chemiſchen Proceſſe die Producte andere Eigenſchaften erhalten, als ihre Beſtandtheile, und daß die hier vorgehende Veränderung im Ganzen deſto größer iſt, je größer die Verwandtſchaft der Beſtandtheile iſt, je verſchiedenartiger ſie ſind und je vollkommener ſie ſich neutraliſirt haben. Welcher Chemiker würde wohl in den meiſten Körpern die Grundbeſtandtheile errathen, wenn er nicht durch Analyſe darauf geleitet worden wäre! Und wie manche Zweifel regen ſich hier dennoch! Es muß mithin das naturphiloſophiſche Syſtem immer ſchwankender werden, je mehr es auch in den Ordnungen, Zünften, Gattungen ꝛc. nach den Grundelementen und ihren Eigenſchaften theilen will. Das ganze Syſtem bekommt dadurch etwas ſehr Steifes und Pedantiſches, und erinnert an manche Gärten in franzöſiſchem Geſchmack, die in gleich viel Felder getheilt ſind, jedes Feld wieder in eben ſo viel Beete, wo die Gänge gleich lang und breit, die Bäume gleich groß und mit der Scheere verſchnitten ſind. Das iſt nicht Form und Weiſe der Natur, ſondern Ankünſtelung und Machtſprecherei des Philoſophen, der ſie in ſein Schema wie auf ein Streckbett legt, und ihre geſunden und kräftigen Glieder ſo lange dehnt und verrenkt, bis ſie hineinpaſſen.

Drittens. Eine andere Schwierigkeit verurſacht die Luft. Die Luft-Irden ſind durch die Luft hervorgebracht, welche auf ſie eingewirkt hat (Naturgeſchichte S. 109), und führen ihren Namen von ihrer Luftnatur (Iſis, S. 455), von ihrem electriſchen und verbrennlichen Charakter, nicht von ihren Beſtandtheilen. Nun will ich es ganz dahingeſtellt ſeyn laſſen, ob nicht dieſe Claſſe wegen dieſer Charaktere eben ſo gut Feuer-Irden heißen könnte: aber verlangen kann man doch, daß das Syſtem, ſeinem Verſprechen getreu, uns die Naturgeſchichte des Planeten gebe und darthue, wie durch die Einwirkung des einen oder des andern Hauptelements die Mineralien haben entſtehen können, die den Namen deſſelben führen. Mit dem bloßen Verſichern, daß es ſo ſey, laſſe ich mich nicht abſpeiſen. Die Wirkung der Luft bei der Entſtehung der Irden

kann doch wohl in nichts anderem beſtehen, als daß ſie den Sauerſtoff oder andere in ihr enthaltene Stoffe dem werdenden Minerale zuführt, oder davon wegnimmt, oder es mürbe macht und zur Zerſetzung und Verwandlung deſſelben beiträgt. Welchen dieſer Fälle man ſich auch denkt, immer bleibt es gleich ſchwierig, ſich z. B. die Entſtehung des Diamants zu erklären, der zu dieſer Claſſe gehört. Herr Bl. nimmt, um hier durchzuſchlüpfen, an, bei den Luft-Erden dürfe man gar nicht an die höchſt ſecundaire allmälige Veränderung der Erden durch fortwährenden Einfluß der Luft, die Verwittrung, denken. Von der urſprünglichen Erzeugung der Erden durch die Elemente und deren Wechſelwirkung ſey natürlich die Rede. Was ſich Herr Bl. unter der urſprünglichen Erzeugung der Erden denkt, wird Gott wiſſen: ein recht krauſes Chaos, eine Verwirrung aller möglichen Proceſſe muß es geweſen ſeyn. Er ſelbſt ſagt (S. 455): „Die Luft iſt ſchon längſt von allen wiſſenſchaftlichen Naturforſchern als die eigentliche Heimath, als das Element des Electrismus anerkannt worden." Ganz recht. Dies iſt aber eben die atmoſphäriſche Luft, die ich in Anſpruch nehme, und die er durch Sophiſtereien wegklügeln, und durch ein naturphiloſophiſches Trugbild und Nothelement erſetzen will. Herr Bl. ſcheint ſich jenen urſprünglichen Zuſtand als eine rudis indigestaque moles der Elemente vorzuſtellen, ſo daß der erſt werdende Planet noch keine Atmoſphäre um ſich hatte, Waſſer und Feuer noch nicht geſchieden ſind, und die Erden noch aufgelöſt im Waſſer waren, aus welchem ſie durch Wahlverwandtſchaften erſt ſpäter niedergeſchlagen wurden. Dagegen lehrt ſein Lehrer Oken („Lehrbuch der Naturphiloſophie", 1ſter Thl., S. 157): „Die Erden können nur Präcipitationen aus dem Waſſer ſeyn. Sie ſind in dem Waſſer eingehüllt, wie dieſes in der Luft, dieſe im Aether, nicht mechaniſch, wie wir jetzt die Tonerde im Waſſer zertheilen, auch ſelbſt nicht chemiſch, ſondern dynamiſch. Das Waſſer war nicht anfangs als Waſſer in der Luft, ſondern nur nach ſeinen Principien, die erſt zu Waſſer geworden ſind, als ſie ſich durch die Electricität verbanden. Eben ſo die Erden: ſie ſind erſt entſtanden, indem ſie aus dem Urwaſſer ausgeſchieden wurden." Welche Anſicht man auch wähle, beide ſind dem Syſtem nachtheilig. Nach beiden kann nicht eher von vier Elementen und ihren Functionen die Rede ſeyn, als bis ſie ſelbſt entſtanden ſind. Die Luft aber in ihrer Verſchiedenheit von Erde, Waſſer und Feuer als Erregerin und Unterhalterin eigenthümlicher Proceſſe, iſt eben die atmoſphäriſche. Es gibt keine andere, kein Menſch kennt eine andere, es müßte denn die naturphiloſophiſche ſeyn, welche in Herrn Bl.'s Kopfe ſpukt, jene hypochondriſchen Dünſte, welche, wie Swift ſagt, wenn ihnen

der natürliche Ausweg nach unten verſperrt wird, nach dem Kopfe aufſteigend hier die wunderlichſten Grillen und Träume gebähren.

Viertens. Daſſelbe gilt vom Feuer. Das Feuer kann nicht einmal in dem Sinne wie die übrigen ein Element heißen. Es iſt kein wirklicher Beſtandtheil eines Körpers, und man erhält es durch keine Analyſe als einen Rückſtand, wie Kieſelerde, Tonerde, Waſſer u. dergl. Im Feuer iſt nicht das Feuer als Element das Thätige, ſondern die differenten Stoffe in ihm, beſonders der Sauerſtoff der Luft. Es hat auch nicht ein ſo beſtimmtes Gebiet, macht nicht ſo ein Ganzes aus wie die Erdrinde, das Waſſer und die Luft. Das Urfeuer aber, auf welches ſich zu berufen Herr Bl. wagen dürfte, iſt nach Oken's „Naturphiloſophie", S. 55: der göttliche bewegte, leuchtende Aether ſelbſt, die Allheit des ſeyenden Gottes, Gottes ganzes Bewußtſeyn ohne individuelle Gedanken. Alles iſt aus dem Feuer entſtanden, was iſt, Alles iſt nur erkältetes Feuer. So wie Alles aus ihm entſtanden iſt, ſo muß auch wieder Alles in das Feuer zurückgehen, was vernichtet wird." Aus dem Feuer läßt ſie erſt die übrigen Elemente durch einen Verbrennungsproceß entſtehen, und nimmt deren nur drei an (S. 81) und zwar in folgender Ordnung: Luft, Waſſer, Erde (S. 82 — 88). Jenes Feuer hingegen, welches nach der Vorausſetzung der Naturphiloſophie blos bei den Metallen das zeugende Element geweſen ſeyn ſoll, den andern gegenüber konnte nur das irdiſche, ſecundaire ſeyn. Wie aber entſtand dies, und wie iſt die Entſtehung der Metalle durch daſſelbe zu denken? Hierüber ſchweigt das Syſtem abermals, obwohl es wiſſen muß, daß es uns die Entwickelungsgeſchichte des Planeten verſprochen hat. Auch mußten nach jener Vorausſetzung die Feuer-Irden in die erſte Claſſe kommen, und dann die Luft-, Waſſer- und Erd-Irden folgen; nicht aber in umgekehrter Ordnung. Als Hauptcharaktere der Feuer-Irden werden herausgehoben das Schmelzbare und Oxydirbare. Nach dieſem Geſichtspuncte mußten die verbrennlichen Mineralien ganz beſonders hierher geſtellt werden. Es iſt die ewige Sehnſucht, würde man in der naturphiloſophiſchen pomphaften Sprache ſagen können, die ſie empfinden, um ſich mit dem Feuer zu vermählen, und dadurch in den göttlichen Aether, die Subſtanz Gottes, zurückzukehren.

Fünftens. In keiner wahren Claſſification dürfen verſchiedene Eintheilungsgründe unter einander gemengt werden, d. h. man darf nicht die eine Gattung nach dieſem Geſichtspuncte theilen, eine andere wieder nach einem andern, wie ſich's eben ſchicken ſoll, ſo daß ſich der Theilungsgrund nur auf einige Objecte einer Sphäre, nicht auf alle erſtreckt. Das Syſtem verwirft den chemiſchen Geſichtspunct, und Herr Bl. ſagt (S. 453): „Im na-

turphilosophischen Systeme muß Vieles, ja Alles, als chemisch unrichtig befunden werden; denn was als chemisch richtig erschiene, wäre nothwendig philosophisch unrichtig, weil es einseitig blos nach der chemischen Analysis geordnet wäre." Gut! Aber dann hat das System einen großen Fehler begangen, daß es sich gleichwohl im Verfolg auf die Analyse beruft und sie als Beleg für die Richtigkeit der Theilung braucht. So heißt es S. 112, 113: „Die Kieskiese müssen aus reiner Kieselerde bestehen, die Thonkiese werden diejenigen seyn, welche am meisten Thonerde enthalten, die Talkkiese müssen etwas Talkerde neben der Kieselerde enthalten, die Kalkkiese müssen etwas Kalkerde enthalten, die Brenzkiese sollten verbrennliche Eigenschaften haben; vielleicht gehört hierher der Zirkon" u. s. w. Man sieht, das System läßt mit sich handeln. Fordert es für die beiden ersten Classen Kieselerde und Thonerde wenigstens im Ueberschuß, so darf es sich nicht in den übrigen Classen blos mit einigen Procenten begnügen, oder gar mit einem Vacat, wie bei den Brenzkiesen, welche verbrennliche Eigenschaften (?) haben sollten, aber nicht haben. Schade! Der Philosoph sagt: So soll es seyn! Tel est notre plaisir! Die Natur aber antwortet: Ich mag nicht; ich laß mich nicht von Dir mishandeln, Deine Gesetze sind nicht meine Gesetze, und Deine Wege nicht meine Wege. — Mit den Brenzen ist das System ganz unglücklich gewesen. Weder die Brenzthone noch die Brenztalke und Brenzkalke haben die Eigenschaften, welche sie haben sollten. Das System setzt bei den Charakteren der Stufen die Bestandtheile oben an, und gibt dadurch deutlich genug zu verstehen, welchen Werth es darauf lege. Man vergleiche die Charakteristik der Kieskiese, Thonkiese ꝛc., ingleichen der Kiesthone, Thonthone ꝛc. Desungeachtet ist es darin höchst inconsequent. Um mich nicht zu wiederholen, verweise ich auf meinen frühern Aufsatz in dieser Zeitschrift. Die dort gegebenen Proben ließen sich noch um einen guten Theil vermehren. Herrn B.'s Ausflucht ist nichtig. Entweder man classificirt die Mineralien nach ihren Bestandtheilen, wo dann wenigstens Consequenz ist, wenn auch das System einseitig ist, oder nach einem andern Gesichtspuncte, und führt jedesmal die Analyse mit auf, das Resultat mag seyn, welches es will. Unter keiner Bedingung aber ist es erlaubt, bald von dem chemischen Gesichtspuncte auszugehen, sich darauf zu berufen, bald ihn wieder zu verlassen, oder zu ignoriren, wie es eben gehen will, damit die Mineralien doch wenigstens in einigen Zusammenhang kommen und die Blöße des Systems bedecken.

Die Natur der Luft-Erden soll sich in ihrem electrischen und verbrennlichen Charakter offenbaren (S. 455). Desungeachtet

wird die Electricität der übrigen Mineralien, wie des Turmalin, Mesotyp, Glimmers, Chlorits ꝛc. gar nicht berücksichtigt, ja sie stehen nicht einmal in den ihrer electrischen Natur entsprechenden Zünften, sondern der Turmalin unter den Salzthonen, der Glimmer unter den Kiestalken u. s. w. Eben so wenig sind der Olivin, Pechstein, die an der Luft so leicht verwittern und dadurch ihre Verwandtschaft zu derselben hinlänglich an den Tag legen, hier nur mit einem Worte erwähnt; der Olivin steht unter den Erztalken, und der Pechstein gar unter den Feuerkiesen, d. i. unter den Erd-Erden, deren Charakter eben dies seyn soll, daß sie den Elementen widerstehen. Der Honigstein, der gar keinen Kohlenstoff enthält, muß dennoch mit in diese Classe, weil er am Lichte seine Farbe verändert. — Nicht besser steht es mit den Feuer-Erden (Erzen). Als Merkmal derselben wird ihre Unauflöslichkeit, aber Schmelzbarkeit angegeben. Nun gibt es bekanntlich eine große Menge von Mineralien, die alle und mehrere ganz leicht und viel leichter als manche Metalle vorm Löthrohre in atmosphärischer Luft schmelzen, als Lasurstein, Ichthyophtalmit, Dipyre, Laumonit, Chabasie, Zeolith, Obsidian, Axinit, Vesuvian und mehrere andere. Warum werden nun diese Eigenschaften bei der Classification gar nicht berücksichtigt? Warum sind diese Mineralien in alle andere Classen, in die Kalk-Kalke, Talk-Thone, Erd-Kalke, Erz-Thone u. s. w. zerstreut worden? Wo ist da Einheit, Consequenz? — Im Allgemeinen sind die Charaktere der Classen, Ordnungen u. s. w. nichts weniger als genau, wie sich jeder durch Vergleichung davon überzeugen kann, und am leichtesten dann, wenn man es versucht, ein Mineral nach diesem Systeme genau zu bestimmen. Uns hingegen in den Stand zu setzen, nicht blos die bekannten, sondern auch neue Mineralien leicht und sicher zu classificiren, so daß die Verwechslung mit andern gehindert wird: dies ist eins der Haupterfordernisse eines guten Systems, um wie viel mehr eines solchen, das sich selbst das philosophische, das höchste, das allein wahre nennt, das der Natur selbst ihre Principien abgelauscht habe, das erkennt, wie Alles entstanden ist.

Sechstens. Das System verspricht uns zwar eine Entwickelungsgeschichte des Planeten, vernachlässigt es aber, die einzelnen Epochen dieser Geschichte anzugeben und zu berichten, was jeder eigenthümlich ist, und wie wir uns die Entstehung der einzelnen Mineralien aus den Elementen zu denken haben. Nach der Naturphilosophie S. 159 soll Alles mit Einem Schlage gegeben und determinirt seyn. Dies und was dort weiter von den Gebirgsarten, ihrer Lagerung und Entstehung gesagt wird, hat sich längst durch neuere Untersuchungen und Erfahrungen entweder

als falſch, oder wenigſtens als einſeitig und halbwahr gezeigt. Und in welchem dictatoriſchen Tone wird dennoch Alles vorgetragen! Wie ſehr vermißt man da den umſichtigen, ſorgfältig prüfenden Forſcher! Wie wenig Rückſicht wird dabei auf Erfahrung genommen, die hier gehört zu werden ſo ſehr verdient! Nur Eins ſtatt vieler. Bekanntlich kommen oft in einem kleinen Raume, ja in einem einzigen handgroßen Stücke eines gemengten Foſſils Mineralien aus ganz verſchiedenen Claſſen des naturphiloſophiſchen Syſtems vor. Kann man ſich nun wohl denken, in dem einen Cubikzolle des Materials habe das Feuer, in dem andern das Waſſer oder die Luft vorgewaltet? zumal da Alles mit Einem Schlage geſchehen ſeyn ſoll! Oder wie ſoll man ſich das Entſtehen der Irden denken? Wer, der nicht die Natur nach einem Schema a priori conſtruirt, würde wohl darauf verfallen, die Quarze unter die Kies-Kieſe, den Jaſpis, Feuerſtein, Praſem, Chalcedon u. d. g. unter die Waſſer-Kieſe zu zählen? die, weil ſie eben ſo gut wie jene faſt nur aus Kieſelerde beſtehen, ſich auch naturhiſtoriſch gleich verhalten und nicht auseinandergeriſſen werden dürfen. Der Tropfſtein ſoll („Naturgeſchichte", S. 175) durch allmäliges Herabſickern des Waſſers entſtehen. Ohne Widerrede mußte er deßhalb unter die Waſſer-Irden geſetzt werden. Man traut ſeinen Augen kaum, ihn unter den Erz-Erden (die dem Feuer verwandt ſeyn ſollen), und zwar unter den Feuer-Kalken zu finden. Und warum? Weil er viel Kalkerde enthält. Nur Herr Bl., der freilich blos gläubig nachbetet, nimmt hieran keinen Anſtoß, und hat ſogar die Kühnheit, zu behaupten, das Syſtem nehme nicht auf die chemiſchen Charaktere Rückſicht! — Die Erze ſollen durch Feuer entſtanden ſeyn. Bei der Geneſis des Erzes aber („Naturphil.", S. 175) wird des Feuers mit keiner Sylbe gedacht; es heißt dort: „Das Erz iſt ein Kind der Finſterniß. Zur Geneſis deſſelben (S. 176) gehört nicht blos Erde und Finſterniß, ſondern erdiges Waſſer und Luft. Es iſt der Geiſt der Erde; ſo wie die Erde ſelbſt wieder (S. 119) Gott ſelbſt als ganz einfache Poſition, ohne Heraustreten aus ſich ſelbſt." — Ein naives Geſtändniß, woraus uns die dunkle Tiefe und Unbehülflichkeit der Naturphiloſophie auf einmal begreiflich wird. Sie hat ſich hier unbewußt ſelbſt conſtruirt! Es iſt der Erdgeiſt ſelbſt, der Koboid, von dem die Bergleute glauben, daß ſein Athem den edelſten Silberblick weghauche, der uns in der Iſis in der eben nicht verführeriſchen Geſtalt des Herrn Bl. nekkend entgegentritt, um uns die Ausbeute zu verkümmern. Der gute Genius dagegen iſt dem Lichte verwandt, das er liebt und ſucht.

Siebentes. Endlich darf wohl auch bei einem neuen Sy-

ſteme die Sprache nicht ganz außer Acht gelaſſen werden. Bekanntlich hat die Naturphiloſophie ihre eigene Sprache und Grammatik, die ſie ebenfalls aus eignen Principien conſtruirt. Die Mineralogie iſt verhältnißmäßig dabei noch am beſten weggekommen. Die Jrd-Jrden, Kieskieſe, Brenze, das Wolfel, Geff, Kobelmulm, Wad-Plach, Kobel-Sprott, Osmel und Jrel ausgenommen, iſt das Uebrige deutlich. Welcher Deutſche aber, geſetzt auch er kenne ſeine Sprache gründlich, darf ſich rühmen zu verſtehen, was Mile, Keim-Wimmel, Rudel, Lunzen-Franſel, Gluchen, Bluppen, Manäten, Kuſen, Lungen-Schneilen, Geſchlechts-Fieken, Keim-Queiſe, Lunzen-Memeln, Kirner, Fleiſcher ꝛc. für Thiere, oder Matzen, Pöle, Volze, Petze, Fönne, Buffe, Lurren, Rimpeln, Mummeln u. d. g. für Pflanzen ſind? Unbegreiflich bleibt es, wie man uns zumuthen kann, dieſes aus allen Dialekten und Provincialismen meiſtens aus der Sprache gemeiner Leute zuſammengeleſene wirrwarre Kauderwälſch als die echte wiſſenſchaftliche Sprache hinzunehmen und dem Gedächtniſſe einzuprägen, ohne nur ein Wort zur Rechtfertigung dieſer Ausdrücke hinzuzufügen, was ſie bedeuten, wo ſie vorkommen, welche Autorität ſie für ſich haben.

Dies ſind meine Gründe. Der Leſer prüfe unbefangen, auf welcher Seite die Wahrheit iſt. Nur der Name des Verfaſſers dieſes Syſtems und die Wichtigkeit des Gegenſtandes haben bewirken können, daß ich mich mit Herrn Bl. einzulaſſen diesmal nicht unter mir gehalten habe.

Karl Friedrich Bachmann.

V.

Ueber die freckenhorſter Heberolle.

Jm Münſterland, nächſt der Stadt Warendorf, liegt ein adeliges, wir wiſſen nicht, ob jetzt ſäculariſirtes Fräuleinſtift, genannt Freckenhorſt, deſſen Stiftungsurkunde vom Jahr 851 in Kindlinger's „Münſterſchen Beiträgen", II, Nr. 2, zu leſen iſt. Von dieſem Stift hat Herr Dorow in ſeinem Werk: „Denkmal nordiſcher Sprache und Kunſt", Bonn, 1823, 1ſtes Heft, uns eine merkwürdige Heberolle, in niederdeutſcher Sprache, und wie angenommen

wurde, bereits aus der ersten Hälfte des 10ten Jahrhunderts, folglich in diesem Fall als eine ganz außerordentliche Sprachseltenheit mitgetheilt. Der allzu fehlerhafte erste Abdruck des Textes bewog Herrn Dorow, denselben durch Herrn Höfer berichtigt im zweiten und dritten Heft noch einmal zu geben, nebst Commentar und Worterklärung vom Herrn Maßmann, denen das Zeugniß von großem Fleiß und einer schon ziemlich erworbenen Sprachkenntniß nicht zu versagen ist; nur daß man manchmal glauben möchte, Herr Maßmann habe diese Erklärungen oft zu reichlich und unter solcher Mehrzahl der Bedeutungen gegeben, daß sich die nicht besonders herausgehobene wahre und allein zutreffende nicht selten ganz mitten innen gleichsam verliert. Dem erklärenden Ortsregister, welches zuletzt noch ein Herr von Ledebur beigefügt, wäre die Vervollkommnung zu wünschen gewesen, daß es allenthalben auf Seite und Zeilen des Textes zurückgewiesen hätte, wo ein solcher Ortsname vorkommt, welcher jetzt, wenn man vom Register auf den Text zurückgehen will, nicht aufzufinden ist, ohne das Ganze zu durchlaufen. Wahrscheinlich hat dieses Register früher schon, und vor dem Druck der zweiten Ausgabe, bestanden, auf dessen Seiten es also auch nicht verweisen konnte.

Es ist nicht zu verwundern, wenn die Schwierigkeit des Textes noch einige Lücken zum Errathen offen gelassen, von welchen auch wir hier etliche auszufüllen, oder anderes zu ergänzen suchen wollen; und zwar:

S. 8 der zweiten Ausgabe *to tegothon*, verstehen wir hier nicht zum Zehnten, welches so gar nicht paßte, sondern: dem Dechant; auf dieselbe Art, wie es S. 31 abermals heißt: Decano.

S. 18 und mehrmal: to then *Neppinon* — Eine harte Nuß! — Wenn es in „Monumenti Ravennati", Venedig 1801, II, 272, unter'm Jahr 1161 heißt: resignat S. Agathae nappum argenteum ad ecclesiam, ubi voluit sepeliri; so könnte man etwa glauben, unter Neppinon wären vielleicht auch hier solche *Nappi* pro sepultura zu verstehen. Weil aber im Text to then Neppinon fast immer entgegensteht to then — Jungeron; (to then Neppenon — ande to then Almosen in Ganges themo Jungeremo; then Jungeron and 1. Malt to then Neppinon) und weil S. 18 den gimenon Jungeron namentlich erklärt wird mit *discipulis;* so sind wir geneigt, neben den Novizen-Schülern, den Jungeron, unter den Neppinon, Nevinnen, im spätern Deutsch Nifteln, nicht minder die weiblichen Novizen-Schülerinnen zu verstehen, um so mehr, da das Kloster nach dem Stiftungsbrief auch wirklich hat bestehen sollen aus *filiis* und *filiabus*.

S. 20 *Eveninas* maltes haben wir, wo wir nicht irren,

ausdrücklich nicht erklärt gefunden: doch ergibt sich die Sache von selbst aus S. 35 als *Aveninas*, Habermalz, im Gegensatz des *Gerstinas maltes*, Gerstenmalz; desgleichen XXVIII. *brac.* ordei, et XXVIII. *gemaltes*, d. i. bereits geschrotetes Malz; aus welchem allen nebenbei auch zu entnehmen, wie wesentlich maltes, Malz, von Malter zu unterscheiden sey.

S. 23 ende thiu Anger; da diese Anger zur Weinfahrt bestimmt sind, so könnten es wohl die Anker, die Weinmaße oder Gefäße seyn, daher heut zu Tag noch ein Anker Wein. Bei Kindlinger II. 113 kommen zwar unter den Einkünften der Corveyer Küsterei auch Anguillae vor. Uns gefiel aber doch Obiges besser.

S. 27. „Van jed wethero *Stida* ses Sculd-Laken." Stida ist hier wohl Stige, ein Maß von 20. Also vielleicht eine Ladung von 20 Stück Tuch. Aber was sind eben daselbst in S. 28 ff. die Sculd-Laken? Es kommen vor S. 27 Linnen Laken thero Samnanges, d. i. Laken für die Conventualen, und Sculd-Laken für die Schüler. Bei Kindlinger, II, 98, findet sich aber: „Es ergibt sich von selbst, daß nicht alle Höfe zur Lieferung der nöthigen Leinwand oder des Flachses verpflichtet waren, sofern die Lage nicht zum Flachsbau geschickt war. Daher lieferten einige wollene Laken, statt Leinwand;" und eine solche Lieferung, glauben wir, hieß „Sculd", Servitium; daher bei Kindlinger, III, 123, pro *Lino* absque *Servitio*, d. i. „für die Linnenlaken, ohne die Sculd-Laken."

S. 28. „Mezas Kopa an thiu Winfard" = von Mezagium, ein monatlicher Getraidbedarf! (s. Dufresne) ungefähr auf eine solche Zeit der Weinfahrt ausreichend." Mezas Kopa, erklärt durch Methes Kauf, würde uns weniger zusagen.

S. 20. Punt Rocke, als Pfund Rocken geht uns nicht ein. Denn was wäre z. B. S. 31 zwei Pfund Rocken, und gar vollends die Nichtswürdigkeit Ein Pfund Rogge? Eher noch wollten wir gelten lassen Zehnt Pfunde — (s. Möser's „Osnabr. Geschichte", 1768, Einl. S. 265). Wir halten aber für Bund Roggen, Garben, die man wahrscheinlich wegen des Strohs verlangte; daher auch S. 4 X. Scok Garvans.

S. 33 läßt vieles unerklärt; als: a) pro *Necessario*; es sind dies die Retiraden der Frauen, wahrscheinlich mit zum Bad eingerichtet und mit dem Infirmario in Verbindung gesetzt. Daher wohl auch die Getraidabgaben zur Unterhaltung im guten Stand dazu, aus Stiftungen von Wohlthätern. b) the *Retton Pravendi;* eine Präbende — aber was sagt Retton? eine Rectors-, Pfarrers-Präbende, Ritter-, Reiter-, Rechen- oder Ritus-Präbende? — c) to themo *Meltheta* = etwa Malz-

haus — Malzhütte? — d) te *juctamon*? halten wir für Juchtenleder, Böhmiſch Guchta. In der Urkunde von 1090, die Verpflegung im Stift Freckenhorſt betreffend, kommen als ſchuldige Lieferungen vor: Pelles ovinae, und Coria bovina. Da nun die Heberolle nur der Schaffelle oder Häute erwähnt, ſo ſchließen wir, daß die Coria bovina unter den Juctamon, Juchten ſtecken; es fragt ſich nur, ob der Name und der Artikel Juchten ſchon ſo uralt und bekannt in Deutſchland geweſen? — welches wir vor der Hand für wahrſcheinlich halten, da der Pelz- und Lederhandel der Deutſchen mit Ungern, Rußland und Polen in die früheſten Zeiten zurückgeht. Zirngibl in ſeiner „Baierſchen Handelsgeſchichte" (Hiſtor. Abhandl. der Akad. d. Wiſſenſch. IV.) aus einer regensburger Lederer-Ordnung von 1379 an: „Lederwerk und Joch; wiewol dieſes der zuverläſſigere Geneiner in ſeiner „Chronik" lieſt Yrch, d. i. weißgegerbt. Sonſt könnte nach der Bergmannsſprache Jucht auch ein Kohlenmaß bedeuten.

S. 34. *Asna* = Thit is thiu Asna, thiu to themo Batho hored. — Daſſelbe mit *Asnagium*, die Eſelsfrohn, für's Bad, vermuthlich um das Holz herbeizuſchaffen. — Aesna, Aaneis heißt auch im Altgothiſchen der Tagelöhner — alſo doch immer auch eine Frohn.

Wir wenden uns aber jezt zu einem wichtigern Punct, nämlich zur Schätzung des wahren Alters dieſer niederdeutſchen Urkunde, welche die Herausgeber nach der alterthümlichen Geſtaltung der Schrift, der Eigenthümlichkeit ihrer Sprache, und weil ſie die darin vorkommenden Worte „pro *Imperatore* Nostro Henrico" gern auf König Heinrich I. beziehen möchten, in das 10te Jahrhundert, Nieſert gleichwohl, der dieſe Rolle in ſeine Beiträge zu einem Münſterſchen Urkundenbuch S. 581 auch aufgenommen, bereits ins 11te, wir aber noch weiter herunter ins 13te oder 14te verſetzen möchten.

Die Sache an ſich iſt nicht gleichgültig, weil ein ſolcher Fund die bisher in der Diplomatik und Sprachkunde angenommenen Perioden weſentlich verändern und zurückſetzen würde. Soll ſich der Kenner hierzu, allen bisherigen Unterſuchungen und Beobachtungen zuwider, entſchließen, ſo wird er verlangen dürfen, daß die vorgebrachten neuen Beiſpiele und Beweiſe die Angabe eines ſolchen Alters klar, beſtimmt und ausdrücklich an ſich, oder nach allen und jeden Kennzeichen der Graphik, Semiotik und Formuliſtik unbezweifelt in ſich tragen, und durchaus nirgend eine Spur ſpäterer Abkunft vorhanden ſey. So lang ein Beiſpiel für die bisherige Regel eine ganz wörtlich beſtimmte Angabe der Zeit vor ſich hat, dagegen durch ein für das Gegentheil aufgeführtes Beiſpiel dieſe Zeit nur durch künſtliche Argumentationen,

die wieder zu Jahrhunderten unter ſich abweichen, geſucht werden will, behält vor der Hand die bisherige Regel die Vermuthung für ſich, welches auch ſonſt in der Geſchichtsforſchung das Sicherſte bleibt. Denn laſſen wir uns vom bloßen Schein ergreifen und geben allzuleicht nach, ſo haben wir zu befürchten, daß uns alsbald ſchon längſt verworfene und als unecht anerkannte deutſche Urkunden wieder jure postliminii wollten aufgedrungen, oder neue Gebilde ſolcher Art zu Tag gefördert werden.

Wir ſind natürlich weit entfernt zu leugnen, daß es nicht noch weit ältere Monumente der deutſchen Sprache gibt, als ſelbſt dieſe freckenhorſter Heberolle (Notker, Otfried, Ulphilas); aber nur als Verſuche in Ueberſetzungen, Dichtungen, liturgiſchen Formeln, überhaupt nur in der Wiſſenſchaft, und durchaus nicht in der Geſtalt von Urkunden. Als Urkunde aber kann und muß wohl nicht, wie Herr Maßmann will, alle und jede Schrift gelten, die über irgend etwas Nachricht oder Kunde gibt; ſondern Urkunden nennen wir nur diejenigen, welche nach feſtſtehenden Gerichts- oder Rechtsformen, entweder von den Behörden im Bereich ihres Geſchäftskreiſes, oder auch von Privatperſonen, zu Befeſtigung ihrer Rechte oder Schuldigkeiten an Dritte ausgefertigt worden ſind (öffentliche und Privaturkunden). Solche Urkunden aber deutſch abzufaſſen, war für einen gewiſſen Zeitraum beinah eine Unmöglichkeit, weil die Formularien, die Protocolle, die Ingroſſationsbücher lateiniſch geweſen, die Civilgerichte lateiniſch verfügten, und die deutſche Sprache in der Canzlei handzuhaben nur die Aufgabe für ein ganz außerordentliches und unbefangenes Talent geweſen wäre. Daher erſcheinen auch die älteſten deutſchen Urkunden, z. E. in Baiern vom Jahr 1240 (ſ. Regesta II, 302; gedruckt bei Lünig P. spec. Cont. IV, I, 1150; Wagenſeil's „Magazin von und für Schwaben", II, 1, folglich noch älter, als die von Hrn. Maßmann aus Kindlinger angeführte Urkunde von 1251) als einzeln daſtehende, außergewöhnliche Liebhabersverſuche, in einer beinahe dichteriſchen Sprache. Die von Hrn. Maßmann S. 118 gleichfalls angeführte deutſche Theilungsurkunde des baierſchen Landes vom Jahr 1170 ſollte einen, der dem baierſchen Reichsarchiv vorgeſtanden, freilich ſtutzig machen, weil ihm von einer ſolchen baierſchen Landestheilung im Jahr 1170 (das müßte ja noch eine welfiſche ſeyn!) bisher nie das Mindeſte bekannt geworden, und er dieſes deutſche Hauptdokument nie mit einem Aug' geſehen. Dieſe arge Täuſchung löſt ſich inzwiſchen damit, daß Hund im baierſchen Stammbuch I, 358 einen waldeckiſchen Theilungsbrief liefert, mit der Aufſchrift von 1170. Da aber in der Geſchlechtstafel S. 350

der Aussteller dieser Theilungsurkunde, Hr. Ott von Waldeck als der nämliche bezeichnet wird, der im Jahr 1301 die Schwaig zu Hausheim dem Stift Schliersee vermacht; so findet sich, abgesehen vom übrigen ganz neuen Inhalt der Urkunde und ihrer Zeugenschaft, daß die Aufschrift der Urkunde statt 1170 heißen mußte „1270", und das Datum selbst, statt unrichtig tausend Jat vnd hundert Jar, in dem siebenzigsten, richtiger zu lesen war „tausend Jar ewo (zwo) hundert Jar" u. s. w. Eine ähnliche Beschaffenheit wird es wohl noch mit mehrern andern angeblich deutschen Urkunden von 1134, 1158 u. s. f. aus den braunschweigischen Landen (s. Scheller's „Bücherkunde") haben, und zwar bei diesen meistens diese, daß sie nur die spätern deutschen Uebersetzungen der lateinischen Originale waren. Die bisher so berühmten braunschweigischen Diplomaten und Literatoren würden uns außerdem schon mit dieser Seltenheit tractirt haben.

Dieses vorausgeschickt vermeinen wir unsern Zweifel über das angegebene hohe Alter der freckenhorster deutschen Heberollen nach nachfolgenden einzelnen Puncten begründen zu dürfen:

1) In Ansicht der Schrift. Dergleichen haben wir, nach dem gegebenen Facsimile zu urtheilen, noch häufig genug bei den Urkunden des 12ten und 13ten Jahrhunderts in den fränkischen und baierschen Archiven angetroffen; und selbst noch später; nicht zu gedenken, daß die Schriftzüge, besonders in den Klöstern, und bei dem handwerksmäßig betriebenen Bücherabschreiben, in Jahrhunderte hinein bei dem uralten Muster verblieben sind, während die herumwandernden und mit Ausländern besetzten Canzleien der weltlichen Regenten die Moden der Schriften allerdings schneller wechselten.

2) Die Sprache der Heberollen hat allerdings sehr alte Biegungen, besonders in ihren Declinationen; aber auch wieder solche Wortgebilde, welche die Sprachabnutzung einer viel spätern Zeit verrathen. Sie ist ein Gemisch von alter Schriftsprache, neben einem platten Volksdialekt, wo man nicht begreift, wie beide aus einem Guß hätten fließen können, wofern man nicht als das Natürlichste annimmt, daß die Ursprache der Heberollen die lateinische war, welche ein fleißiger Mönchsbruder, zum bessern Gebrauch der Jungfrauen, ins Deutsche überzutragen unternahm, bald nach dem Muster der Otfriedischen, Notkerischen und anderer Uebersetzungen, hauptsächlich vielleicht der niederdeutschen Evangelienharmonie, und wo ihn diese verließen, so gut es ging, nach seinem eigenen Sprachgebrauch, mit vielfältiger Beibehaltung oder Einschaltung der lateinischen Urworte: pro Decano, Archipresbytero, pro Discipulis, pro Necessario,

Aveninas (das ihm beinahe unüberſetzbar ſchien) Bracia, Ordeum, pro Imperatore Nostro, ad Pisces, die Kirchenfeſte u. ſ. w.

3) Verräth auch an ſich ſchon der allgemeine Inhalt der Urkunde eine ſo vorgerückte und weit ausgebildete Landwirthſchaft, die man wohl ſchwerlich zu ſo früher Zeit ſchon in Weſtfalen, und noch dazu bei armen und neu angehenden Klöſtern, vollends gar Frauenklöſtern, ſuchen ſollte; als da ſind Leinwand, nach verſchiedener Abſtufung, zu jener Zeit doch noch gar nicht ſo gemein und im Gebrauch, Bräuereien, Weinfahrten, Dörfer, Vorwerke, Viehhäuſer, Speicher, Maier, eigene Schmidte ꝛc.

4) Insbeſondere iſt ſehr auffallend die Rechnung nach Schillingen und Pfennigen. In den älteſten Urkunden kommen zwar ſchon vor Solidi und Denarii, gleichbedeutend mit dieſen auch Nummi, welche im Glossarium des Rabanus Maurus (Ekhart Commen. II, 960) und bei Otfried C. III, c. 14, 182 als Pfenthing, Penthing, angeblich Pfündling, von Pfund Geldes, umſchrieben werden, nicht ſowohl als wenn ſie ſich das Daſeyn einer ſolchen Rechnungsweiſe, Pfenthing genannt, wirklich gedacht, ſo wenig als Dr. Luther in ſeiner Ueberſetzung einen Silberling, oder Otfried, wenn er anderwärts wieder die Nummos als Schatz überſetzt; ſondern nur um die Idee einer Theilmünze des Solidus auszudrücken. Daß aber kleine Münzen, unter dem ausdrücklichen Namen von Pfennigen, den man bisher von der Münzpfanne hergeleitet, aus welchem die Hohlpfennige gegoſſen und dann auf einer Seite geſtempelt worden, wirklich vor dem 12ten Jahrhundert irgendwo in Species, und vollends gar in Rechnung vorkommen, wird wohl ſchwer zu erweiſen ſeyn. Pfennige, welche das Zeitalter der ſächſiſchen Kaiſer oder das eifte Jahrhundert überſteigen, haben nach Köhler's „Münzbeluſt.", II, 299, IV, 289, noch nirgend nachgewieſen werden können. Im Brandenburgiſchen kommen ſie, nach Möhſen, ebenfalls erſt im 12ten oder eigentlich 13ten Jahrhundert vor. Der älteſte Pfennig im Fuldaiſchen iſt von einem Abt Konrad, alſo, wenn es Konrad der erſte ſeyn ſollte, doch nicht eher als zwiſchen 1134 — 1140; wahrſcheinlicher aber unter Abt Konrad II., erſt ums Jahr 1177 (ſ. Schneider's „Buchonia"). Eine der älteſten Urkunden in Süddeutſchland, welche den Namen der Pfennige gebraucht, wird der Schwabenſpiegel ſeyn. Eine Conſtitution K. Friedrichs II., in Hirſch's „Münzarchiv", I, 13, hat zwar das Wort Pfennig, aber nur als Ueberſetzung aus dem Latein, Denarius; und ſo folgt auch aus den Pfenningen und Schilling-Pfennigen der freckenhorſter Heberollen entweder, daß ſie nur deutſche Ueberſetzungsnamen aus einem urſprünglich lateiniſchen Original (Solidus, Denarius) ſind; oder daß die

deutsche Heberolle überhaupt herunter in die Zeit gerückt werden müsse, wo es wirklich Pfenninge gegeben hat.

5) Nicht minder lassen die in der Urkunde aufgeführten Feste Stoff zum Zweifeln übrig. Es kommt vor ein Fest der Kreuzeserfindung, to then Cruce Unikon (invention), welches nach Martin Gerbert vetus Liturgia p. 867 im ganzen Erzstift Köln früher gar nicht üblich war, und erst in den jüngern Liturgien gefunden werden soll. Die freckenhorster Urkunde, welche das Fest schon kennt, weist also nicht auf eine ganz alte Zeit zurück. Dieselbe hat auch Johannes Baptista (Medden Sumera), welcher Feiertag in Deutschland vor 1022 nicht üblich war (s. Gerbert), obwohl er allerdings schon in den Capitularien Karls des Großen, vielleicht nur für Frankreich, oder für einen andern Tag, als den 24. Juni, z. B. depositio 28. Januar, Capitis Inventio 24. Februar, oder wahrscheinlicher Conceptio 24. September galt. Endlich findet sich noch ein Festum *Coena Domini;* wir wollen nicht behaupten, der Fronleichnamstag, denn das ginge gar zu weit herunter; also doch auf alle Fälle der grüne Donnerstag, ein Tag der noch nicht einmal im Jahr 1090 gefeiert wurde, von welchem Jahr wir eine Urkunde haben, worin der Bischof von Münster alle im Stift Freckenhorst zu beobachtenden Feiertage in einer langen Reihe aufzählt (s. Kindlinger, II, Nr. 10). Endlich, da die Nebenaltäre nicht gleich alle mit der Hauptkirche entstehen, sondern von einer Zeit zur andern, durch besondere Jahrstage und fromme Stiftungen, so deuten die vielen Nebenaltäre im Frauenstift, als St. Petronelle, Bartholomäus, Veit, S. Peter, Laurentius auf einen großen und langen Zwischenraum von dem ersten Stiftungsjahr 851. Man soll nur nach diesen Altarstiftungen in den Klosteracten weitere Nachsuche pflegen, so wird man bald der Sache auf ganz bestimmte Spuren kommen. Inzwischen, wenn dieses alles nicht wäre, so würde

6) die namentliche Erwähnung eines deutschen Hauses die Urkunde weit ins 13te Jahrhundert zurücksetzen; S. 8. „Van Sendinhorst van themo Dedeskon Hus" d. i. wegen Sendenhorst bezieht das Stift vom deutschen Haus; denn daß Dedeskon Hus und Dudeskon Hus wörtlich deutsches Haus heißen sollte, kann Hr. Maßmann selbst nicht in Abrede stellen, so gerne er auch von diesem unbeliebigen Wort durch versuchte anderweite Derivationen und alte Wundergeschichten abkommen möchte. Nun kommt zu allem diesen, daß zu allernächst wirklich ein deutsches Haus vorhanden war, nämlich zu Münster, welches sich mit dem Bischof im Jahr 1247 über mehrere Zehntbezüge in der Umgegend verglichen, und wobei namentlich als Zeugen mit erschei-

nen: *Lambertus de Vrekenhorst*, Fridericus Advocatus de *Warendorf* (ſ. Nieſert, S. 338).

7) Ein weiterer Grund, die freckenhorſter Heberolle für viel jünger zu halten, liegt in den aufgeführten Preiſen der Dinge, beſonders der Schweine. Von dieſen koſtete nach anderweiten Urkunden im Jahr 1106 das Stück ſechs Pfennige. Die Heberolle ſetzt ſie aber an zu acht, ja bis zu ſechzehn Pfennigen. Es iſt daher zu ſchließen, daß die Zeit, wo ein Schwein ſo viel koſtete, eine viel ſpätere geweſen ſeyn müſſe, und daß ſie auf alle Fälle nicht über das Jahr 1106 zurückgegangen. Es tritt aber dabei noch ein ganz merkwürdiger Umſtand ein. Nach einer Urkunde, wie Nieſert S. 368 glaubt, aus dem zwölften Jahrhundert, wollte das Stift überhaupt ſich gar nicht darauf einlaſſen, daß die Bauern, wie bisher, für ein Schwein nur acht Pfennige zu zahlen verlangten. Es leugnete ausdrücklich, daß hierüber ein Herkommen oder irgend eine Urkunde, aus welcher dieſer feſtgeſetzte Preis begründet werden könnte, vorhanden ſey. — Folglich hat man im zwölften Jahrhundert von jener Heberolle, die allerdings einen ſolchen Preis beſtimmt, „auf beiden Seiten noch gar nichts gewußt." Welch ein großer Zwiſchenraum mag nun aber dazwiſchen liegen bis zu der Zeit, wo das Stift endlich den Preis von acht Pfennigen fürs Stück anerkannt, und denſelben in ſeine eigene Heberolle eingetragen hat? Endlich

8) der allerletzte Gnadenſtoß möchte der Urkunde durch die chronologiſche Zuſammenſtellung der Kloſtererwerbungen beizubringen ſeyn. Der Stiftungsbrief von 851 nennt als die Ausſtattung des Stiftes in Gütern: das Caſtrum Freckenhorſt, ſodann Hoitmar, Fahrendorf, Huſen, Foberg. Im Jahr 1090 beſchwerte ſich das Stift, es müßte davon gar zu kümmerlich leben, und der Biſchof von Münſter legte namentlich zur Verbeſſerung der Tafel und Ankauf der Fiſche noch zu: 5 Höfe in Geſcher, 2 in Velen, 3 in Wamolo, ſodann noch die Güter zu Wartenhorſt und Balahorn (ſ. Kindlinger, II, Nr. 10). Die Heberolle, welche alle dieſe neuen Stiftungsgüter mit aufführt, ja dazu noch bei Geſcher und Velen die Note gemacht, *„ad Pisces"*, kann alſo durchaus nicht älter als die Erwerbung der Orte ſelber ſeyn. — Im Jahr 1224 läßt ſich der edle Hr. Witekind, Vogt von Retha, vom Stift Freckenhorſt für das ſo eben geſtiftete Kloſter Marienfeld abtreten das Gut zu Hundinken, und entſchädigt dafür das Stift Freckenhorſt aus ſeinen eigenen Gütern zu Velen an der Ems, Biriſon oder Berſen im Kirchſpiel Enningerloh, Mattenheim, Grouhorſt und Geſt (ſ. Kindlinger, III, Nr. 40). Alle dieſe Orte erſcheinen in der Heberolle, wohin ſie doch vor dem Jahr 1224 unmöglich hätten eingehen können. Auf dieſe Art würde ſich wohl aus dem

Stiftsarchiv selbst, von dem wir nicht wissen, wohin es gekommen, so wie aus den münsterschen und lippischen Urkunden, die wahre und allenthalben spätere Zeit der freckenhorster Stiftungen und Erwerbungen nachweisen lassen. Doch bleibt für unsern Zweck schon dieses genug; und können wir schließlich unter Imperatore Henrico *Nostro*, welches letzte Wort allerdings einen noch regierenden zu bezeichnen scheint, auf alle Fälle keinen andern verstehen, als der nach dem Jahr 1224 gelebt, wo uns denn kein anderer übrig bleibt als Kaiser Heinrich VII., zum Kaiser gekrönt den 29. Juni 1312, gestorben den 24. Aug. 1313; ja wir dürften vielleicht nach allem diesen gar noch behaupten, daß die Heberolle gerade in dieser Zwischenzeit von 1312 bis 1313 geschrieben worden sey.

VI.

Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten der Feldzüge von 1813 und 1814. Von C. v. W. Berlin, Mittler. 1825. Gr. 8.

Das „C. v. W." mit dem es stets begleitenden Motto „La critique est aisée, mais l'art est difficile" ist in der kriegsschriftstellerischen Welt so bekannt und geachtet, daß jeder denkende Soldat unter dem dicksten Haufen dicker Kriegsbücher voll Plan- und Schlachtzeichnungen, die der jährliche Meßkatalog ihm vorlegt, doch vorzugsweise nach den wenigen und dünnleibigen Broschüren greift, die jenes Symbol an der Stirn tragen. In den Schriften des königlich preußischen Generallieutenants und Chefs des Generalstabes der Armee, Herrn von Müffling — denn diesen bezeichnet jenes als Verfasser — vereinigt sich, zum großen Nutzen der militairischen Lesewelt, der geistvolle Schriftsteller mit dem theoretischen und praktischen Krieger im höhern Wortsinne. Und, wenn manches andere ausgezeichnete Talent, das damit gleichfalls Theorie und Erfahrung für die Kriegsführung verbindet, sich dennoch scheuen muß seine Ansichten unumwunden öffentlich auszusprechen, weil ihm der allerdings oft sehr zufällige Stempel des Berufs dazu durch einen hohen Militairrang fehlt, so hat Herr v. M. diese Rücksicht nicht zu nehmen. Daß er sie aber auch in keiner Hinsicht nimmt, daß er mit der selbständigsten Offenheit und doch mit Würde seine Ansichten, auch wo er wohl fürchten mußte da und dort anzustoßen (man betrachte nur seine

vorherigen Schriften über den Feldzug der preußisch-englisch-belgischen Armee 1815, und über den der schlesischen Armee 1813 u. s. f.) ausspricht: das ist es, was neben den bereits anerkannten Vorzügen seinen Werken den Charakter gibt, durch den sie sich von allen andern unserer neuesten Zeit über das Kriegsfach unterscheiden. So sagt in der Vorrede des vorliegenden Werkes — wir nennen die Broschüre mit Zuversicht ein Werk, weil es von einem schaffenden Geiste erzeugt wurde, während oftmals sogenannte Werke, d. h. dicke Bücher, nur compilatorisch-neptunischen Ursprunges sind — v. M.: „der Verfasser hat es überall nur mit der Sache, und nicht mit den Menschen zu thun. Sein Bestreben ging dahin, alles so zu betrachten, wie es wahrscheinlich nach einem Jahrhundert geschehen wird. Sollte er von den Begebenheiten der Jahre 1813 und 1814 anders geredet haben, als jetzt jedermann von der Zeit Ludwig's XIV. redet, so wäre es absichtlos und unbewußt geschehen. Fern sey es daher von ihm, seine Ansichten jetzt zurückzuhalten und sie kommenden Geschlechtern aufdringen zu wollen. Wer es unbequem findet seine Meinungen persönlich zu vertreten, sie erst dann auszusprechen wagt, wenn er keinen Widerspruch mehr erfahren kann, von dem muß die Nachwelt annehmen, daß er feig oder unwahr gewesen ist." Wir wollen des Autors letzten Satz hier auf sich beruhen lassen, er scheint uns zu der gezognen Schlußfolge nicht gerade zu berechtigen (indem es Ursachen geben kann, um gewisse Papiere erst herauszugeben, wenn die betheiligten Personen nicht mehr leben); uns ist es jedoch genug, deutlich ausgesprochen zu finden: daß wir hier reine, unumwundne Wahrheit zu erblicken hoffen können.

Ehe Rec. zu der Schrift sich näher wendet, sey es ihm erlaubt, einige Worte über den großen Gegenstand, den sie anregt, über Taktik und Strategie unserer Zeit zu sagen, und in allgemeinen Zügen den Standpunct zu bezeichnen, auf welchem diese beiden innigst verbundenen Schwestern uns jetzt zu stehen scheinen. Wir streben dadurch den Wünschen des Herrn Redacteurs dieses kritischen Jahrbuches zu entsprechen, zugleich aber auch manchem günstigen Leser, der nicht vom Fache ist, hierüber nicht sowohl eine gelehrte als vielmehr deutliche Idee zu geben; denn leider sind Gelehrtheit und Deutlichkeit keine einander so treuen Geschwister als die oben erwähnten. Zuvörderst dürfte es nöthig seyn den Begriff dessen, was man unter beiden Wissenschaften (eigentlich sind es mehr Künste, denn es kommt bei ihnen weit mehr auf's Können als auf's Wissen an) versteht, festzustellen. Wir wollen uns dabei nicht unnöthig plagen und die verschiedenen, immer unzureichenden Definitionen noch um eine

ſolche mehren, die darüber ſeit Bülow erſchienen ſind. Es wird hinreichen die Sache aus ſich ſelbſt zu erklären: Die Führung des Krieges erfordert ſowohl Bewegungen, Märſche, Ruhepuncte, Läger, Stellungen, Entſendungen, Zuſammenziehungen, Uebergänge über Waſſer und Gebirge; als Recognoscirungen, Belagerungen, Vertheidigungen, Gefechte und Schlachten. Bei jenen kann es unvermutheter Weiſe, z. B. bei einem Nachtmarſche oder Ueberfalle zum Gefechte kommen, und während dieſer geſchehen wieder jedesmal Bewegungen, Märſche und Stellungen; ſo daß beide ſo in einander greifen, daß man ſie niemals von einander gänzlich in der Theorie trennen kann. Nun aber verſteht man in neuerer Zeit unter der Taktik alles was unmittelbar zum Gefecht gehört und zunächſt auf dieſes Bezug hat; Strategie dagegen begreift alle Dinge unter ſich, welche ſich zwar auf den Krieg, aber nicht unmittelbar auf's Gefechte beziehen. Dennoch iſt für beide große Kriegszweige immer noch die entſprechendſte und zugleich populärſte Bezeichnung, daß: die Taktik alle Bewegungen ꝛc. (ſo wie das Gefecht ſelbſt) innerhalb der Kanonenſchußweite, die Strategie diejenigen, die ſämmtlich außer derſelben geſchehen, umfaßt. Die Taktik ſtellt ſich alſo mehr als eine Praxis des Augenblicks, die Strategie als eine ſolche dar, welche ſich eher in gewiſſe Regeln faſſen und alſo wohl auch gelehrt und erlernt werden kann. Wenn zu beiden allerdings Kenntniſſe erfordert werden, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß bei jener die Intelligenz des Heerführers, die Geiſtesgegenwart, in größerem Grade, bei dieſer dagegen die ausgebreitetere Wiſſenſchaft nöthiger iſt. Und dieſe im Allgemeinen gegründete Wahrheit hat im Beſondern, wenigſtens noch vor etwa dreißig Jahren, die ſonderbare Idee erzeugt: daß man ein großer Feldherr als Stratege in der Stube ſeyn, und durch die künſtlichſten Manövers, die man zugleich als den Triumph der neuern Kriegskunſt betrachtete, den Feind ſchlagen könne. Gefechte, ſelbſt Schlachten, meinten ſolche ſublime Kriegskünſtler, wären nur rohe Aeußerungen der Kriegskunſt, die, wenn man es nur recht ſtrategiſch verſtände, zwar wohl, aber ſelten vorkämen und keineswegs die Hauptſache entſchieden. So dachte Friedrich II. nicht; aber die deutſchen Heerführer dachten und handelten in den Rhein- und Revolutionskriegen ſo. Daher kam es denn, daß die von Friedrich nachgelaßne Taktik nichts mehr als eine Quälerei auf dem Exercierplatze wurde, und man, ſtatt ſie noch zur rechten entſcheidenden Zeit gegen die ungeübten Neufranken anzuwenden, ſich beſchäftigte faſt Jahre lang Mainz zu belagern, ſich erſt überall gelehrt baſiren zu wollen, und Schlachten — wie Kaiſerslautern, — ohne rechten Nutzen davon zu ziehen, zu gewinnen. Dieſe friedliche Kriegsführung, in der

die Lazarethe und Aerzte weit mehr tödteten als die Kugeln, ging dann in das Kordonsyſtem über, d. h. in eine ſchwache, ängſtliche, aber ausgedehnte Aufſtellungsart, die alles ſichern und decken ſollte, und nichts ſchützen konnte. Friedrich der Große hatte zu jenem Unweſen in ſeinem letzten Feldzuge die Entſchuldigung an die Hand gegeben; allein als er im J. 1778 in Böhmen ſtand, war es ihm nicht um den Krieg, ſondern um eine ehrenvolle Erhaltung des Friedens zu thun. Das bedachten jedoch die folgenden Heerführer nicht. Sie hatten Tempelhof's Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, die voller Schlachten iſt, ganz vergeſſen. Sie und ihre Nachfolger wurden aus ihrem ſtrategiſchen Kriege gar unſanft durch Napoleon geweckt. Wir wollen nicht näher an die traurigen Tage von Ulm und Jena erinnern; derſelbe Heros der ſie den Deutſchen bereitete, hat ihnen zuletzt unterliegen müſſen, hauptſächlich weil er in Rußland, getrieben von ſeiner Haſt zum Erobern, das Extrem auf der andern Seite beging, und während die Deutſchen am und über dem Rhein aus pedantiſcher Uebertreibung der Sicherung ihrer Operationsbaſis und dergl. nicht vom Fleck kamen, in einigen Wochen ganz Rußland ſein nennen wollte, weshalb er denn bei den Verluſten durch den Feind und mehr durch die Kälte zurückgetrieben, nirgends eine gegründete Standlinie (Baſis) fand; ſondern wacker um ſich ſchießend, auf einer Linie krank und verhungert noch eiliger hinauslaufen mußte, als er prahlend, wie immer, hineingedrungen war. Aber da trotz dem Napoleon ein neues Kriegsſyſtem geſchaffen hat, das noch lange beſtehen wird und muß, ſo iſt es nöthig deſſen Hauptzüge und die von dem Friedrichs II. darzulegen, weil allein hierdurch ein feſter Standpunct für die Würdigung der neueſten Kriegführung gewonnen werden kann. Napoleon war es, welcher die Taktik wieder in ihre alten Rechte einſetzte, die ſie ſo ausgezeichnet bei Friedrich behauptete; aber indem er es that, vernachläſſigte er die Strategie keineswegs. Was möglich durch letztere zu erreichen war, und es gelang ihm viel damit, das erreichte er. Wo der Knoten aber nicht vor ihr ſich aufſchürzte, da nahm er das ſchärfſte Schwert der Taktik und zerhieb ihn ſiegreich. Er zeigte wieder, daß bei einem ebenbürtigen Gegner, (die erſte Zeit fand er dieſe gar nicht oder kaum) die Strategie vorbereite, einleite, und die Taktik den letzten Schlag — im Großen genommen — thun müſſe. Und er ſtand in jener inſofern höher als Friedrich, als ſeine Armee weit größer, ſein Zweck viel umfaſſender war. Umſpinnend von weiten Fernen und aus zwei, drei Weltgegenden her dirigirte ſeine Strategie die verſchiedenen Armeecorps ſo, daß ſie an Einem Tage, zu Einer Stunde, in des überraſchten Feindes Flanke, vor der Front, und ſelbſt oft im Rücken erſchienen.

Des Gegners Hülfsquellen waren so mit einmal verstopft, abgeschnitten; seine Rückzugslinie bedroht, seine Uebergangspuncte in Feindes Gewalt, oft konnte er nicht einmal mehr sich durch schleunige Flucht retten. Entging er aber diesem schlimmen Falle, so war es auf Kosten ganzer Provinzen, und so ein Gewinn ohne Schlacht. Dies dürfte eher der Triumph der neuern Kriegskunst zu nennen seyn. Solche Strategie ist aller Verehrung werth, und eigentlich genau betrachtet, überwiegt sie die beste und glänzendste Taktik, weil ihre Resultate nicht so mancherlei Störungen und Zufällen als diese unterworfen sind. Die Taktik dagegen war bei Napoleon ein: Umgehen des Flügels oder Durchbrechen des Centrums, und Werfen der bereitgehaltnen Reserven auf den schwächsten oder erschütterten feindlichen Punct der Schlachtlinie. Hier scheint er uns, die Sachen wie sie sind betrachtet, hinter Friedrich zu stehen. Dieser mit seinem stets weit kleinern Heer als sein Gegner, während Napoleon fast immer viel stärker war, hielt es nahe am Feinde dicht beisammen, recognoscirte denselben so wie er an ihn traf, entwarf auf der Stelle seine Disposition und führte seine kleine Masse so geschickt gegen Daun, einen Gegner der Stellungen zu nehmen wußte, daß er ihn bald und fast immer auf eine neue Weise taktisch besiegte. — Als Napoleon bereits Deutschland durch seine physische und moralische Gewalt unterjocht hatte, wachte das Federheer der Scribenten auf und versuchte, (wie die Vorfahren die sogenannten gelehrten Feldzüge eines Turenne und Luxemburg secirt und geradeweges den Geist daraus verjagt hatten, was beiläufig gesagt Tempelhof mit Friedrichs Feldzügen auch nicht viel besser gemacht), es unterzog sich sogar nur dem alten unglücklichen Beginnen, das regste vielgestaltetste Lebensbild, den Krieg, „in spanische Stiefeln", durch Systeme und Lehrbücher darüber, auf neue Manier à la Napoléon einzuschnüren. Wer noch am leidlichsten schnürte war Jomini in seinem „Traité des grandes opérations militaires." Indeß gerade dieses oftmalige und stete Aendern der Grundsätze wie der daraus gefolgerten Regeln beweist nur zu deutlich, daß es weder ein feststehendes System der Strategie noch der Taktik gibt und je geben wird. Allerdings gibt es einzelne allgemeine Regeln für beide Zweige der Feldherrnkunde, aber das Zeitalter wie der jedesmalige besondere Fall wird sie modificiren müssen, um sie mit Vortheil anzuwenden. Jedoch es gab noch tiefsinnigere Militairs, die in der Strategie das waren, was die Adepten unter den Chemikern sind. Solche raunten sich geheimnißvoll in's Ohr: daß Napoleon erst nur das Messer in Carnot's Hand gewesen sey, späterhin aber ihm die Strategie in Berthier's Gestalt zur Seite geritten. Letzteres wäre wenigstens eher möglich gewe-

ſen, als jenes, obgleich eines ſo unwahr als das andere iſt. Daß Carnot zu den frühern Siegen der republikaniſchen Feldherrn weſentlich beigetragen, daß er ganz en gros die Grundriſſe zu den Operationen ihnen vorgezeichnet hat, wird kein Unterrichteter leugnen; aber das Ausführen, auch das Ausführen des ſtrategiſchen Theiles jenes gewaltigen Ganzen hing immer von den Obergeneralen der verſchiedenen Armeen ab. Carnot konnte mit ſeiner Strategie in Paris ſo wenig Jourdan's ſtrategiſche Fehler ungeſchehn, als Moreau's, Pichegru's, Napoleons ſtrategiſche und taktiſche Großthaten (letztere fallen mehr in die Augen, weil es knallt und Blut fließt) geſchehen machen. Vielleicht iſt in neueſter Zeit ein Fall geſehen worden, der dem damals vorgefabelten und längſt als unwahr erkannten von Napoleon und Berthier gleicht. Der Leſer wird ihn ohne unſere nähere Bezeichnung erkennen; er war jedoch eine der ſeltnen Ausnahmen von der Regel und ſchwerlich dürfte er mit gleich glücklichem Erfolge wieder vorkommen. In der neueſten Kriegsführung (ſeit Napoleon), noch mehr ſelbſt als in der neuern (der Friedrich's II.), können Taktik und Strategie weder ſo von einander ſich trennen, daß zwei verſchiedene Perſonen gleichſam der einen und der andern vorſtehen könnten, noch erlaubt die rapide Weiſe, mit der man in jeder Jahreszeit zu Werke geht, und die ungeheuern Maſſen, welche ſammt ihrem Material dabei agiren, die geringſte Zertheilung in ſolcher Art. Um aber den Geſchäftsgang des Krieges, ſo möchten wir es nennen, nirgends aufzuhalten und es dahin zu bringen, daß die großen Maßregeln des Heerführers, die natürlich eine unendliche Menge Details erzeugen, die alle bedacht und ausgeführt werden müſſen, ſo ſchnell ſeinen Armeen mitgetheilt werden als das Blut im Körper circulirt, iſt eine ſchon von früherer Zeit her nur ſehr unvollkommne Maßregel von Napoleon ergriffen und in ſeiner genialen Weiſe ausgeführt worden, die allein es möglich machte, daß alle dieſe zahlreichen Heere gleichſam wie durch eine Dampfmaſchine ſo ſicher und geräuſchlos von ihm geleitet wurden. Dies war der Generalſtab, mit Berthier dem Urbild eines Chefs davon an der Spitze. Wie der franzöſiſche Kaiſer ſeine Heere in einzelne Armeecorps zerlegt hatte, um jenen die taktiſche und ſtrategiſche Beweglichkeit zu geben, ohne welche viele Hunderttauſende ein ſich ſelbſt hinderndes Chaos im Marſch und in der Schlacht geworden; ſo vertheilte er den Geſchäftsgang, ja ſelbſt die meiſten Befehle im Donner des Gefechtes in dieſen Zweig, und ihm ſelbſt blieb ſo die Zeit, alles zu überblicken, alles wie auf dem Schachbret zu leiten. Wenn man von dem neueſten Zuſtand der Kriegsführung ſpricht, ſo wird gewöhnlich vergeſſen, daß der Generalſtab, wie er jetzt iſt, ſicher mit zu den Vervollkommnungen der-

ſelben gehört und bei der übergroßen Streiterzahl durchaus erforderlich iſt. Rec. gibt gern zu, daß weder Alexander der Große noch Julius Cäſar einen Generalſtab gehabt haben mögen; allein damals waren die Kriegsbedürfniſſe auch nicht ſo künſtlich geſtaltet, und kein Schießpulver exiſtirte. Wie dies aber mit dem Generalſtabe zuſammenhängt, iſt hier zu weitläufig, zumal es ſich mit auf die Nationalität der Völker, den Unterſchied der Jahrhunderte gründet, auseinanderzuſetzen. Daß nun der Chef des Generalſtabes bei einer Armee im Felde nach dem Feldherrn ſelbſt die wichtigſte Perſon iſt, wer wird dies leugnen wollen? Freilich ſind meiſt die kommandirenden Generale der Armeecorps in der Anciennetät älter, weil ſie ſelbſtändiger zu handeln haben als der Generalſtabschef, und dieſer doch immer „in Rom" der Zweite iſt; allein trotz dem muß ja dieſer faſt die geiſtige Hälfte ſeines Feldherrn ſeyn, er muß ihn ſchnell und ganz verſtehen, auf manches aufmerkſam machen, und mit raſtloſer Mühe und Sachkenntniß das Theoretiſche und Praktiſche einleiten, was der Heerführer bezwecken will. Es ſpringt in's Auge, daß ſolch ein Mann der Wiſſenſchaft nicht entbehren kann, während es recht gut möglich iſt, daß der Oberfeldherr ein großer General durch ſeine Vernunftſchärfe, Kriegserfahrung, Terrainblick und Feſtigkeit des Willens ſeyn kann. Weil nun aber die Laien ſich unter einem ſiegreichen Feldherrn gewöhnlich einen Halbgott vorſtellen, und die Sublimen verlangen, daß er dies ſeyn ſoll; ſo entſtehen ſolche ſonderbare Meinungen, pflanzen ſich fort und ſetzen ſich feſt, als da ſind: daß die Strategie das Kriegsgeheimniß ausmache und ein rechter Feldherr den Krieg ſchon durch den Operationsplan im Cabinet gewönne. Sehen ſie nun vollends, daß der Chef des Generalſtabes ein geſchickter, wiſſenſchaftlicher Mann iſt; dann denken ſie nicht, daß er deſto beſſer ſeinem verwickelten und wichtigen Poſten vorſtehen wird, ſondern daß Er die Sache macht und der Obergeneral nur ſo figurirt. — Schon im ſiebenjährigen Kriege ging die Rede und hat ſich beſtens erhalten, daß der ſiegreiche Herzog Ferdinand von Braunſchweig dem Herrn von Weſtphal ſeinen Ruhm verdanke, und in neueſter Zeit gibt es Leute, welche glauben, daß Wellington die Franzoſen niemals in Spanien und bei Waterloo geſchlagen hätte, wäre nicht der Chef ſeines Stabes, Murray (engliſcher Generallieutenant), geweſen. Sie wiſſen freilich nicht, daß dieſer ausgezeichnete und gelehrte General gerade in Amerika war, als die Schlacht von Waterloo vorfiel, und noch weniger, daß Wellington mehr als irgend ein Feldherr von ſeinen Generalen nur Muth und blinden Gehorſam verlangt.

Indem wir zuletzt den unbeſiegten engliſchen Heerführer erwähnten, dürfte es eben ſo intereſſant als unſerm Zwecke angemeſ-

sen seyn, dem Kriegssystem das er befolgt einige Worte zu widmen. Während Friedrich und Napoleon ihre Kraft in der Offensive entwickelten, zeigt Wellington das Gegentheil. Jene lieferten Schlachten, griffen an und gewannen; er nimmt Schlachten an, vertheidigt sich und gewinnt. Gleich ein evidenter Fall für unsere Behauptung, daß durchaus nicht nur der Grundsatz, sondern selbst die allgemeinste Regel fast stets der Modification bedarf. Gewiß aber ist es, daß allgemein genommen es vortheilhafter ist anzugreifen und dadurch den Feind gleich von vorn an in den Vertheidigungsstand zu werfen. Es wird aber nicht fehlen, daß unsre Kriegskünstler, wenn sie nur erst darauf fallen, daß es mit Wellington sich so verhält, wie wir eben bemerkten, bald ein System aufstellen, worin sie lehren sich durchaus angreifen zu lassen, und dies als einen großen Gewinn für die Kriegskunde schildern werden. Sehen wir jetzt, wie Wellington's Kriegsmethode in Spanien und Belgien war: nur mit der größten Vorsicht setzte er sich gegen den Feind in Bewegung (die Ausnahme hierin vor Waterloo kann nicht als Regel gelten, denn dort wurde er — nämlich bei Quatre Bras — fast überfallen, so gut als Blücher) immer mit Rücksicht auf seine Magazinverpflegung, von der er sich mit der Hauptmasse der Armee nie entfernte. Festungen auf seinem Wege ließ er blokiren und selbst belagern, meistens zu zeitig stürmen, wodurch zwar oft der Zweck, doch mit großem Menschenverlust erreicht wurde. Obwohl gemessenen Schrittes und gehörig basirt, ließ er die edle Zeit doch nicht vor den Festen verstreichen. So gelangte er, gesammelt und genährt und in gutem Zustande, bis zu seinem strategischen Object (während Napoleon in seinen Feldzügen von allen Seiten darauf hinstürmte) d. i. bis zu dem Puncte, durch dessen Besitz er einen wesentlichen Vortheil erhielt, (z. B. die Uebergangspuncte eines Flusses oder Gebirges, die er in seine Gewalt bekam, eine volkreiche Stadt, die Vereinigung mit einem spanischen Truppencorps u. s. w.) Der Feind, der seine Absicht früher oder später errieth, konnte ihn nicht gewähren lassen, suchte es zu hindern und es kam zur Schlacht. Vor ihr aber zeigte sich das Eigne und in Wellington's Strategie so besonders Lobenswerthe, daß seine Märsche, seine Bewegungen so gut und so sicher eingeleitet waren und vollzogen wurden, daß er immer auf dem letzten Puncte eine Stellung nahm, welche, wenn die Gegner ihn in derselben ließen, über kurz oder lang seinem Zwecke die Hand bot; und so mußten sie sich entschließen ihn anzugreifen, da er es nicht that, weil er es nicht so augenblicklich nöthig hatte. In solcher Position nun erschien der Lord wie der Commandant einer belagerten Festung, wo die Truppen darin den Vortheil haben sich mit Wenigen gegen Viele erfolgvoll, und weniger dem feindlichen Feuer aus-

gesetzt zu vertheidigen. Und da solche Belagerungsschlacht nur höchstens etliche Tage dauern konnte, so gab sie dem Herzog alle die Vorzüge, die man in einer Festung die erste Zeit hat, ohne die Nachtheile, welche in die Länge auf Seiten der Belagerten zuletzt die Uebergabe nach sich ziehen. Seine Aufstellung zur Schlacht war folgender Gestalt: Das erste Treffen in Linie, zwei Glieder tief, in Position nach Maasgabe eines fast immer so wohl gewählten Terrains, daß der Zugang zu selbigem schwierig, und dem Vertheidiger durch abgestufte Anhöhen möglich war, mehrere Etagenfeuer übereinander zu bringen. Das zweite Treffen stand in nöthiger Entfernung hinter dem ersten in Colonnen, die besonders gehaltene Reserve aus den besten Truppen formirt, von einem entschloßnen General geführt, gesichert da aufgestellt, wo wahrscheinlich sie am nöthigsten seyn dürfte, d. h. bei dem schwächsten Puncte. Die Cavalerie hielt, wenigstens ihr Kern, zusammen und begab sich im Galopp dahin, wo sie verlangt wurde; die leichten Truppen (besondere Tirailleurregimenter hatte W. nicht und konnte überhaupt leichte Infanterie nicht leiden) waren in den Schluchten, Gehölzen ꝛc. vor Front und Flügel vertheilt. So erwartete der Feldherr ruhig den Angriff, mit seinem Perspectiv auf einem schnellen Rosse sitzend und seine Adjutanten bei sich. Sobald nun die angreifenden Colonnen die fernste Schußweite erreichten, wurden sie durch seine 9 Pfünder Batterien, und nur solche hatte er und damit kann man allerdings weit zuschießen, beschossen. Näher gekommen und diese Calamität überstanden, mehrte Wellington sein Artilleriefeuer, die Etagenfeuer der verschiedenen Anhöhen spielten und zugleich wagten sich die leichten Truppen gegen die Spitzen der Colonnen, wodurch sich ein heftiges Feuer so lange entspann, bis jene zu wanken oder Unordnungen zu verrathen schienen. Jetzt stürzte das erste Treffen selbst aus seinen verschanzten Linien auf diese Colonnen los, (was ihnen aber nicht gegenüber oder noch zur Seite stand, oder den eignen Kameraden zu Hülfe eilte, blieb dauernd ruhig auf den alten Posten), suchte sie von den drei vordern Seiten zu umfassen, dadurch am Aufmarsch zu hindern und warf die Tête auf die Queue, worauf solche Colonne natürlich chaotisch die Flucht ergriff und wenn Cavalerie dawar diese nachhieb, so wie die leichte Infanterie eine Strecke heftig verfolgte; dagegen kehrten die siegreichen Theile des ersten Treffens gleich wieder in ihre alte Stellung zurück. Auf diese und dem ganz ähnliche Art geht der Schlachtgang, bis der Gegner matt ist und Wellington nun den da und dort und zuletzt überall Geworfenen völlig zu verfolgen beginnt. Zu dieser Schlachtmethode, gegen welche selbst die alte Garde in Colonne, unter Napoleons Augen und Ney's Anführung, bei Waterloo nichts vermochte, sondern gerade so neben

Mont St. Jean behandelt wurde, als wir eben erzählt, mag wohl die Organisation der englischen Armee mit beitragen. Der englische Soldat ist, wie die ganze Nation, von der kaltblütigsten Tapferkeit und deshalb schon mehr zum Stehen und Vertheidigen geschaffen als die hitzige, welche wieder besser dem Angriff entspricht, des Türken und Franzosen. Dem Deutschen möchte Rec. beide Eigenschaften vereint, deshalb aber keine so eminent zugestehen, daher wird dieser sich in beiden Lagen auszeichnen, aber auch manchmal den Kürzern ziehn. Es versteht sich wohl, daß dies blos eine allgemeine Nationalbetrachtung ist, und Jahrhunderte dies oft längere Zeiten umgestalten, wie z. B. die Spanier vermöge ihres brütenden, rachgierigen Charakters sich am besten zum Partei-Gebirgskrieg schicken, und dennoch unter Karl V. in den flachsten Ländern Sieger waren. In zwei Schlachten in Spanien hat Wellington von seinem System eine Ausnahme gemacht und selbst angegriffen; wir nennen sie absichtlich nicht, um dem Leser dadurch, daß er sie erkennt, Gelegenheit zu geben, die Richtigkeit unserer Darlegungen zu untersuchen. Also auch hier wieder ein Beleg dafür, daß es keine unumstößliche Regel in der Kriegsführung gibt. Die Methode die der Lord so ruhmvoll befolgt hat, scheint uns aber keineswegs aus irgend einem abstracten Calcul hervorgegangen, sondern vielmehr das Resultat der praktischen Vernunft zu seyn. Seine Soldaten, tapfere Krieger, müssen der strengsten Disciplin unterworfen bleiben, weil sie nicht durch die Conscription zusammengebracht, sondern sämmtlich (natürlich mit Ausnahme der Officiere) aus der letzten Volksclasse sind; der erste Grund, weshalb eine schnelle Verfolgung zu Unordnungen führen würde. Das Verpflegungswesen, das überall Bezahlen aller Bedürfnisse, welches die Engländer stets thun und was so günstigen Einfluß hat, daß im letzten Kriege in Spanien selbst die Franzosen sich dazu entschlossen, ist der zweite Grund; denn bei zu raschem Vordringen können die Magazine nicht schnell genug nach, und eben so wenig findet man da, wo der Feind wüthete, gleich genug Lebensmittel für ein Heer zu kaufen. Endlich bestimmte den Herzog die Unzuverlässigkeit der spanischen Junta, theilweis auch ihre Generale und Truppen in verschiedenen Fällen dazu, vereint mit der Ueberzeugung, daß der größere Vortheil darin bestünde, den Krieg lieber in die Länge zu spielen, als das Geringste ohne die beste Wahrscheinlichkeit zu wagen. Er hatte in seinem Vorgänger, General Moore, ein warnendes Beispiel gehabt, und er wußte, daß das englische Ministerium ihm nur provisorisch das Commando anvertraut und nur durch sichere Erfolge veranlaßt werden könne es ihm zu bestätigen, weil er, wiewohl nicht Oberfeldherr (dies war Dalrymple), die fatale Convention

mit Junot mit unterzeichnete. Moore war getäuſcht worden, falſche Spione lockten ihn in die Falle, und die Franzoſen umringten ſein Heer. Da ergriff dieſer geniale General den einzigen Ausweg der ihm blieb, und der für ähnliche unglückliche ganz hoffnungsloſe Lagen ein Muſterbild iſt, wiewohl ungleich dem, das uns Ney, in Rußland abgeſchnitten, zeigt. Allein was auch nicht ſo glänzt, kann deshalb eben ſo großartig ſeyn. Die verſchiedenen Lagen ſind es, welche das verſchiedene Benehmen beſtimmen müſſen. Ney hatte einen kleinen, ganz mitgenommenen Haufen Kriegsvolk und den Zweck ſich möglichſt mit Napoleon zu vereinigen. Moore dagegen die ganze wohlerhaltene engliſche Armee, den Kern für Spaniens einſtige Befreiung, mit ſich und fand, getäuſcht, mit ihr im gebirgigen Terrain die Ausgänge vom Feinde ſo verſchloſſen, daß mit der ganzen Macht und ihrem Artillerie- und Fuhrweſentrain nicht durchzukommen war. Ihm leuchtete ein, daß er opfern müſſe um zu retten. Er zog die beſten Truppen aus der Armee heraus, vertraute ſie einem entſchloßnen General und befahl ihnen, ohne Aufenthalt zu marſchiren, Kranke und Matte, Kanonen, Wagen und was nicht fortkönne liegen zu laſſen, nur immer fort, und wenn es zuletzt einzeln ſey, wenn nur der Reſt nach Corunna käme. Er blieb bei den andern Truppen und ſuchte durch Gefechte jene Flucht zu erleichtern. Mit großem Verluſte kam in dem übelſten Zuſtande mit einer Handvoll Leute auch er endlich dort an, aber der Kern war gerettet, und — während faſt Alle eingeſchifft, Moore noch mit den Letzten ſich zur Deckung der Vollendung des Embarquements ſchlug, da traf ihn die verhängnißvolle Kugel am Ziel erfüllter Pflicht.

Nach dieſer Abſchweifung, welche jedoch nöthig ſchien um einleuchtender zu beweiſen, daß alle Lehrbücher der Welt über die Taktik und Strategie unzureichend ſind, müſſen wir eines theoretiſchen Hülfsmittels erwähnen, das weit beſſer als jene uns praktiſche Anweiſung für die Kriegsführung geben kann. Dies iſt die Kriegsgeſchichte. Wenn die Lehren der Taktik und Strategie ſich über die Elemente derſelben erheben (Elemente aber können ſolche Werke recht gut lehren, die muß jedoch eigentlich ſchon jeder denkende Soldat kennen, wenn er den großen Krieg betrachtend verſtehen lernen will), ſo verfallen ſie in's Schwankende und Uebertriebene; wenn dagegen die Geſchichte irgend eines Kriegs ſich vor unſerm Blicke entfaltet, ſehen wir wie es in der Wirklichkeit geweſen iſt, wir üben uns für den Krieg im Frieden, finden und vergleichen bei weiterem Nachdenken die mannichfaltigſten Ereigniſſe, ſpüren ihren Quellen nach und eignen uns die Gewöhnung an, in eintretenden Fällen ähnliche Beiſpiele unſerer Seele vorzuführen. Freilich muß die Geſchichte des Kriegs hiernach geſchrie-

ben seyn, und so ästhetisch und geschichtlich schön Schiller's Abfall der Niederlande oder dreißigjähriger Krieg verfaßt ist, so angenehm uns Archenholz's siebenjähriger Krieg unterhält, der Soldat wird als solcher wenig oder nichts aus ihnen lernen. Nimmt dieser dagegen Mathieu Dumas's „Précis des événemens militaires" und ähnliche Werke in die Hand, da wird es nicht fehlen, daß sich ihm neue Ansichten entwickeln, gute Kenntnisse zufließen. Verfolgt man nun, nach den besten Quellen, die Geschichte der europäischen Kriege seit Friedrich II. bis auf unsere Zeit, so wird sich nicht schwer die Veränderung zeigen, welche die Kriegskunst im Großen erlitten hat, und daraus mit Sicherheit der Standpunct bezeichnen lassen, auf dem sie sich jetzt befindet. Wir wollen das Letztere in Kürze versuchen und hierauf zu den Betrachtungen über die großen Operationen übergehen. In letztern werden wir uns vorzüglich darauf beschränken, was in dem Werk nach unserer Ansicht entweder irrig oder nicht völlig zureichend ist, zu bemerken, und da wir ganz in selbiges wegen seiner unbestreitbaren Wichtigkeit eingehn, bitten wir unsere Beurtheilung — wiewohl wir die beurtheilte Originalstelle jedesmal angeführt — möglichst mit dem Buche selbst zu vergleichen.

So lange als unter Friedrich noch blos Heere von höchstens 50 — 60,000 Mann in der Schlacht erschienen, — also wenig mehr als Ein Armeecorps unserer Zeit — konnte die Strategie weder so weit sich ausdehnen, noch eine so großartige Kunst, als sie später geworden ist, seyn. Sie bestand in wenig mehr als in der Entwerfung eines Operationsplanes für den Feldzug von etwa acht Monaten — März bis November — weil die Winterquartiere wenigstens viere wegnahmen. Der Zweck dieser acht Monate war die Eroberung irgend einer Provinz, wenn man die Offensive ergriffen, und die Behauptung militairisch wichtiger Puncte, wenn man zur Defensive sich genöthigt sah. In letzterm Falle galt es fast mehr Entwickelung des Talentes, denn es kam dabei mehr auf Märsche und Contremärsche, auf bedrohende oder sehr fest zu wählende Stellungen an, welche nicht umgangen werden konnten. So z. B. die des großen Friedrichs bei Schmottseifen, oder des Prinzen Heinrich Stellung, die sich von den Katzenhäusern bis Meißen erstreckte. Für wen würde eine solche in unsern Tagen nicht zu umgehen seyn? Der siebenjährige Krieg ward aber deshalb gerade eine große praktische Lehre, weil nicht ein Theil fortwährend siegte wie Napoleon, sondern sich mehr ein Gleichgewicht, die physische Kraft im Kampfe mit der geistigen, darstellte, dessen Wagschalen abwechselnd sanken und stiegen, bis die letztere triumphirte. Und doch, hätte Daun nur immer

Schlachten geliefert, wenn er sie auch alle verlor, er wäre Sieger geblieben, weil Friedrich zuletzt keine Soldaten mehr gehabt haben würde, mit denen er ihn von neuem schlagen konnte. Alle Bewegungen aber, welche damals ein Heer machte, geschahen zwar in verschiedenen Abtheilungen, doch auf wenig getrenntem Raume; und war dies wirklich auch einmal anders, wie mit dem Corps von Lehwald und dem des Prinzen Heinrich, dann agirten diese wie gänzlich geschieden von des Königs Macht, und ihre ganze Uebereinstimmung bestand nur darin, diesen einen andern nahenden Feind vom Halse zu halten. Hierzu das Aushebungssystem und die Werbung gerechnet, die Magazinverpflegung und dadurch die großen Fuhrcolonnen, so sieht man ein, wie es sowohl unmöglich war das Heer sogleich beträchtlich zu verstärken, oft mühsam zu ersetzen, als wie die kleine Armee, welche die Taktik so beweglich gemacht, bei den Märschen doch mit tausend Hindernissen zu kämpfen hatte. Was endlich die Taktik selbst anbetrifft, so war sie für Infanterie und Cavalerie gegen die frühere Zeit sehr vervollkommnet, der eiserne Ladestock begünstigte das schnellere Feuer, und die Reiterei, welche Schlachten oft entschied, selbst gewann, stand unter Seidlitz als später nicht wieder erreichtes Muster. Die Artillerie dagegen hatte diese Beweglichkeit nicht und traf nur mittelmäßig, auch war ihre Zahl gegen später wenig bedeutend. Im Festungskriege wurden viele Fehler, sowohl bei der Belagerung als Vertheidigung begangen, im freien Felde aber verschanzte Lager mit Kunst und trefflicher Benutzung des Terrains angelegt. Meistentheils ließ sich die Schlachtlinie vom König ganz übersehen und so war er fähig das Gefecht, trotz seines kurzen Gesichts, überall an Ort und Stelle in wenig Zeit bereitend selbst zu leiten. Colonnen wurden nicht gebraucht, denn es war Platz und Beweglichkeit genug für die kleine Armee in der Front da, und die regelmäßigen und kunstgerechten Flankenmärsche Friedrichs, namentlich der treffenweise Abmarsch daraus, erleichterten ihm die taktische Umgehung sehr, da er dann nur einzuschwenken brauchte, sobald er in einem Winkel mit dem Angriffspuncte angelangt war, um diesen zu überflügeln. Hieraus ergibt sich, daß das Wesen der Kriegführung Friedrichs besonders besteht in: Werbungs-, Aushebungs- und Magazinsystem, mäßiger Truppenmenge, Zusammenhaltung derselben bis hin an den Feind, Recognoscirung, einfachem Angriff gegen den einen Flügel gerichtet, mehrentheils durch Flankenmarsch dahin, Truppenaufstellungen in Linie und zwei Treffen, die Cavalerie beisammen und von der entschiedensten Tüchtigkeit. Die Zwischenzeit von jener Periode bis dahin wo Napoleons Kriegskunst sich als festes System darstellte, liefert nur Fehler und Irrthümer, halbe Maßregeln und

schwankende Versuche. Doch machen davon Pichegru, Moreau, auch etwa Suwarow und andere, als leuchtende Meteore in der Verdunkelung, ehrenvolle Ausnahmen, und Carnot erhob zuerst durch seine kolossalen Pläne und die Art wie sie in's Leben traten, die Strategie zu der schwierigen Höhe, auf der sie jetzt, von Armeen von mehrern Hunderttausenden gehalten, sich befindet. Jene Feldherrn führten jedoch nicht die Gesammtmasse des einen Theiles an, weshalb sie auch auf längere Zeit in die Kriegskunst nicht einwirken konnten. Nur einen Obergeneral gab es, der, gehemmt auf mancherlei Art, dennoch seiner Kenntniß, seinem Geist und seiner Entschlossenheit verschiedne wichtige Erfolge verdankte, wir meinen den ruhmvollen Erzherzog Karl von Oestreich. Indeß Napoleon war Feldherr und Kaiser zugleich, genug um Sieger zu bleiben, ohne anderer Ursachen noch weitläufiger zu gedenken. In dem Conscriptionssystem, in dem Selbstverpflegungswesen, das die Schnelligkeit der Märsche ungemein begünstigte, in der großen Zahl der Krieger und dadurch Schaffen vieler Armeecorps, welche von fern sich nahend den Gegner ungewiß über das strategische Angriffsobject lassen, und hierdurch schon von Haus aus ihn in eine lähmende Defensive versetzen, und in veränderter Fechtart der Infanterie (durch Tirailleurs und Colonnen), Vermehrung, Verbesserung besonders der reitenden Artillerie, Durchbrechung des feindlichen Centrums — noch außer der Umgehung des Flügels hinzugekommen — endlich in völliger Ausbildung des Generalstabes, liegt das Charakteristische von Napoleons Kriegführung. Allein, seitdem dieser in Rußland dem Klima und dem Feinde weichen mußte, und hierauf die letzte Coalition entstand, die ihm Reich und Freiheit kostete, zeigten die Verbündeten, daß sie es nun auch verstanden, seine eignen Waffen gegen ihn zu kehren, sie gaben in vielen Fällen ihm nichts nach und standen, wenn auch vielleicht noch in taktischer Hinsicht, doch keineswegs mehr in strategischer hinter ihm zurück. Denn wenn er in jener noch excellirte, so übertrafen die Alliirten ihn in dieser, wobei sie allerdings durch ihre Massen unterstützt wurden, während er sich jetzt allein durch die Schnelligkeit seiner Märsche vervielfältigen konnte und es auch that. Aber dies schützte ihn nicht auf die Länge, zumal er politische Fehler beging und seine beharrliche Hartnäckigkeit nachtheiligen Einfluß auf seine Strategie gewann. Ward er in den Jahren 1812, 1813 und 1814 von Moskau bis Paris getrieben, so bedurfte es 1815 nur der zweiten Schlacht, um ihn völlig zu entwaffnen. Seine Gegner erkannten, daß er so gut Fehler begehen konnte als sie früherhin, freilich kleinere, aber deshalb nicht weniger erfolgvolle, auf deren Vermeidung es zuletzt doch allein im Kriege ankommt.

Man fing an, als der gefährliche Mann beseitigt war, über seine, über die eignen Fehler unparteiische und gründliche Betrachtungen anzustellen, und man fühlte und gestand es sich, daß die bisherige Art Kriege zu führen zwar große Erfolge, aber auch eben so große Verluste gewähre, daß man sie ganz so für die Folge nicht werde beibehalten können, weil sie zu große Anstrengungen aller Art koste — und so war es für die Theorie nur ein Schritt, um den gegenwärtigen Standpunct der Kriegführung in's Auge zu fassen und sich zu sagen: daß eine Reinigung der gröbsten Auswüchse von Napoleons System nöthig werde, und dies am sichersten dadurch geschehe: wenn man das Zeitgemäße davon behalte, nach den gemachten Erfahrungen ordne und bessere und das Gute und noch Brauchbare aus Friedrichs Kriegführung damit verbinde. Dies ist der Standpunct für die Strategie und Taktik der Gegenwart. Sie ist in der Ausführung zwar noch nicht darauf gestellt, wendet sich aber unverkennbar dahin. Um aber das Zeitgemäße gehörig zu würdigen, was am besten durch Rückblicke auf die nächste Vergangenheit, ihre Vorzüge, Widersprüche und Irrthümer, hier in militairischer Hinsicht, geschieht, ist es ein unendlicher Gewinn, wenn Männer wie unser Autor die Feder ergreifen und wie er es thut die Vergangenheit mit streng richtendem Blicke prüfen. „Drei Fragen", sagt er S. V, „beschäftigen uns: was geschah? und sie scheint durch das, was öffentlich bekannt gemacht worden ist, genügend gelöst. Was konnte geschehen? und diese Frage ist so umfassend, daß ihre gründliche vollständige Behandlung ein halbes Leben erfordern würde. Was mußte geschehen? beantwortet sich nach vollbrachtem Kriege, und in der Schreibstube, wo es nicht darauf ankommt ob die Aufgabe heute oder nach 8 Tagen gelöst ist, wo der ruhige Gebrauch der Karten und Bibliotheken, so wie der spätern Untersuchungen zu Statten kommt, viel leichter als es im ersten Augenblicke scheinen möchte. Was auf dem Felde zu wissen nöthig ist, um einen Beschluß zu fassen, kann nach der heutigen beschleunigten Kriegführung der Feldherr selten, fast nie mit eignen Augen sehen. Er muß forschen, schließen, errathen, combiniren, und daß er überall die Wahrheit treffe, ist ein so seltnes Glück, daß er darauf verzichten, daß er zufrieden seyn muß, wenn er sich ihr nur nähert. In der Schreibstube wird ein Urtheil nicht eher gefällt, als bis die Wahrheit in ihrem ganzen Umfange erkannt ist; ein Fehler, als Folge falscher Voraussetzungen, ist also dort unmöglich. In frühern Zeiten, in denen der wissenschaftliche Theil der Kriegskunst noch wenig ausgebildet war, wurden dergleichen Betrachtungen als Untersuchungen über die Feldherrn und über ihre Talente angesehen. Alle Mängel in der Ausführung der Opera-

tionen wurden ihm zugeschrieben, und das allgemeine Urtheil bezeichnete leicht diejenigen als unfähig, denen nachgewiesen werden konnte, daß sie etwas Besseres hätten thun können." Indem nun der Verf. die Feldzüge von 1813 und 1814 in Bezug auf die dritte Frage untersucht, so zeigt er, wo die Allirten, und wo Napoleon etwas Besseres hätte thun können, und findet Napoleon weit mehr als diese zu tadeln. Wie aber überall in den militairischen Schriften unsers Verfs. große Einsicht und Tiefe der Untersuchungen Hand in Hand gehet, und wenig Worte oft das aufklärende Resultat eines lange umfassenden Nachdenkens sind: so schildert er auch den Charakter der neuesten Kriegführung mit etlichen Federstrichen scharf und wahr S. VII also: „Die schwerfälligere Kriegführung früherer Zeiten entschuldigt diese Ansicht (daß nämlich die allgemeine Stimme die Feldherrn, die etwas Besseres thun konnten, als unfähig bezeichnete). Ein Feldherr war nicht in der Zeit eingeschränkt, welche er seinen Ueberlegungen und Untersuchungen widmete, er durfte den Grundsatz aussprechen, daß er alles erst mit eignen Augen sehen wolle, ehe er Beschlüsse fasse; wer solche Freiheiten hat und Gebrauch davon macht, von dem darf man allerdings erwarten, daß alle die Nachtheile, welche seine Zögerungen unausbleiblich über die Armee bringen, dadurch aufgewogen werden, daß alle seine Beschlüsse den Stempel der Wissenschaft tragen. So bequem ist es den Feldherren in den Jahren 1813 und 1814 nicht geworden. Die Zeit und Nothwendigkeit riß alles mit sich fort; Napoleon hatte durch seine großen Mittel den Völkern die kategorische Bedingung auferiegt, entweder seine Fessein zu tragen, oder mit Anstrengungen, welche über ihre Kräfte gingen, in den Kampf zu treten. Wenn aber diese Anstrengungen ihrer Natur nach nur eine kurze Dauer erlaubten, so war hiermit das alte methodische Kriegssystem aufgehoben, ein neues beschleunigtes trat an die Stelle, und die Armeen konnten nur Führer brauchen, welche begriffen hatten, daß sie allein das große Werk nicht auszuführen vermochten, daß sie auf den Willen und die Einsicht ihrer Armee vertrauen mußten, und daß das Uebel, welches durch die unausbleiblichen Fehler entstand, tausendfach aufgewogen würde durch die neu erschaffenen Kräfte, welche sich aus der Theilnahme und immer gesteigerten Beschleunigung bis zur Begeisterung entwickelten. Die Völker haben diese Verhältnisse bereits so vollständig erfaßt, daß sie weit davon entfernt sind, dem Feldhern für begangene Fehler Rechenschaft abzufordern, ja sie würden den Stein auf den werfen, der aus Besorgniß zu fehien, den Fehier der Zögerung begangen hätte. Wurden in früheren Zeiten die Betrachtungen über die großen Operationen bis zum Tode der Feldherren, welche com-

mandirt, oder bis zum Tode derer niedergelegt, welche sie geschrieben hatten, und wurde ihre Mittheilung dadurch der Generation entzogen, welche als mithandelnd das lebhafteste Interesse daran gewonnen haben würde, so besteht die Veranlassung zu einer solchen Zögerung in der jetzigen Zeit nicht mehr. Die heutige Kriegführung erfordert eine solche Masse von Intelligenz, daß die Commandirenden sich nur als einen Theil des großen Ganzen ansehen können; das Ganze kennt aber die kleinlichen Rücksichten verletzter oder befriedigter Eitelkeit nicht." Rec. findet in dieser trefflichen Schilderung für seine Meinung, daß die Kriegführung auf dem Punct stehe eine mittlere Stetigkeit zwischen Napoleons und Friedrichs Systemen derselben anzunehmen, folgende Belege, die der Autor berührt, ohne hierauf hindeuten zu wollen, nämlich: die beschleunigte Kriegführung der letzten Zeit ging über die gewöhnlichen Staatskräfte und konnte also nicht nur kurze Zeit blos dauern, sondern war gegen die Natur und hatte ihren Grund mit in dem allgemeinen Volksstreben, die Fesseln zu sprengen. Dieser Zweck ist erreicht, die freiwillige Anstrengung zu einem Kriege wird also sich nicht gleich wieder bis zur Begeisterung, ja vielleicht kaum in irgend einer Nation bis zur Lust erheben. Ferner, die unausbleiblichen Fehler der Feldherrn werden dann gleichfalls viel schädlicher werden, da sie ihren Ersatz nicht in den allgemeinen Kraftäußerungen der Nationen finden können. Also sagen wir, ist es sehr nöthig und wichtig, sich bei Zeiten nach einer Kriegführung umzusehen, welche zeitgemäß ist und doch nicht blos auf erst zu erwartende Dinge, als der Enthusiasmus, ungeheuere Menschenmenge ꝛc. sind, sich basirt. Daß aber Recens. sich unmöglich einbilden könne, er sähe dies allein ein, und nicht viel gründlicher, wie er, die noch lebenden hohen Häupter und Feldherrn, wird wohl ein Jeder ihm gern zutrauen. Bereits sieht man auch durch Werke, wie die „Grundsätze der Strategie" des Erzherzogs Karl, durch v. Valentini's „Lehre vom großen Kriege", so wie durch andere, welche neuerdings über Friedrichs II. Kriege herausgekommen, als z. B. die „Instructionen Friedrichs II. an seine Generale, mit Anmerkungen ꝛc." (man sagt es sey vom königl. preuß. Generalmajor v. Schütz) diese Bahn, mit und ohne Absicht, vorbereitend brechen. Indem wir den Ausdruck „aus Friedrichs System" gebrauchen, wollen wir dies jedoch nicht streng wörtlich verstanden wissen; denn auch die neueste Zeit hat, besonders für das Praktische, Lehren gegeben, die gleichfalls ihre Anwendungen finden werden, und es soll mit jener Bezeichnung überhaupt besonders all' das bleibende Gute ausgedrückt werden, was sich seit Friedrich bis jetzt anwendbar ergibt. Wir geben gern zu, daß diese gereinigte Kriegführung in vielleicht 50 Jahren einer

andern wieder Platz machen wird, und vorzüglich dann, wenn etwa die Zerstörungskunst der Schießwaffen (durch Perkins und Consorten) bedeutende Fortschritte machte; wie es aber jetzt steht, glauben wir annehmen zu dürfen, daß das Hauptsächliche der Besserung und Verschmelzung der neuesten Kriegskunst bestehen möchte in: Beibehaltung der allgemeinen Grundzüge des Conscriptionssystems, jedoch für die Conscribirten nur auf eine Reihe von Jahren dergestalt, daß nach Ablauf derselben sie zu Landaufgeboten übertreten und dort gleichfalls nur einige Jahre verbleiben, wo sie dann ganz ausscheiden. Magazinverpflegung bei der Basis der Operationslinien aufgehäuft und den Operationen nachgeschafft; jedoch zu schnellen Bewegungen und für die Wichtigkeit eines Zwecks das Requisitionssystem mit beibehalten. Aus dem Grunde, um die Magazinverpflegung zu decken, in Feindeslande erzwungene Ablieferungen an diese und Kriegscontributionen. Die Anzahl der Streiter wird sich immer von einer Seite auf 120 — 180,000 M., doch schwerlich mehr (mit Einschluß der Landwehren, Reserven, des Heerbannes, oder wie man es benennen will) belaufen; dies ist zwar viel, aber weil auf solche Art wohl nur 100 — 120,000 M. höchstens zu der ersten Hauptschlacht kommen würden, immer viel geringer, als in den letzt verflossenen Kriegen, und es ist zu glauben, daß diese Anzahl sich im Lauf des Feldzuges eher verringern als mehren wird. Sicher scheint es zu seyn, daß die Taktik das Uebergewicht über die Strategie erhält, indem man mit möglichst concentrirten, aber in Armeecorps getheilten Massen suchen möchte schnell an den Gegner — wie Friedrich — heranzukommen und ihn, um den Krieg bald zu endigen, nicht zur Besinnung kommen zu lassen. Die Infanterie wird nebst der Artillerie dabei die Hauptrolle spielen, die Cavalerie aber wohl nicht eher wieder so wie von Seidlitz geführt und benutzt werden, bis ein Feldherr auftritt, der dies durch einen thätigen, entschloßnen, jungen General ausführt, vielleicht große Erfolge erringt und nun erst nöthiget, daß die Gegner dieser höchst falsch behandelten und dadurch allerdings um das Zutrauen für das durch sie erringbare Große gebrachten Waffe ebenfalls ihre Aufmerksamkeit schenken müssen. Die leichten Truppen, die Kolonnenformirungen und Angriffe, die Aufstellungen des Geschützes in großen Batterien werden bleiben, dabei aber versuchen durch große Hinterhalte und Nachtüberfälle die Offensive zu verstärken. Die Befestigung wird weniger sich auf dazu auserwählte Plätze als auf große Städte wenden, in denen der Nerv der Provinzen und des Landes liegt; auf verschanzte größere Läger, und kleine Städte, Dörfer, Uebergänge u. s. w. — Indem Rec. dies Bild, das er von der nächsten Zukunft des Krie-

ges entwirft, überſieht, muß er ſich ſelbſt geſtehen, daß es einer Wetterprophezeiung nicht unähnlich ſieht. Allein nichts deſto weniger glaubt er es, im Allgemeinen, aus den Zeichen der Zeit für wahrhaft erkennen zu müſſen. Wenden wir uns nun zu dem Werke, das uns die Veranlaſſung gab, unſere Meinung über den Standpunct der Kriegführung im Großen hier auszuſprechen. In zwei Abſchnitte ſind dieſe „Betrachtungen ꝛc.“ getheilt. Der erſte geht von S. 1 bis 91 und begreift den Zeitraum, von dem Rückzug und der Verfolgung der franzöſiſchen Armee aus Rußland bis an die Elbe, bis zu Napoleons Maßregeln nach ſeinem Rheinübergange. In dieſe Periode fallen die Schlachten von Groß-Görſchen, Bautzen, Dresden, Kulm, an der Katzbach, Groß-Beeren, Dennewitz und Leipzig, woraus man auf das Intereſſante des Inhaltes ſchließen kann. Bei einer ſo wichtigen militairiſchen Schrift als dieſe iſt es doppelt Pflicht, den aufgeſtellten Sätzen derſelben zu folgen und mit Beſcheidenheit nur die Autorität der erwieſenen Sache anzuerkennen.

Wir nehmen uns deshalb die Freiheit der Schrift genau zu folgen, und, wie ſchon oben bemerkt, diejenigen Sätze, denen wir unſern Beifall nicht geben können, anzuführen mit der Berichtigung oder Widerlegung derſelben. Den Leſer, beſonders den vom Fache, erſuchen wir, das Buch und Karten zur Hand zu nehmen, des Herrn Verfs. und unſere Anſichten zu erwägen und ſelbſt zu urtheilen. S. 1 wird geſagt: „Anſtatt über Kowno und Königsberg, mußte ſie (nämlich die franzöſiſch-alliirte Armee) ihren Marſch über Warſchau nach Poſen nach der mittlern Elbe richten. Sie war bei dem Uebergange über die Bereſina in dieſe falſche Richtung gedrängt worden u. ſ. f.“ Dies iſt unverſtändlich, denn die franzöſiſche Armee war nicht durch die Gefechte an der Bereſina auf Wilna getrieben worden, ſondern hatte ſich dorthin dirigirt, weil Wilna alle Magazine und Vorräthe, Depots ꝛc. enthielt oder enthalten ſollte, welche die Armee zur höchſten Nothdurft brauchte. Die Linie über Warſchau und Poſen, wovon hierauf geſprochen wird, war nicht überlaſſen, ſondern von den Oeſtreichern verlaſſen und preisgegeben. S. 10. „Gewannen die Alliirten nämlich ſo viel Zeit, ihre Verſtärkungen und die neuen Formationen der preußiſchen Armee heranzuziehen, ſo konnten ſie darauf rechnen, mit einer nicht zu großen Ungleichheit an Kräften die Schlacht anzunehmen. Für den Augenblick war ihnen Napoleon ſehr überlegen, denn er hatte alles zuſammengerafft, um dem Kriege ſchnell eine günſtigere Wendung zu geben; für die nächſte Zeit hatte er keine Verſtärkungen zu erwarten.“ Wenn Napoleon genöthigt werden ſollte ſich rückwärts — nämlich näher Frankreich — zuſammenzuziehen, ſo konnte dies nur durch

die gegen ihn und den Vicekönig früher vorgerückten alliirten Heere geschehen. Dies Vorrücken erforderte aber schon vorhandene formirte Heere, und diese hatten nothwendig weniger Zeit sich zu sammeln, wenn sie schon früher vorrücken sollten, als sie hatten, indem sie später in der Nähe ihres Landes, ihrer Depotplätze das Anrücken des Feindes erwarteten, oder diesem nur eine kurze Strecke, bis an die Elster, entgegengingen. S. 12. „Napoleon hatte den König von Sachsen in seiner Gewalt behalten, und die Unterhandlungen zwischen den Alliirten und diesem König durch seinen Einfluß so in die Länge zu ziehen gewußt, daß, während die Verbündeten Sachsen als einen künftigen Alliirten ansahen, das Land und seine großen Mittel schonten, diese Schonung der französischen Armee zu Gute kam." Daß Napoleon den König von Sachsen vor der Schlacht von Lützen oder Groß-Görschen, als von welchem Zeitraum der Autor spricht, in seiner Gewalt gehabt, ist bekanntlich ganz falsch; übrigens lebten beide Theile der Krieger ohne Magazine in Sachsen, requirirten was sie brauchten ohne Umstände, und hatte eine Partei den Vortheil, so waren es die Alliirten, denen der Geist des Volks, die Stimmung für sie und gegen die Franzosen angehörte. S. 13. „Sein rechter Flügel an das halb-neutrale Oestreich gelehnt, hielt diesen Staat in Respect"; durch Darbieten seiner Flanke kann man unmöglich in Respect halten, sondern bewirkt das Gegentheil. S. 15. „6) Wenn sie jedoch vorbereitet, ihre Front bei Lützen verändert und den Vicekönig herangezogen hat, oder wenn sie bereits gegen Leipzig abmarschirt ist, so treten zwei neue Fälle ein, wovon der letzte unter gewissen Umständen noch vortheilhafter als der erste ist." Hier spricht zuvor der Verf. mit der größten Klarheit über all' die strategisch-taktischen Möglichkeiten, welche sich zur Einleitung der Groß-Görschner Schlacht darbieten konnten, und wornach jedesmal eine Aenderung für den eintretenden Fall in der Angriffsdisposition der Alliirten angenommen war. Wir sehen aber, daß im mitgetheilten 6ten Punct nicht gesagt ist, worin die zwei ganz neuen Fälle bestanden? was geschehen mußte. S. 23. „Der langsame mit Ordnung und Festigkeit ausgeführte Rückzug bis zur Elbe bewies, daß selbst Napoleon durch seine ungewohnt langsame Verfolgung öffentlich anerkennen mußte, er habe die Armee in den Feldern von Lützen zwar aufgehalten, aber keineswegs besiegt." Nein! aber geschlagen! Und sollte es so unbekannt seyn, daß der überaus große Mangel an Cavalerie und die erschütterte Neuconscribirtenarmee der Grund der langsamen Verfolgung allein war? — S. 25. „Wer aber Breslau zu seiner Rückzugslinie hat, kann seinen rechten Flügel nicht so weit vornehmen, als der Lauf der Elbe es vorschreibt, wenn sie (im Gro-

ßen) vertheidigt werden soll." Die Elbe, einen Fluß, im Großen zu vertheidigen, ohne sich auf gegebene Puncte zu beschränken; wie dürfte es möglich seyn, den Uebergang einer feindlichen Armee zu wehren? S. 27. „Napoleon beging daher einen Fehler, sich mit einer so bedeutenden Macht gegen Dresden zu wenden." Dies war jedoch politisch höchst wichtig, da es den König von Sachsen zur Rückkehr und zum Ausharren in der Alliance bestimmte, und die Besetzung einer Hauptstadt, mit Regierungs- und Centralbehörden, Vorräthen ꝛc. jedenfalls ein Object von Bedeutung bleibt. Aber auch strategisch und taktisch hatte Dresden hohen Werth für seine neu zu nehmende Operationslinie; auch ist es über Dresden näher nach Bautzen, dem Puncte auf der feindlichen Rückzugslinie, als über Dobrilugk, und Napoleon vergaß nicht, durch ein Corps in die Flanke des Feindes zu manövriren, dadurch die Trennung von Bülow bei Bautzen zu bewirken, und sich dadurch den Gewinn der dortigen Schlacht zu sichern. Was er auf gleicher Seite von dem Terrain bei Dobrilugk sagt, daß es für des französischen Kaisers Armee gepaßt, eine wasserreiche niedere Gegend sey, würde uns entsprechender dünken, wenn er sich eine defensive Stellung im voraus hätte wählen wollen und können; aber wer offensiv geht und einen geschlagenen Feind verfolgt, um ihn nochmals zu schlagen, kann nicht wohl seitwärts marschiren und sich ein Terrain zur Schlacht aufsuchen. S. 28. „Den Marschall Ney sendete er auf Torgau, um das 7te Armeecorps zu formiren." Daß Napoleon ein starkes Corps auf Torgau sandte, ist keineswegs tadelnswürdig, so wie er durch den Vordersatz des Verfs. über Napoleons ihn oft täuschende lebhafte Einbildungskraft, und dadurch entstandene Theilung seines Heeres, erscheint. Der Kaiser zeigte dadurch vielmehr sein großes Talent im Manövriren: er bedrohete Berlin durch dies Corps und behielt es doch à portée, an der nächsten Schlacht, wie geschah, Theil zu nehmen. S. 30. „Dem Marschall Ney, aufgefordert von seinem Chef vom Generalstabe, General Jomini, erschien der Fehler der Trennung Napoleons so groß, daß er, selbst gegen den Befehl, anstatt nach Berlin zu marschiren, sich gegen Bautzen wendete." Das Verbessern des Fehlers Napoleons durch Jomini ist ein zweifelhaftes Factum, welches schwer erwiesen werden kann, weil die Unparteilichkeit der Geschichte verlangt, daß Jomini, insofern er dies selbst mündlich erzählt — in eigner Sache, dazu glaubwürdige Zeugen beibringen müßte. Uebrigens erstreckt sich die Kriegskunst, wie der Herr Verf. selbst so treffend darüber in der Vorrede gesprochen hat, nicht blos auf die mathematische Berechnung, dem Feinde immer gleich starke oder stärkere Kräfte entgegen zu stellen. Napoleons Entschlüsse wurden durch die

Kenntniß seiner gemischten Gegner — von denen Milorado-witzsch bei Lützen aus Eigensinn ruhiger Zuschauer geblieben war — bestimmt und gerechtfertiget. Auch blieb auf der dresdner Straße marschirend seine rechte Flanke gesichert, während beim Marsche über Dobrilugk und Hoyerswertha, beide Flanken ungedeckt und von der unzähligen Reiterei und den leichten Truppen des Feindes umschwärmt gewesen wären. S. 31. „Gelingt es, Napoleon in das Defilee von Bischofswerda zu werfen, so kann eine geringe davor aufgestellte Macht ihn festhalten, während die verbündete Armee sich gegen Ney wendet." S. 29 ist gesagt, daß Napoleon, ohne Ney, 90,000 Mann stark gewesen; wie sollten diese 90,000 Mann geführt von Napoleon, der nur eben mit ihnen gesiegt, von einer geringen Macht hinter einem Defilee festgehalten werden, das keineswegs zu den Hauptpässen zu rechnen ist, während die Hauptmacht sich gegen Ney wendete, der 80,000 Mann befehligte? S. 36. „Daraus folgte, daß, wenn sie (die Alliirten) das Gefecht vom 21sten (Mai) annehmen wollten, es nur unter der Bedingung geschehen konnte: wenn sie Mittel hatten ihren rechten Flügel so weit zu verlängern und zu sichern, daß Marschall Ney ihn nicht mit Vortheil umgehen konnte." Das Verlängern einer Schlachtlinie, wovon ein Flügel mit bedroht wird, der keine Terraindeckung hat, dürfte eine selten zu rathende Maßregel seyn. S. 47 und 48. „Seine (Napoleons) Lage erforderte durchaus, in der kräftigsten Offensive sein Heil zu versuchen, und diese Offensive konnte nach allen Grundsätzen der höhern Kriegführung nur gegen das zweite Fach, gegen den böhmischen Kessel gerichtet seyn. Untersuchen wir die Mittel, welche sich ihm in seiner Stellung (Anfang August) dazu boten. Der Marschall Davoust mit 30,000 M. stand in einer solchen Entfernung von Böhmen, daß es unmöglich wurde, ihn zu dem Einbruch dahin heranzuziehen. 350,000 M. konnten jedoch zugleich daselbst eindringen, wenn unter dem Vorwand, daß es an Lebensmitteln fehle (es fehlte wirklich an Fourage), die in Schlesien und längs der sächsischen Grenze gegen Berlin aufgestellten Armeecorps so weit zurückgezogen wurden, daß sie auf das Weiteste sechs Märsche von dem Puncte entfernt standen, auf welchem sie in Böhmen eindringen sollten. Sechs Tage zuvor mußte der Waffenstillstand aufgekündigt werden. Napoleon war in Dresden, es konnten daher am Tage, als der Waffenstillstand ablief, 150,000 Mann über Zittau nach Hamburg, 150,000 Mann über Peterswalde und allen Uebergängen bis nach Karlsbad, 20,000 Mann (Augerrau) über Eger, 25,000 Mann (das 9te Corps) über Waldmänchen nach Böhmen einrücken. Am 5ten und 6ten Tage versammelte sich die Hauptarmee bei Prag, während 50,000 M.

an der obern Mulde bei Teyn erſchienen. Alle Communicationen zwiſchen der Elbe und Erfurt mußten aufgegeben, und die Verbindung mit Frankreich über Eger und Bamberg nach Würzburg verlegt werden. Wo es auch in Böhmen zur Schlacht kommen mochte, ſo konnte ihr Napoleon mit der Ueberzeugung entgegen gehen, daß weder die Nordarmee der Verbündeten, noch die in Schleſien von ihnen aufgeſtellte Armee dazu mitzuwirken im Stande war. Er hatte den Vortheil der Initiative, er fand ſeinen Gegner unvorbereitet, er war ſicher, daß bei der allergrößten Thätigkeit, und wenn ſein ganzes Project verrathen geweſen wäre, die Nord- und die ſchleſiſche Armee der Coalition nicht unter 12 bis 14 Tagen herankommen konnte, und die nach Böhmen disponirten Truppen der Coalition bis dahin ihrem Schickſal überlaſſen mußte. Wenn es ihm gelang in Böhmen zu ſiegen, oder ſeine Gegner nach Mähren zurückzutreiben, ſo war der Feldzug entſchieden. Schwerlich konnten ſie bei den großen Räumen, welche ſie zu durchlaufen hatten, mit ihren Armeen wieder in eine ſolche Vereinigung kommen, um vor Eintritt des Winters die franzöſiſchen Armeen zum Rückzug über den Rhein zu nöthigen. Wurde Napoleon geſchlagen, ſo mußte er Böhmen verlaſſen. In Franken ſtand er dann auf dem wichtigen Punct zu einem weitern Rückzug, oder zu einer neuen Offenſive. Napoleon that von allem was er thun ſollte nichts. Er blieb in einem Halbkreis von Zittau, Goldberg, Liegnitz, längs der Demarcationslinie, mit dem linken Flügel an Wittenberg, bis zum Ablauf des Waffenſtillſtandes ſtehen, ſein Hauptquartier mit ſeinen Garden in Dresden." Wenn Napoleon nach Böhmen und Mähren vordringen wollte, ſo mußte er ſeine Operationsbaſis, die Elbe mit den Feſtungen Hamburg, Magdeburg, Wittenberg, Torgau, Dresden und Königſtein — zugleich die Operationslinie über Erfurt, Hauptdepot der Armee, aufgeben und ohne alle Baſis vorwärts des Rheins operiren. Wäre Napoleon tiefer in Böhmen oder in Mähren geſchlagen worden, was wäre aus ſeiner Armee geworden, auf deren Communication mit Frankreich (Operationslinie) die Alliirten von der Elbe und Donau viel früher ankamen, wo ſie die Paſſage über das mähriſche Gebirge, die Moldau, den böhmer Wald, oder das Fichtelgebirge, die Flüſſe und Gebirge Frankens, zuletzt die Päſſe des Speſſarts-, Oden-, oder des Schwarzwaldes, vor ihr beſetzen konnten, je nachdem ſich die Armee von Würzburg auf Mainz, Mannheim oder Straßburg dirigiren wollte! Hätte Napoleon in Mähren eine Schlacht gewonnen, wie ſollte er ſie benutzen, ohne Munition und Verſtärkungen an ſich ziehen, Hoſpitäler und Depots ſicher zurücklaſſen zu können! Wendete er ſich gegen Schleſien, ſo war das Rieſengebirge vor ihm, verthei-

digt von der Armee des Feindes; wendete er ſich gegen Wien, ſo folgte ihm die vereinigte alliirte Armee, während ſich ihm die öſtreichiſche Reſervearmee und alle Aufgebote an der Donau entgegenſtellten. Erſt nach den verlornen Schlachten von Katzbach, Beeren und Kulm ſollte, nach unſerer Meinung, Napoleon ſeinen bis dahin trefflich gewählten ſtrategiſch und taktiſch wichtigen Pivot (Drehpunct), Dresden, aufgeben. Hätte er dies gethan, ſo konnte er mit Zuziehung der Beſatzungen der Elbfeſtungen ſich mit Achtung gebietender Macht vor dem Rheine aufſtellen und dort einen ehrenvollen Frieden erhalten. S. 54. „Von den 50,000 Mann Cavalerie, welche die große Armee bei ſich hatte, konnten 6000 M. Koſaken und 10,000 M. regulaire Cavalerie, mit ihrer reitenden Artillerie zwiſchen Dresden und Meißen übergehen, um ſchnell Bautzen zu gewinnen, Napoleons Anmarſch zu erſchweren und eine Einſchließung von Dresden zu ſichern, bis man nach den vorgefundenen Umſtänden über die weitern Operationen den Entſchluß gefaßt hatte.“ Es konnten 6000 Koſaken und 10,000 M. regulaire Cavalerie und Artillerie unmöglich Napoleons Anmarſch hindern oder nur aufhalten. Dieſe Cavalerie, wenigſtens die regulaire, wäre nutzlos entſendet und die Artillerie gefährdet geweſen. S. 62. „Napoleon, der ſich mit der Lection, welche er durch dieſe Schlacht (Groß-Beeren) bekommen hatte, wohl hätte begnügen können, um nun den größten Theil der Truppen, welche er ſo nothwendig brauchte, an ſich zu ziehen, ſcheint mit ganz beſonderer Leidenſchaftlichkeit darauf beſtanden zu haben, gegen die Nordarmee einen Sieg zu erfechten. Er verſtärkte die Armee abermals bis auf 77,000 M. und ſendete den Marſchall Ney mit dem Befehle ab, unverzüglich eine neue Schlacht zu wagen.“ Sehr richtig iſt was der Verf. ſagt, daß Napoleon hartnäckig auf Erfechtung eines Sieges gegen die Nordarmee beſtand, woran ſein Haß gegen den damaligen Kronprinzen von Schweden hauptſächlich Urſache war. Ueber dieſe Idee vernachläſſigte er die Verfolgung der bei Dresden geſchlagenen großen Armee und wollte, nebſt drei Diviſionen, perſönlich ſich gegen die Nordarmee begeben. Allein Macdonald's verlorne Schlacht an der Katzbach und Vandamme's Niederlage hinderten ihn, ſowohl ſelbſt Dresden zu verlaſſen als Truppen abzuſenden, und Ney erhielt jenes Commando, deſſen Zweck die Einnahme von Berlin ſeyn ſollte, ohne Einen Mann zuzuführen. Irrig iſt daher die Angabe, daß die Armee deſſelben wieder auf 77,000 M. gebracht geweſen wäre. S. 65 bis 67. Hier hat der Autor mit einer Klarheit, welche großes Licht über den wahren Hergang der Schlacht von Dennewitz verbreitet, dieſe in Meiſterſtrichen gezeichnet und gezeigt, wie unvernünftig Ney und wie beſonnen Bülow handelte.

Aber unter den Fehlern des erstern hat er die nähern Umstände der Abberufung des zwölften Corps vom linken nach dem rechten Flügel unerwähnt gelassen, und diese Abberufung, gegen welche Oudinot und Reynier dreimal protestirten, weil die nur erst erfolgte Ankunft gedachten Corps auf der linken Flanke Sieg versprach, während es die rechte nicht mehr erreichen konnte und also unnütz wurde — entschied den Verlust und die Niederlage, wiewohl wir gern beistimmen, daß auch ohnedies, nur nicht mit solchem Erfolge, Bülow gesiegt hätte. S. 68 und 69. „Napoleon war durch einen Halbkreis der Verbündeten umschlossen, der in seiner Ausdehnung etliche 40 Meilen betrug. Die Hauptarmee war durch unwegsame Gebirge von der schlesischen getrennt, so daß, obgleich die Entfernung aus dem Thal von Teplitz nach Bautzen in gerader Linie kaum 10 Meilen beträgt, eine Armee, welche von Bautzen in das Thal marschirt, über Zittau, Gabel, böhmisch Leipa und Leitmeritz beinahe 20 Meilen beschreiben muß. Die Hauptmassen der Nordarmee waren wiederum in einer Entfernung von 25 Meilen von der schlesischen Armee aufgestellt. Diese Verhältnisse waren für Napoleon günstig, der die innern und kürzern Linien hatte, um seine Armee schnell zu concentriren und auf eine der drei Armeen seiner Gegner zu fallen. Auf welche, ergab sich durch die besondern Verhältnisse auf eine so bestimmte Art, daß darüber kein Zweifel seyn konnte. Die Nordarmee hatte die Festungen Wittenberg und Torgau, die schlesische Armee die Festungen Dresden und Königstein, beide aber die Elbe vor sich, welche nicht ohne Brücken überschritten werden konnte, und deren Ufer (vorzüglich von der böhmischen Grenze bis Mühlberg) nicht überall erlauben Brücken zu schlagen. Die große Armee stand auf und hinter dem Erzgebirge. Napoleon konnte wissen, daß sie das Gebirge nur schwach vertheidigen und die Schlacht dahinter annehmen würde. (Woher dies?) Es war also keinen Zweifel unterworfen, daß er diese Armee zur Schlacht nöthigen konnte wenn er es wollte, denn wenn sie gegen Prag hin ausgewichen wäre, so gab sie freiwillig auf, was sie nur durch eine Schlacht verlieren konnte, und was ihr wichtig genug war, um eine Schlacht zu wagen, nämlich: die offensive Stellung aller Verbündeten. Zog Napoleon die Reserve von Würzburg, die Armee unter Ney und die Armee unter Macdonald an den Fuß des Erzgebirges, wozu er (wenn die Reserve im Thal der obern Saale eingetroffen war) 4 Tage brauchte, so verstärkte er seine Hauptarmee um mehr als 100,000 M., und am 6ten Operationstage konnte er sich zur Schlacht im Thal von Teplitz befinden. Bei dieser Schlacht wäre er der großen Armee an Zahl überlegen gewesen, weder die Nordarmee noch die schlesische Armee

konnten zur Theilnahme an der Schlacht herankommen, ja wenn er siegte, so blieb ihm völlig Zeit, mit 100,000 M. wieder bei Dresden zu erscheinen und mit dem Ueberreste die Geschlagenen zu verfolgen." Hier besticht uns der Verf. für eine geniale Idee, indem die Schwierigkeiten verringert erscheinen, die Nachtheile nicht erwähnt werden. In 4 Tagen sollen die Reserve, Ney und Macdonald sich im teplitzer Thale mit Napoleon vereinigen. Die letztern sind aber 20 — 24 Meilen von diesem Puncte entfernt (Ney's Armee z. B. hatte von Dessau über Leipzig und Chemnitz zu marschiren), und alle haben im Hauptgebirge fast, damals noch, unfahrbare Straßen zu passiren, und hätten unter 8 Tagen nicht in Böhmen bei Teplitz vereinigt seyn können. Das Eintreffen der Reserve, die von Eger aus in Böhmen bei der feindlichen Armee vorbei zu marschiren hatte, würde vereitelt worden seyn, wenn auch der indolenteste Feldherr die letztere befehligt hätte. Die Artillerie und Cavalerie nebst der Munitionsbespannung wäre in schlechtem Zustande angekommen; und wenn Napoleon von dem ausgeruhten und wohlgenährten, gleich starken (denn er mußte in Dresden, bei Königstein, in Torgau und Wittenberg doch wohl starke Besatzungen zurücklassen) Gegner geschlagen wurde, was wäre aus seiner Armee, namentlich aus Geschütz und Train geworden, die ihren Rückzug über das Gebirge nehmen mußten und denen jenseits die nachgerückte feindliche schlesische und Nordarmee entgegen kam? Nahm er seine Rückzugslinie auf Würzburg, so hatte er das Fichtelgebirge und die schlechten Wege bis Baireuth zu passiren und, indem die Depots von Dresden und Erfurt aufgegeben werden mußten, bis an den Rhein keine Unterstützung irgend einer Art zu finden. S. 72. „Wenn er (Napoleon) am 11ten und 12ten October sich mit der Absicht bewegt hätte, eine Aufstellung an der Saale zu nehmen, so konnten es die Verbündeten nicht hindern. Eben so war es also auch in seiner Gewalt, jede andere Stellung zwischen Leipzig und Naumburg zu nehmen. Indeß er verschmähte beides." Wir hätten hier sehr gewünscht, daß der Verf. in seinem Werke sich darüber ausgesprochen hätte, welche strategischen und taktischen Vortheile diese Stellungen — Schlachtfelder — für Napoleon gehabt hätten. S. 78. „Auf dem linken Flügel der Verbündeten wurde also ein spitzes Dreieck gebildet, durch folgende drei Linien: die Landstraße von Zeitz über Altenburg bis zur Pleiße. Die Elster von Zeitz bis Leipzig. Die Pleiße bei Altenburg bis Leipzig. Dieses Dreieck hat die Eigenschaft, daß alle mit der Landstraße von Zeitz parallel laufenden Abschnittslinien desselben sich verhalten wie 1 zu 2, oder mit andern Worten: wer längs eines der beiden Flüßchen sich gegen Leipzig fortbewegt, und weiß, wie weit er noch von Leipzig ent-

fernt ist, weiß zugleich, daß das andere Flüßchen in der Hälfte dieser Entfernung von ihm fließt." Rec. gesteht, daß diese Bemerkung ihm, so wahr sie auch geometrisch betrachtet seyn mag, doch gar nicht recht zusagen will und etwas gesucht dünkt, eben so wie die Benennungen der „Fächer" (S. 45), in welche der Verf. das große Kriegstheater von der Ostsee bis zum adriatischen Meere zerfällt. Wir möchten glauben, daß solche Ausdrücke und Untersuchungen eher irren als einfach und klar darstellen, und hierdurch vorzüglich fähigen aber noch jungen Köpfen der deutliche Blick auf das so praktische Wesen des Krieges getrübt wird. Der gelehrte Autor ist sonst mehrentheils so lichtvoll, indem er so ganz weiß was er will, daß diese kleine Abschweifung davon um so mehr auffällt. S. 84. „Daß Marmont die Schlacht bei Möckern annahm, kann nicht gebilligt werden. Er hatte volle Zeit ihr auszuweichen. Ihr Gewinn versprach ihm keine Vortheile; ihr Verlust konnte für das Ganze nicht anders als höchst nachtheilig seyn. Unter allen Umständen mußte er sie vermeiden. Blücher konnte alsdann Leipzig nicht wegnehmen. Er würde über die Parthe gegangen seyn, er würde das 3te und 7te Corps vielleicht von Napoleon getrennt haben, allein auf den Ausgang der Schlacht bei Liebertwolkwitz konnte er schwerlich Einfluß haben." Das „Blücher konnte alsdann Leipzig nicht wegnehmen", nämlich wenn Marmont die Schlacht nicht annahm, steht hier als ein Satz, welcher keines weitern Beweises bedürfte. Dennoch scheint es uns, als ob die Gründe für denselben angegeben werden mußten, und um so mehr, da diese schwerlich haltbar seyn möchten. Was hätte Blüchern vermocht Leipzig nicht zu nehmen, und Napoleon, der bei Gossa schlug, von hinten anzufallen? Wollte Marmont abziehen, wohin sollte er sich wenden? Das 7te Corps, das Blücher's Flanke bedrohen konnte, traf erst am 17ten früh über Eilenburg bei Leipzig ein. Das 3te marschirte auf der Straße von Düben gegen Leipzig, blieb aber anderthalb Stunden von dieser Stadt in größter Verlegenheit und gänzlicher Unwissenheit halten, weil es auf zwei Seiten Gefechte sah und keinen Befehl hatte, wohin es sich wenden sollte: ob gegen die große oder die Nordarmee. Blücher konnte daher, hätte sich Marmont abgezogen und Napoleons Heer verstärkt, Leipzig unserm Bedünken nach nehmen, das Corps von Bertrand, das mit Giulai im Gefecht war, von hinten anfallen und zugleich das 3te und 7te Corps, zusammen höchstens 22,000 Mann, von der großen französischen Armee abdrängen. S. 86. „Er (Napoleon) konnte die Reste der geschlagenen Marmont'schen (6ten Corps) und des 3ten Corps, welches mit diesem vereint die Nacht bei Schönfeld vor Leipzig zugebracht hatte, mit Tagesanbruch nach Liebertwolkwitz

ziehen. Das 7te Corps war den 17ten früh 4 Uhr in Taucha angekommen, es konnte nach Schönfeld gezogen werden, denn Blücher's Hauptkräfte hatten die Nacht zwischen Möckern und Lindenthal zugebracht. Der siegreiche Bertrand konnte von Lindenau 10,000 Mann Verstärkung zum Angriff auf die große verbündete Armee senden. So war noch eine Möglichkeit für Napoleon zu siegen. Aber er legte die Hände in den Schooß, er sah ruhig zu, wie seine Gegner 130,000 Mann Verstärkung heranzogen, ihre am 16ten gemachten Fehler verbesserten, und hiermit war sein Schicksal entschieden. Es ist höchst wahrscheinlich, daß Napoleon, der am 16ten St.-Cyr von Dresden über Torgau kommend erwartete, auch noch am 17ten auf seine Ankunft rechnete. Die Aufstellung der französischen Armee, in der Ausdehnung bis Taucha, deutet dahin. Auch gibt dies die einzig mögliche Erklärung des Zauderns, in welches Napoleon verfallen war." Was sollte Blüchern entgegengestellt werden, wenn der französische Kaiser die Reste des geschlagenen Marmont'schen Corps nebst dem 3ten Corps früh am 17ten, von Schönfeld nach Liebertwolkwitz ziehen und dagegen das 7te Corps von Taucha nach Schönfeld rücken ließ? Der Verf. sagt — obiges Verlangen motivirend: „denn Blücher's Hauptkräfte hatten die Nacht zwischen Möckern und Lindenthal zugebracht." Wir verstehen dies nicht ganz. Meint der Autor damit, daß Blücher zu weit entfernt gewesen sey? Aber aus welcher Ursache läßt er den thätigen Blücher, dessen Avantgarde eine Stunde von Leipzig, dem taktischen Pivot Napoleons entfernt war, so unbeachtet, als ob derselbe paralisirt, am Wiederanfange der Schlacht keinen Theil nehmen könne? Bertrand dagegen, der bei Lindenau den Paß der einzigen Rückzugslinie besetzt hält, soll von dort aus 2 bis 3 Stunden weit 10,000 M. zur Verstärkung Napoleons nach Liebertwolkwitz absenden, während Blücher nur $1\frac{1}{2}$ Stunde von Lindenau entfernt stand und den dort zurückgelassenen Rest des 4ten Corps durch eine Abtheilung, welche nicht durch Leipzig zu marschiren brauchte, im Rücken angreifen konnte. Daß Blücher sein Augenmerk auf Lindenau gerichtet hatte, zeigt seine (erwähnte) Disposition zum Angriff am 16ten. Da aber überdies auch am 17ten die Nordarmee und die Corps von Bennigsen und Colloredo, erstere auf dem rechten Ufer der Parthe neben Blücher im Rücken der französischen Hauptarmee, letztere auf dem linken Ufer dieses Flusses eintrafen, so scheint uns hier, Seiten des Verfs., ein Irrthum obzuwalten, indem derselbe doch verlangt, daß Napoleon alle Truppen vom rechten Ufer abziehen und 10,000 M. von Lindenau zu sich rufen soll; denn wo konnte nun wohl noch eine Möglichkeit liegen, gegen solche Uebermacht zu siegen? — Ehe wir, am

Schlusse des 1ten Abschnittes, diese Bemerkungen endigen, erlauben wir uns noch nachzuholen, was unserer Ansicht nach Napoleon in seiner bedenklichen Lage zu der Zeit als die Schlachten an der Katzbach u. s. w. verloren waren, thun mußte. Wir können nicht der Meinung des Herrn Verfs. seyn, der verlangt, daß der Kaiser sich hätte nach Böhmen begeben und seine Verbindung mit Frankreich über Würzburg suchen sollen und haben unsere Gründe dazu schon oben dargelegt. Indeß ist das, was hätte gethan werden können, so sehr wichtig für die kritische Untersuchung seines denkwürdigen Feldzuges, — weil es der Wendepunct ist, der alles anders gestaltet hätte, — daß Recens. eine Entschuldigung zu finden glaubt, wenn er auch hierüber ein Wort äußert. Napoleon mußte vorerst, statt sich in den böhmischen Kessel zu wagen, jedenfalls Dresden aufgeben und den größten Theil der Besatzungen der Elbfestungen, alle Truppen und Munitionsdepots an sich ziehen. Indem er dies that und sich mit Ney vereinigt hatte, konnte er den Versuch unternehmen auf die feindliche Nordarmee mit Uebermacht zu fallen und — wenn sie die Schlacht annahm, dieselbe total zu schlagen. Dann ließ sich sogar ein Marsch gegen Berlin unternehmen, denn im angenommenen günstigen Falle blieb die untere Elbe mit ihren Festungen, mit Torgau, Wittenberg und Magdeburg, Basis, und die durch die Festungen gesicherten Uebergangspuncte über die Elbe gestatteten ein schnelles Umwenden nach der bisherigen Verbindungslinie mit Frankreich, der Straße von Leipzig über Erfurt u. s. w., welches zugleich ein Frontverändern gegen die große Armee des Feindes werden konnte. Erheischten es die Umstände bis Magdeburg auf dem rechten Elbufer zu manövriren, so führen auch dahin bequeme große Straßen, und wenn Davoust von Hamburg dahin mit seinen 40,000 M. beschieden war, so konnte Napoleon — persönlich noch unbesiegt — mit einer starken Armee sich drohend an der Saale aufstellen, oder wenn die feindliche Hauptarmee unterdessen gegen seine rechte Flanke vorgerückt, dieser entgegengehen und eine Schlacht liefern, welcher die Nähe von Erfurt in jeder Hinsicht große Vortheile gewährte. In allen diesen Fällen vermied Napoleon die Umzingelung, blieb nahe seiner bisherigen Operationsbasis, der Elbe, konnte von den Fehlern, die der Feind irgendwo beging, entschiedenen Nutzen ziehen, und risquirte so viel wir beurtheilen können, weit weniger als wie er wirklich operirte oder auch nach unserm Autor hätte operiren sollen. — Wir kommen nun zu dem zweiten Abschnitte, der, von S. 91 bis 140, Napoleons Maßregeln nach seinem Rheinübergange bis mit der Schlacht von Paris, und von da bis S. 143 den Schluß in sich faßt. Das Gefecht von Brienne, die Schlacht von la Rothière, die Gefechte bei

Baye, Montmirail und Chambaubert, die Schlacht am Mincio, von Craone und Laon, bei Arcis und Paris, sehen wir hier geschildert, und manche wichtige Erläuterung, viele treffende, gedachte und geistreiche Betrachtungen geben auch diesem Abschnitte bleibenden, kriegsgeschichtlichen Werth. Dennoch können wir auch in diesem nicht überall des kritischen Meisters Urtheil theilen, und fahren daher, eben so wie früher geschah, fort, unsere Bedenken und Einwendungen, wo sich solche aufgedrängt haben, neben den bezüglichen Stellen auszusprechen.

S. 96. „Behielten daher die Oestreicher und Baiern nicht die Donaulinie in ihrer Gewalt, so liefen sie Gefahr bei einem Unglücksfall in Italien, aus dem Norden auf sehr langen Linien zur Unterstützung der heimischen Gegenden zurückeilen zu müssen." Dies ist uns unverständlich. Was ist unter dem Norden gemeint, von welchem, wie wir es verstehen, die Oestreicher und Baiern zurückeilen mußten? S. 100. „Napoleon mußte daher für seine Hauptarmee die Concentrirung zwischen Chalons sur Saone und Lyon bereiten, und seine beiden andern Armeen, die spanische und die italienische Armee, mußten auf eine Entfernung von Lyon herangezogen werden, welche nicht größer war, als die Entfernung von Lyon nach Paris. Nach dieser Bedingung mußte Soult in Toulouse, Suchet in Carcassone, und der Vicekönig in Mailand stehen. Napoleon mußte seinen Majorgeneral in Lyon haben. Er selbst konnte in Paris seyn, um die Verbündeten zu täuschen und die Aushebungen zu beschleunigen. Im Augenblick als die Verbündeten den Rhein überschritten, war das Zeichen gegeben, daß Napoleon um seine Existenz zu kämpfen hatte. Die Couriere mußten nach Toulouse, nach Carcassone und Mailand die Befehle zum Aufbruch bringen, Soult, Suchet und der Vicekönig trafen mit ihren Armeen am 22sten Tage bei Lyon ein. Die große Armee am Rhein, von Hüningen bis Landau vertheilt, zog sich fechtend bis Chalons sur Saone, nach Umständen bis vor Lyon zurück. Paris wurde verlassen, Lyon der Sitz aller hohen Staatsbeamten, alles Geldes und der kaiserlichen Familie. Am 23sten Tage ging Napoleon in die Offensive über. Hätten die Verbündeten sich gegen Lyon gewendet, so traf er sie bald zu einer großen Schlacht, waren sie nach Paris marschirt, so ging er in ihren Rücken." Dieser Operationsplan hat allerdings so manches für sich, allein auf der andern Seite auch solche Nachtheile, daß wir sie erwähnen müssen. Napoleon hätte sich in einem Winkel auf Frankreichs Grenze eingesperrt, vor sich zwischen der obern Loire und dem Jura die große Armee, die bei Basel den Rhein überschritten hatte, zu beiden Seiten Gebirge, hinter denen die alliirte spanische und italienische Armee sich an

jene anschloß und — das Nachtheiligste von allem, in seinem Rücken das Meer. Außer dem Thal der untern Rhone, war dem Feinde ganz Frankreich, mit seinen kurz vorher erst ausgeschriebenen 250,000 Conscribirten und allen seinen Hülfsmitteln zur Führung des Krieges und mit seiner Hauptstadt Preis gegeben, und welchen politischen Einfluß, welchen Eindruck auf die Franzosen das Preisgeben ihrer reichen Capitale — wäre sie auch nicht sogleich vom Feinde besetzt worden — gehabt hätte, läßt sich völlig beurtheilen, nachdem Paris seinen Einfluß auf Frankreich zweimal hinlänglich gezeigt hat. Manche hohe Staatsbeamten u. s. w. würden schon Vorwände gehabt haben, dem Verlangen, nach Lyon zu kommen, nicht zu folgen. S. 102. „Ob Napoleon einen Plan für alle Fälle im voraus bearbeitete, ob er alles den Umständen überließ und seinem Genie vertraute, im Augenblick die rechten Mittel zu ergreifen, ist nicht mit Gewißheit zu übersehen. Das letzte ist wahrscheinlich, denn in den spätern Jahren hatte sich bei ihm die Sorgfalt für seine Soldaten ganz verloren; die Anlegung von Magazinen und Lazarethen beschäftigte ihn nicht mehr, aber die Ansprüche an die physischen Kräfte seines Heeres hatten sich noch vergrößert.“ Die zahlreichen Tagesbefehle beweisen, daß Napoleon sich wohl mit der Sorge für seine Truppen beschäftigte, allein sie ging und konnte leider nicht für 200,000 M. mehr so in's Detail gehn, als früher bei 20 und 30,000 M. in Italien und Aegypten. Was aber das Vorausunterwerfen eines Operationsplans für alle Fälle und die Magazine und Hospitäler betrifft, so war ersteres wohl überaus schwierig, da die Invasion und der Angriff unter höchst verschiedenen Modificationen statt finden konnte; und ehe sich diese gezeigt, und Napoleon dadurch zu beurtheilen vermochte, wo er seine Basis und Operationslinie zu nehmen habe, konnte er nicht wohl für Magazine und Hospitäler sorgen, wenn er nicht eventuell diese Sorge dem Feinde erleichtern wollte. S. 103. „Die Sorge für die Bewaffnung und das Materiell der Artillerie, nebst der Reorganisation seiner neuen Armee, der Schaffung der Nationalgarden und Befestigung von Paris, scheint seine Zeit während des Decembers ganz in Anspruch genommen zu haben.“ Wir sind der Ansicht, daß allerdings diese Geschäfte auch hinreichten, die Zeit eines Monats fast Tag und Nacht auszufüllen. Ferner S. 103 will der Verf. am 9ten November mit der alliirten Armee den Rhein von Mannheim bis Coblenz überschreiten und am 1ten Januar in Paris eintreffen; indeß bringt er nicht in Anschlag, was Napoleon dem entgegengethan haben würde oder hätte thun sollen. — Später, S. 107, äußert unser Autor jedoch, daß, wäre auch der Weg nach Paris offen gewesen, Napoleons Rückzug aber auf

Dijon oder Chalons gegangen, die Alliirten nicht auf Paris vorgegangen seyn würden, ohne zuvor eine entscheidende Schlacht gewonnen zu haben. S. 126. „Die Beschlüsse des Feldmarschalls (Blücher) am 6ten März sind untadelhaft, aber warum setzte er sich nicht selbst an die Spitze der 10,000 Pferde und ließ die Corps von Kleist und Langeron folgen? Winzingerode war der schlesischen Armee fremd, er kannte die Art der Führung und der Anstrengung nicht, welche hier an der Tagesordnung war." Es ist in dem Werke noch von gar keiner ähnlichen Cavaleriemasse die Rede gewesen, noch wird später gesagt, wo diese, so wie Winzingerode herkomme oder hingehe. Diese Erwähnung wäre zur Deutlichkeit und verständlichen Uebersicht unerläßlich gewesen. So viel uns davon bekannt, wurden Winzingerode von Blücher 10,000 Pferde anvertraut, um damit Napoleon in den Rükken zu gehen, während man in der Front denselben beschäftigen und dann von vorn und hinten angreifen wollte. Winzingerode marschirte, ließ sich aber durch unbedeutende Hindernisse abhalten, agirte dabei zu langsam, und erfüllte so seinen Zweck nicht, so daß auch der Angriff auf die Fronte unterblieb. S. 134. „Daß diese Idee (nach Lyon zu detaschiren) in einem Augenblick entstand, in welchem die große Armee selbst in der allergrößten Gefahr schwebte, da Napoleon mit dem höchsten Uebermuthe in die Offensive gegen die doppelt so starke Armee der Verbündeten vorrückte, hatte die Folge, daß der Grundsatz aufgestellt wurde: man müsse der Schlacht ausweichen." In diesem Satze scheinen uns einige Widersprüche zu liegen, welche jedoch, wie es uns vorkommt, der Verf. wohlwissend aufführt, um dadurch das Schwankende, ja Aengstliche bei der Heerführung der großen alliirten Armee, im Gegensatze mit der der schlesischen Armee, zu bezeichnen. Denn die große Armee ist in der allergrößten Gefahr, weil der Gegner höchst übermüthig ist, während die Alliirten doppelt so stark sind als er. Eigentlich wäre dadurch doch der Gegner im doppelten Nachtheile, weil 1) sein Uebermuth ihn zu Unvorsichtigkeiten und Blößen verleitet, sonst wäre es kein Uebermuth, 2) er nur halb so stark ist. S. 140. „Und hiermit endigte der Krieg, dem in Zurücklegung der Räume seit Hannibal kein anderer glich, und in welchem seit Attila keine so bedeutenden Massen gefochten hatten." Meint der Verf. hier die Distanzen oder die Schnelligkeit ihres Zurücklegens? Im ersten Falle war 1812 von Bayonne und Neapel bis Moskau so weit als von Rußland bis Paris, und im zweiten so ist keine Reihe von Märschen 1813 und 1814 mit dem Marsche der französischen Armee von Boulogne bis Kulm und mehrere dergleichen zu vergleichen. S. 142. „Napoleon den Krieg in fremden Ländern führend, ohne Legitimität und Pflichten gegen Europa." Dies ist

uns ganz unverſtändlich; denn wir ſehen nicht ab, wo je im Kriege — als dem Zuſtand offenbarer Gewalt an der Stelle des Rechts — von Legitimität und Pflichten irgend in Europa ſo gut als Afrika die Rede geweſen ſey und ſeyn kann, ſo lange Krieg Krieg bleibt. Wie kamen z. B. die Engländer zur däniſchen Flotte? — Auf derſelben Seite ſagt der Verfaſſer: Napoleons Kriegsſyſtem ſey nur auf Ebenen berechnet, was der Krieg in Spanien bewieſen. Dieſer bewies nur, daß auch die beſte Armee eine Nation, die ein gebirgiges Land vertheidigt und von außen (England) noch dazu kräftig unterſtützt wird, ſchwer oder gar nicht zu beſiegen iſt. Im Schluß wird geſagt S. 143: „Europa war aufmerkſam geworden und bildete, durch ſeinen Meiſter belehrt, ein neues Kriegsſyſtem aus, mit welchem Napoleon über kurz oder lang durch ſeine eignen Waffen bekämpft werden mußte.“ Da hier ſelbſt geſagt wird, daß es die eignen Waffen wären, wodurch man Napoleon bekämpfte; ſo konnte das Syſtem nicht neu, ſondern nur verbeſſerte Nachahmung ſeyn, und der Franzoſen Kaiſer beſtätigte nicht ſowohl, wie ebenfalls S. 143 der Verf. behauptet: daß alle Sprünge zu Rückſchritten führen, als vielmehr: daß Ueberſpannung zum Brechen führt!

So ſind wir mit unſern Betrachtungen, denn für mehr wollen wir ſie nicht angeſehen wiſſen, über die „Betrachtungen u. ſ. w.“ eines höchſt ausgezeichneten Krieges zu Ende. Es iſt nicht kleinliche Tadelſucht geweſen, welche unſere Feder führte, ſondern wahre Achtung für den Verf.; denn wir ſtudirten ſein Werk, da es von Ihm war, um uns zu unterrichten, und haben wie wir meinen den Zweck erreicht. Solches aber geht ohne Selbſtdenken nicht, und dies führte uns zu obigen Bemerkungen. Bloßen Glauben wird der geiſtreiche Autor ſelbſt bei denen verwerfen, die gern von ihm lernen.

Digitized by Google

VII.

Staat, Kirche und Philosophie. Von Justus Seyfert. Berlin, Stuhr. 1826. Gr. 8.

So lange das Philosophiren an die Sprache gebunden ist und Gedanken durch Worte ausgedrückt werden müssen, so lange wird auch Differenz und Zwiespalt unter den Philosophen seyn; und ein philosophisches System darzustellen, über welches sich alle Philosophen vereinigten und dessen Richtigkeit und Wahrheit allgemein anerkannt würde, dürfte wohl eine für Menschen ganz unmögliche Aufgabe seyn. Denn es ist unmöglich, es bei abstracten allgemeinen Begriffen dahin zu bringen, daß bei Worten, welche zu deren Bezeichnung gebraucht werden, alle, denen sie mitgetheilt werden, dasselbige denken, wenn nicht etwa der Gegenstand desselben in irgend einer sinnlichen Anschauung vorgehalten werden kann, welches aber bei nur wenigen Gegenständen der Philosophie der Fall ist. Selbst wenn sich die Philosophen noch so viel Mühe geben, ihre Worte genau zu bestimmen, so geschehen doch diese Bestimmungen wieder durch Worte, bei denen leicht wieder jeder etwas anders denkt und den Ausdrücken bald einen weitern bald einen engern Sinn unterlegt, als der, welcher dadurch seine Gedanken mittheilen will. Nur da wo es in's Concrete geht und die sinnliche Anschauung der wörtlichen Mittheilung hilft, ist Sicherheit vorhanden, daß sich die Vorstellungen dessen, der sie andern durch Worte mittheilen will, in denen, welchen er sie mittheilt, eben so gestalten, als in ihm selbst, und daher ist in Wissenschaften solcher Art leicht Einigkeit in den Vorstellungen zu bewirken, oder die Differenz der Meinungen wo sie entsteht leicht auszugleichen, indem das vorzuzeigende Object die Vereinigung der Meinungen erzwingt. Daher gibt es in der Mathematik und der Naturgeschichte keinen Streit, wo es möglich ist, durch vorzuzeigende Anschauungen zu Hülfe zu kommen und ihn auf der Stelle durch die Thatsache zu entscheiden.

In der Philosophie ist dieses niemals möglich. Schon bei den gebrauchten Worten denkt sich fast jeder etwas anderes, und es kostet schon die größte Kunst und Mühe, es nur dahin zu bringen, daß wir selbst mit unsern vorgebrachten Worten einen genau bestimmten Sinn verbinden, geschweige denn daß andere gerade das dabei denken, was wir dabei denken oder was wir wollen daß dabei gedacht werde. Denn der Mensch ist selbst nicht sicher, ob er bei einem abstracten Ausdrucke nicht mehr oder weniger denke, als was er etwa in einer gegebenen Definition aussagt. Kaum hat er die Bestimmung gegeben, so gebraucht er

den Ausdruck in der Anwendung wieder in einem andern Sinne, den Uebung und Gewohnheit daran geknüpft hat, ohne daß er sich dessen deutlich bewußt ist, und er vergißt gar zu leicht das, was er bei hellem Bewußtseyn seiner gegenwärtigen Absicht in Ansehung seiner Worte festgesetzt hat, um sie zu seinen bestimmten Zwecken zu gebrauchen.

Ja die Worte abstracter Gedanken erzeugen selbst leicht den Schein eines Sinnes, wo durchaus gar keiner ist, denn der Sinn solcher Worte kann nicht anders als durch andere Worte ausgedrückt, und der Sinn derer muß wieder durch Worte angegeben werden u. s. f. Da nun der Verstand nach Sinn begierig ist, und durch eine Menge Worte doch am Ende keinen erhält, so wird er durch das Harren ermüdet und bildet sich am Ende ein, einen Sinn zu haben, wo doch keiner ist, glaubt zu denken, wo er nur Laute hört oder Buchstaben sieht; daher bleibt vieles in der Philosophie bloßer Wortkram; und dieser wird am meisten in der Metaphysik angetroffen, weil hier das Licht der Anschauung so schwach ist, daß es wenig Erleuchtung gewähren kann, oder wohl gar ganz verlischt, wo sodann gar nichts mehr übrig bleibt, was den Verstand leiten kann, als der Faden leerer Worte. Hierzu kommt, daß viele Gründe in dem Menschen liegen, welche machen, daß sich selbst denkende Köpfe dieser Täuschung mit leeren Worten leicht überlassen. Denn obschon alle Menschen eine Anlage zur Metaphysik in sich haben, so begnügen sich doch die meisten mit den bloßen Resultaten der Metaphysik, welche sich im Laufe der Zeit durch die denkenden Köpfe gebildet haben, und nach und nach zum Gemeingute geworden sind. Sie drücken sich in der Religion und Moral eines jeden Volks aus, und werden durch Worte, die nach und nach im Volke üblich geworden sind und bald mehr bald weniger Sinn und Verstand in sich schließen, in dem großen Haufen erhalten und von Generation zu Generation fortgepflanzt. Die denkenden Köpfe im Volke sind damit beschäftigt, den Sinn jener metaphysischen Resultate deutlich zu machen, die überkommenen Begriffe zu analysiren, sie von höheren Begriffen abzuleiten, ihren Ursprung oder ihr erstes Entstehen aufzusuchen, sie näher zu beweisen, sie, wo sie ihnen falsch oder verdorben zu seyn scheinen, zu berichtigen, oder auch wohl gänzlich über den Haufen zu werfen, und ein neues ihnen besser scheinendes System von metaphysischen Begriffen an ihre Stelle zu setzen. Darin besteht das Philosophiren und die Philosophie aller Zeitalter und aller Völker. Bei dieser Bemühung sind nun die Worte der einzige Anhalt, woran das Denken sich knüpfen kann. Die wahre und echte Philosophie zeichnet sich nur dadurch aus, daß der Philosoph mit jedem Worte einen deut-

lichen mittheilbaren Sinn verknüpft. Viele unter ihnen aber denken zwar bei diesem und jenem Worte etwas, mischen aber unter diese eine Menge Ausdrücke, bei welchen sie in der That nichts Bestimmtes denken; weil sie sie aber an andere Worte knüpfen, oder nur solche Ausdrücke folgen lassen, bei denen etwas gedacht wurde, so entsteht in ihnen die Täuschung, als ob sie auch bei den unverständlichen und sinnlosen Ausdrücken etwas dächten. Auch fügt der Verstand leicht einen erdichteten willkürlichen Sinn hinzu, um solche Folgerungen daraus ziehen zu können, die er zu haben wünscht und die in seiner Absicht liegen, und bildet sich ein, Beweise und Wahrheit gefunden zu haben, wo keine ist und jene eine genauere Prüfung nicht bestehen. Ein solches Spiel mit Worten und Begriffen wird leicht für speculative Köpfe ergötzlich und reißt sie bis zur Leidenschaft hin, weil sie es ohne große Mühe und Arbeit betreiben können, und die dazu nöthige Kraft in ihrer Denkkraft liegt. Und da der, welcher eine solche Denkkraft (abstracte Begriffe festzuhalten und lange Reihen unter einander zu verbinden) hat, sich über eine Menge Menschen, welche sie nicht besitzen, erhoben fühlt, so blähet ein solches eingebildetes Wissen auf und bringt dergleichen Köpfen leicht einen verderblichen Dünkel bei, wornach sie sich einbilden, die empirischen, blos durch mühsame Arbeit und angestrengten Fleiß zu erwerbenden Kenntnisse entbehren und sie durch ihre müßigen Speculationen a priori ersetzen zu können. Ein neues Beispiel solcher Verirrungen liefert die unter obigem Titel im Jahr 1826 bei Dieterici in Berlin gedruckte Schrift.

Sie enthält ohne Zweifel recht viel scharfsinnige und mitunter richtige Gedanken. Aber zugleich ist sie ein Gewebe von willkürlichen Begriffsbestimmungen, leeren Worten und nichtigen Folgerungen, die zur Unterlage der Aufstellung der wunderlichsten Behauptungen gebraucht werden, und wodurch der Verf. zu Meinungen verleitet wird, die aller gesunden Moral und allen vernünftigen Rechtsbegriffen widersprechen. Es wird um so interessanter seyn, den Irrgang des Verfs. näher zu beleuchten, als dabei gezeigt werden kann, wie beigemischte Wahrheiten und richtige Begriffe benutzt worden sind, um willkürlichen und den evidentesten Begriffen von Recht widersprechenden Sätzen einen Schein von Wahrheit zu geben, wie das Neue, was für wahr und richtig ausgegeben wird, falsch, und das Wahre, was mit unterläuft, alt und längst bekannt ist. Da der Verf. seine Betrachtungen über Staat und Kirche auf seine Philosophie baut, so werden wir diese zuerst zu betrachten haben, ob sie gleich in seinem Buche den letzten Abschnitt ausmacht.

Unter der Ueberschrift Naturphilosophie trägt er eine

Art von Ontologie und Metaphysik vor, welche allerdings als ein originelles Product seines eignen Geistes angesehen werden kann, während zwischen dessen Theilen wenig Zusammenhang wahrzunehmen ist, indem diese mehr wie ein zusammengewürfelter Haufen als wie ein System erscheinen. Besser würde der Verf. gethan haben, wenn er einige ältere Lehrbücher der Metaphysik (etwa Baumgarten) zu Rathe gezogen, und zugesehen hätte, wie dieselben mit vieler Mühe die Worte, deren Sinn er suchte, bestimmt haben. Er würde dadurch gegen viele leere Sätze und Falschheiten verwahrt, und gegen seine neuen Wortbestimmungen wenigstens mistrauisch geworden seyn. Den Anfang macht eine Definition des Bewußtseyns, ein Unternehmen, dessen Nichtigkeit von jedem eingesehen werden muß, der aus der Logik weiß, daß ursprüngliche Facta sich gar nicht definiren, oder deutlicher durch Worte machen lassen, als sie durch die unmittelbare Wahrnehmung sind. Wem wird daher das Bewußtseyn durch die Worte klarer werden, wenn es heißt: „Bewußtseyn nenne ich dasjenige, welches weiß, daß es da ist, und daß noch viele andere Dinge da sind." Auch paßt die Beschreibung nicht auf das Bewußtseyn, sondern vielmehr auf eine Person, die Bewußtseyn hat. Ein Ding nennt der Verf. „dasjenige, welches da ist, ohne daß er weiß, ob es Bewußtseyn hat oder was es sonst ist." Wieder eine unvollkommne und ganz falsche Sprachbestimmung. Ding (ens) deutet den höchsten Begriff an, unter welchem alles was gedacht werden kann, begriffen ist. Es gibt daher Dinge die gar nicht da sind, Entia imaginaria, intelligibilia u. s. w. Unter dem Begriffe Ding stehen zunächst Personen und Sachen als Gegensätze. Der Verf. verwechselt den Begriff Sache mit dem Begriffe Ding. Alle Merkmale, die nicht unter den Begriff Quantität gehören, sollen Qualität seyn. Allein die Verhältnisse und Modalitäten sind ganz etwas anderes, als die Qualitäten. — Der Verf. wird sich vielleicht damit entschuldigen, daß er die angedeuteten Dinge so nennt. Allein eine Philosophie darf nicht auf willkürliche Benennung einzelner Subjecte, sondern muß auf solche Begriffe gebaut werden, wie sie jedermann denkt und denken muß. Und der Philosoph muß die Worte, welche er gebraucht, so bestimmen, daß er dadurch dasjenige andeutet, was jedermann bei dem Worte denkt und denken muß, wenn er über den Sprachgebrauch gehörig nachdenkt. Willkürliche Bestimmungen der Wörter sind zu gar nichts nütze, leiten zu Chimären und verwirren nur das Denken. Grund und Ursache werden S. 111 für coordinirte Begriffe ausgegeben, da es doch, wie es Baumgarten richtig bestimmt hat, subordinirte sind. Aus solchen willkürlichen Bestimmungen folgert nun der

Verf. z. B. §. 112. „Was daher wirklich ist, muß auch wahr seyn, und was wahr ist, muß auch wirklich seyn." Nach dieser Philosophie werden also alle Lügen wahr seyn; denn wirklich sind sie doch wohl? und jeder sophistische Schluß muß wahr seyn, wenn er nur wirklich ist. Zu solchen Ungereimtheiten führen willkürliche Wortbestimmungen. — Die Leser werden es uns wohl erlassen, diesen Theil der Philosophie des Verfs. weiter zu verfolgen. Die Begriffe Ursache, Kraft ꝛc. sind gleich mangelhaft bestimmt.

So wie nun die Bestimmung dieser allgemeinen Begriffe zu keiner klaren Vorstellung führt, so sind die §. 38 ꝛc. folgenden Grundsätze aus bloßen Worten zusammengesetzt, wovon jedes einzelne zwar einen Sinn hat, die aber in ihrer Zusammensetzung ein bloßes leeres Spiel mit Worten geben, worin gar kein deutlicher Sinn zu finden ist. So heißt es §. 38: „Dinge sind Theile des allgemeinen Raumes." Wenn man die materielle Welt den erfüllten Raum nennt, so mag jener Satz einen Sinn erhalten; sonst sagt jeder Vernünftige zwar, daß die äußern Dinge im Raume, aber Niemand sagt, daß sie selbst Raum sind. Der Verf. spricht von einem absoluten und relativen Raume, unter welchem letztern er den erfüllten oder materiellen Raum versteht, wo man alsdann allerdings die äußern Dinge als Theile desselben ansehen kann. Der absolute Raum aber soll wirklich, objectiv, und endlich gar eine erste Ursache seyn; die Zeit, als ein mit dem Raume zusammenhängender Begriff, soll „ein Seyn seyn, eine absolute qualitative Form aller Quantitäten. Das Quantitative der Zeit hat also (?) außer ihm seinen Grund" (§. 50, 51), und zwar hat diese, welche er die relative Zeit nennt, ihren Grund in dem absoluten Raume, wie der relative Raum seinen Grund in der absoluten oder reinen Zeit." Wer vermag hierbei etwas zu denken? Und nun die Folge! „Absolute Zeit ist also die zweite erste Ursache von objectiver Realität, und zwar ist sie als absolute Qualität vollkommen entgegengesetzt der absoluten Quantität. Diese Ursache (die absolute Zeit) ist eine extensive Ursache, die erst genannte (der absolute Raum) ist aber eine intensive Ursache. Zwei solche entgegengesetzte Ursachen oder Educte geben uns den Begriff eines Products, an welchem beide Ursachen gleichen Antheil haben: den Begriff einer absoluten Intensität oder eines vollkommenen Vereinigungsprincips: den Begriff einer mathematischen Fläche."

Wir haben somit in der Vorstellung von Abstoßung und in der Vorstellung von Anziehung zweier Urprincipe den Begriff von einer vollkommenen Urbewegung, Ruhe und Einheit, und diesen Zustand nennt er Urleben. Die Educte heißen absoluter Raum und absolute Zeit, daher „nenne ich", heißt

es S. 118, „das Product absoluten Zeit-Raum oder Raum-Zeit. Absoluter Raum war eine allgemeine subjective Form aller objectiven Formen oder die quantitative Form aller Qualitäten. Absolute Zeit war eine allgemein subjective Form aller objectiven Formen oder die qualitative Form aller Quantitäten. Bewußtseyn war eine allgemein subjective Form der objectiven Formen, folglich (?) muß absoluter Raum = Bewußtseyn seyn, und eben so muß absolute Zeit = Bewußtseyn seyn. — Zeit-Raum ist eine allgemeine objective Form aller objectiven Formen, folglich auch = Bewußtseyn, denn nach §. 21 ist wahr, was wirklich ist." — „Ich stehe demnächst", heißt es weiter, „nicht länger an, den Inbegriff der drei Urprincipe eine heilige Dreinigkeit oder Gottheit zu nennen, und zwar:

den absoluten Raum: Gott den Vater,
die absolute Zeit: Gott den heiligen Geist, und
den absoluten Zeit-Raum: Gott den Sohn."

Die Leser werden wohl an diesen Proben der Seyfert'schen Philosophie schon genug haben. Wenn der Verf. dem Rec. etwa Schuld gibt, daß er die Sätze aus ihrem Zusammenhang herausgerissen habe, so muß Rec. bekennen, daß er zwischen dem Ausgezogenen und dem was ihm vorhergeht gar keinen reellen Zusammenhang hat finden können, und ihn auch schwerlich ein anderer finden wird. Wer indessen wissen will, wie der Verf. die moralischen Principien auffindet, den verweisen wir auf die Schrift selbst; sie werden auf ähnliche Weise gefunden, als die Gotteslehre, — durch lauter leere Worte.

Wir wollen jetzt sehen, wie der Verf. seine Philosophie auf den Staat anwendet. Er widmet seiner Betrachtung zwei Abschnitte, wovon der erste seine organischen und der andere seine intellectuellen Kräfte in Erwägung zieht. Hier wird die Speculationskraft des Verfs. mehr von einem empirischen Gegenstande im Zaume gehalten, und was er darüber sagt, läßt sich wenigstens unter verständliche Begriffe bringen.

Nachdem er den Staat als eine moralische Person mit dem einzelnen Menschen verglichen und ihn nach dieser Analogie nach einigen eben nicht fruchtbaren Beziehungen betrachtet hat, geht er sogleich zur Betrachtung der organischen Kräfte und zieht zunächst den Gesundheitszustand des Staats und zwar insbesondere des preußischen in Erwägung. Diesen findet er höchst verderbt, und zwar sucht er den Grund dieses Verderbens in den Steuern, welche in einem Staate, in dessen Gelde bestehen. Er fährt in seinen bildlichen Worten S. 6 also fort: „So weit die Cohärenz zur Cohäsion das Mittel zum Zweck ist: so ist ein solches Universal- und Repräsentativmittel im Staatskörper, zur Ausgleichung

aller verschiedenartigen Interessen der Impuls aller einzelnen Kräfte — das Geld. Ist die Qualität und Quantität des Geldes im Staate den verschiedenartigen Interessen der Einzelheit angemessen, so ist das Nervensystem eines Staats stark und gesund zu nennen." Abgesehen von allem metaphorischen Wort- und Bilderkram, durch welchen der Verf. seine Begriffe vom Staate leitet, gelangt er endlich zu dem Satze, daß der Staat eines guten Finanzministers bedürfe, welcher das Materielle des Staats zu conserviren wisse, und daß ohne ein wohlgeordnetes Finanzwesen, sowohl das Departement der moralischen, als das der auswärtigen Angelegenheiten schwach und kraftlos bleiben müsse.

In Anwendung dieser Betrachtung auf den preußischen Staat findet er nun, daß sein Nervensystem nicht stark, sondern sehr gelähmt sey, indem:

1) „die negative Kraft aufgehört hat negativ zu seyn und in den positiven Zustand versetzt ist." — Diese unverständlichen Worte werden so übersetzt: „d. h. Mangel ist Ueberfluß geworden, oder die Production ist im Ueberflusse da. Es fehlt nicht an Erschöpfung, aber an Entledigung oder Exportation unserer Naturproducte." Er findet

2) „daß die positive Kraft in den negativen Zustand versetzt ist, und daß das, was im Ueberfluß seyn soll, Mangel geworden ist; d. h. es fehlt nicht an Entledigung, sondern an Erschöpfung durch heterogenen oder fremdartigen Einfluß der Importation fremder Industrie;"

3) findet er, „daß, bei diesem umgekehrten Verhältniß, das Vereinigungsprincip nichts auszugleichen hat; sondern in seiner Thätigkeit gehemmt ist, indem die Grundkräfte nicht wirksam sind; denn die Schwungkraft unterliegt der Schwerkraft; die allgemeine Kraft hat keine Wirkung auf die Einzelheit; das Verdauungssystem ist zerstört, und die ganze Maschine ist scheintodt." — Endlich aber findet er

4) daß die einzelnen cohärirenden gehemmten Kräfte moralisch angetrieben werden zusammenzuhalten; daß sie cohäriren müssen; daß sie Kraft geben sollen oder übernatürlich angestrengt und überreizt werden; daß das Nervensystem geschwächt wird; daß die letzten Kräfte sich aufreiben; daß das unglückliche Geschwür der Staatsschuld und die Seuche der Privatschulden weiter um sich frißt, und daß der Staatskörper durch die Einwirkung fremdartiger und unvorhergesehener Zufälle in Gefahr kommt."

Dagegen werde er auch bei der dauerhaften Constitution der Maschine gewahr, daß der Patient nicht sowohl durch künstliche Heilmittel als durch einfache natürliche Diäts- und Stärkungs-

mittel radical zu curiren ist. Die edelsten Säfte des Staatskörpers dienen jetzt dem Geschwüre der Staatsschuld zur Nahrung.

Dieser langen, mit schwülstigen Metaphern angefüllten Rede kurzer Sinn würde viel deutlicher, präciser und allgemein verständlicher ausgedrückt seyn, wenn der Verf. ganz einfach gesagt hätte: der preußische Staat producirt jetzt mehr, als er absetzen kann; er erhält zuviel Colonial- und englische Waaren, und schickt dafür das Geld aus dem Lande; die Staatsschuld saugt die Nation aus durch die Zinsen, deren Bezahlung sie jährlich verlangt. Dennoch besitzt Preußen noch Mittel die Uebel zu heilen, und diese will ich zeigen. — In wissenschaftlichen Betrachtungen kann die bildliche Sprache nur schaden, wenn sie nicht sparsam und mit großer Behutsamkeit gebraucht wird.

Da der Verf. die Staatsschulden für das größte Uebel hält, durch dessen Wegschaffung der Staat wieder zu Kräften gelangen soll, so will er nun zuerst zeigen, wie sie getilgt werden sollen. Sodann will er zweitens darthun, wie die Grundkräfte des Staats in ihre natürliche Wirksamkeit zurückgeführt werden, damit die Verdauung von Statten gehe und die Productionskraft nicht ersterbe.

Die Abhandlung von den Staatsschulden zerfällt in die Beantwortung folgender drei Fragen: A) Was sind Staatspapiere oder Staatsschulden? Anstatt aber diese Frage direct zu beantworten und einen Begriff von den Staatsschulden zu geben, zeigt er nur, wie nachtheilig dieselben wirken. — Durch die Staatspapiere hat sich der Staat feierlich und öffentlich verpflichtet, die durch sie versprochene Rente an jeden Inhaber derselben so lange unweigerlich zu bezahlen, als er das Papier nicht gegen das darin ausgedrückte Capital wieder einlöst, oder durch freiwilligen Kauf dasselbe wieder an sich bringt. Die Veräußerung der Papiere hat der Staat jedem Inhaber freigestellt, und jeder der sie an sich bringt, bringt zugleich alle Rechte an sich, welche der ursprüngliche oder erste Besitzer dadurch erhalten hat. Die Gerechtigkeit fordert also, daß der Staat seine im Papiere ausgedrückte Verbindlichkeit gegen jeden Inhaber, er sey der erste oder tausendste, pünctlich erfülle. Was diese Schulden für Folgen haben, ob der Creditor bei deren Contrahirung Unvorsichtigkeiten begangen, ob er das Borgen nicht lieber hätte unterlassen sollen, darum bekümmert sich das Recht ganz und gar nicht, darum soll und darf es sich nicht bekümmern. Das Recht sagt: bezahle, und erfülle die freiwillig übernommenen Verbindlichkeiten, wofern dein Gläubiger nicht zu bewegen ist, sie freiwillig abzuändern. Dieser Antwort geht aber der Verf. ganz und gar aus dem Wege, klagt über das Schädliche der Staatsschulden, fragt B) in wessen Händen jetzt die Staatspapiere sind? — Eine Frage, die durchaus auf die Ver-

bindlichkeit, ſie zu bezahlen, gar keinen Einfluß haben kann, weil in dem Weſen dieſer Staatspapiere liegt, daß jeder Inhaber ſie mit allen ihren Rechten an jedermann übertragen kann, und die Deutelei, die er der Ceſſion gibt, iſt nichts als Rabuliſterei. Im Documente ſteht gar nicht, daß der Staat blos den urſprünglichen Beſitzern verpflichtet ſeyn wolle, ſondern dem Inhaber, er ſey wer er will, und ſo wie er dem erſten Acquirenten nur richtige Rentenzahlung verſprochen hat und über die Art der Rückzahlung des Capitals ebenfalls eine Beſtimmung im Documente gegeben iſt, ſo iſt jede andere einſeitige und willkürliche Deutung, wodurch der Staat ſich ſeiner ausgedrückten Verbindlichkeit entziehen will, die klarſte Ungerechtigkeit. Aber der Verf. kennt eine andere Moral für den Staat. Nach derſelben ſoll der Staat zunächſt die Zinſenzahlung für ſeine Schulden einſtellen, dann die zweyhundert Millionen Staatsſchuld in zwanzig Theile ſchneiden, jeden zu 10 Millionen, und ſoll dieſe Staatsſchuld als Papiergeld, Courant- und Geldſcheine genannt, behandeln. Von denſelben wird mit jedem Jahre eine Claſſe durchs Loos beſtimmt, in den Staatscaſſen das nächſtfolgende Jahr für voll angenommen und daſelbſt von den zehn Millionen erſparten (ungerechter Weiſe zurückbehaltenen ſoll es heißen) Zinſen getilgt werden, in Folge deſſen die Tilgung der ganzen Schuld in zwanzig Jahren vollendet wäre. Oder (noch ehrlicher!) der Staat ſoll die erſparten 10 Millionen dazu anwenden, um von den zwanzig Claſſen diejenige zurückzukaufen, welche für die annehmbarſte erachtet wird, wodurch er dann zwiſchen zehn und funfzehn Jahren die Tilgung des Ganzen möglich macht.

Der Verf. (indem er immer moraliſch kühner wird) ſieht hierin ſogar ein Mittel, die ganze Schuld in zwei Jahren zurückzukaufen. Denn da die Scheine keine Zinſen mehr tragen, werden ſie im Curſe ſehr fallen; „fielen ſie nun", ſagt er, „wie leicht möglich wäre, von 90 auf 10, ſo könnte er mit 10 Millionen Zinſen jährlich, die er immerfort erhält, die ganze Schuld von 200 Millionen in zwei Jahren zurückkaufen." Wenn aber einmal der Staat ſo verfahren darf, ſo ſieht man nicht ein, warum der Verf. nicht empfiehlt, ihren Werth gerade zu auf nichts herunter zu bringen. Denn dann braucht er ja gar nichts dafür zu bezahlen, und die Schulden wären mit einem Male getilgt. Man ſollte kaum glauben, daß in einem Kopfe, der dem Begriffe des Rechts und der Pflicht ſeine Stelle einräumt, dergleichen alle Begriffe von Recht und Pflicht zerſtörende Urtheile Platz finden könnten, wenn nicht bekannt wäre, daß die bildliche und allegoriſche Sprache alle klaren Vorſtellungen verdunkelt und jeden Begriff ſo einrichten kann, daß er ſich der Meinung anbequemt, die

zu behaupten man sich einmal vorgesetzt hat, wenn es auch die allerungereimteste wäre. Der Verf. hat nun zwar gefühlt, daß seine vorgeschlagene Operation ein wenig Wundfieber hervorbringe, und manche dabei Schaden leiden werden. Dagegen schmeichelt er den Personen, welche dergleichen trifft, mit vollkommenem Schadenersatz für Zinsen und Capitalverlust aus dem Fond der ersparten Zinsen. Daß dieser Trost aber in leeren Phrasen bestehe, wird wohl jeder einsehen, der sich das zu lösende Problem ganz einfach vorstellt, nämlich: Wie soll von 10 Millionen jährlichen Einkommen ein jährlicher Verlust von 10 Millionen Einkommen und obenein ein Capital, das den Werth dieses Einkommens ausdrückt, ersetzt werden? Unsre Leser werden uns daher leicht den Bericht, wie der Verf. ein solches Problem löset, erlassen, da die Unmöglichkeit der Lösung aus der Frage hervorgeht und dem gemeinsten Menschenverstande einleuchtet, und also die Entschädigung nur in leeren Phrasen bestehen kann. Um hier jedoch eine recht einleuchtende Probe zu geben, wie der Verf. durch Begriffsverwirrungen die klarsten Wahrheiten zu entstellen weiß, und wie er glaubt, sole meridiano clarius beweisen zu können, daß schwarz weiß und weiß schwarz sey, mag folgendes Beispiel dienen.

Er hat nämlich die nagelneue Entdeckung gemacht, daß Geld und die ganze Masse der edeln Metalle in einem Lande kein Privatvermögen, sondern Gemeingut und also ein Staatsvermögen sey. Hieraus folgt nun auf's evidenteste, daß kein Einzelner mehr ein Eigenthumsrecht auf das Gold oder Silber hat, das er bisher für sein Eigenthum hielt, sondern daß es dem Staate gehört und dieser allein das Recht hat, nach seinem Belieben zu bestimmen, was damit geschehen, und unter welchen Bedingungen der Privatbesitzer darüber verfügen soll. Von dieser Wahrheit ist der Verf. so überzeugt, daß er sich alle Mühe gibt, diese Ueberzeugung auch andern beizubringen, und daß er alle Sachkundige und Wohlwollende überreden will, mit ihm mit dem Gnadengesuche bei der Regierung einzukommen, daß sie doch endlich einen jeden von seinem Gelde befreien und die Barmherzigkeit haben möge, alles Geld als Staatsgut anzunehmen. Es ist nur noch gut, daß der Verf., der ein sehr gutmüthiger Mann zu seyn scheint, doch nicht will, daß der Staat diese Idee mit Gewalt von obenher realisiren und zur Wirklichkeit bringen, sondern daß er damit warten solle, bis er von unten her von allgemeinen Stimmen des Volks um diese Gnadenbezeugung angefleht wird. Dabei kann jeder leicht athmen. Aber es würde doch immer schlimm stehen, wenn sich der Staat von dieser Idee, daß alles Geld im Lande nicht den Privatleuten, sondern sein gehöre, so fest überzeugte, als es der Verf. zu seyn vorgibt. Denn er

würde schwerlich so gutmüthig als der Verf. seyn und die Usurpation der Privatleute so lange geduldig ansehen, bis sie ihn anflehten, doch endlich von seinem Rechte Gebrauch zu machen. Auch sieht man nicht ein, wozu der Staat soviel Umstände nöthig hätte, wenn er sich von der Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit einer solchen Besitznahme überzeugt hielte. Soll er so schwach seyn, sein so evidentes Recht, durch dessen Entbehrung, wie der Verf. meint, sogar das ganze Volk selbst zu Grunde gehen muß, der Dummheit des Volks aufzuopfern?

Nach dieser Betrachtung der Krankheit des preußischen Staats und der Art ihrer Heilung kommt er nun zweitens auf dessen Grundkraft, die er auf Ackerbau, Industrie und Handel reducirt, um zu zeigen, wie sie in ihre natürliche Wirksamkeit zurückgeführt werden sollen, damit die Verdauung von Statten gehe und die Productionskraft nicht ersterbe (S. 9). Er fängt vom Handel an (S. 18) und zeigt, daß die Freiheit desselben keine Handelswillkür, sondern eine durch gesetzliche Schranken bestimmte Freiheit seyn müsse. Als Grundsatz stellt er fest: „Die natürliche Grenze des Handels kann und muß nur das productive und industriöse Gleichgewicht unter den verschiedenen Völkern bestimmen und erhalten und sofort auf's finanzielle und intellectuelle Gleichgewicht wirken." — Statt dieser abstracten Worte wollen wir lieber die concreten Ausdrücke unsers Verfs. anführen, weil sie seine Meinung verständlicher aussprechen. S. 20: „Führt der Handel den Ueberfluß unserer Producte gegen den Ueberfluß fremder Producte aus, welche bei uns mangeln, oder hebt der Handel den Mangel unserer Producte gegen den Ueberfluß fremder (soll wohl heißen: hebt der Handel den Mangel an Producten im Lande durch Herbeiführung derselben aus der Fremde, wo Ueberfluß daran ist) auf: so wird das Gleichgewicht erhalten und der Handel bewegt sich naturgemäß. Wenn aber das Plus unserer Producte durch die Importation fremder noch größer wird, und unser Minus durch die Exportation noch weniger wird, wo ist dann Gleichgewicht möglich?" Wenn diese Ordnung naturgemäß ist, wie der Verf. sagt, und wenn wir ihm recht geben, so muß es auch Naturgesetz seyn, daß sie erhalten werde. Denn sonst wäre es kein Naturgesetz. Wo aber ein Naturgesetz etwas hervorbringt, da geschieht das, was nach ihm geschehen muß, nothwendig. Es ist sodann lächerlich, wenn der menschliche Wille oder das positive Gesetz noch etwas hinzuthun will, um das Naturgesetz im Gange zu erhalten, oder gar es zu verbessern. Das ist die Meinung derer, die dem Handel unbedingte Freiheit gestattet wissen wollen. Sie meinen, daß die menschliche Freiheit viel zu schwach ist, um dem Naturgesetz Abbruch zu thun. Will also dieses das Gleichgewicht im Handel der Völker, so wird die-

ses erfolgen, ohne daß es der Gesetzgeber nach seinen Begriffen anordnet. Es wäre so lächerlich wie wenn die positiven Gesetze den Sternen ihren Lauf vorschreiben, oder den Menschen gebieten wollten diesen nicht zu stören. Will also die Nation das Gleichgewicht des Handels, so wird dieses ohne alle menschliche Gesetze erfolgen und der Wille wird von der Natur so eingerichtet seyn, daß er nicht anders handeln kann, als die Natur es will. Dieses ist der Glaube der Vertheidiger der unbedingten Handelsfreiheit. Sie glauben, daß in dem Eigennutz der Menschen die Natur schon hinlänglich dafür gesorgt habe, daß der Handel da nichts Ueberflüssiges hinführt, wo Ueberfluß ist, und daß er nichts ausführt, wo er keinen Gegenwerth dafür erhält, und weiter bedürfe es daher nichts, um das Gleichgewicht, insoweit es die Natur will, zu erhalten. Wenn sich aber die Menschen einen willkürlichen Begriff vom Gleichgewicht bilden, und dieses zu erhalten sich zum Object ihrer Gesetzgebung machen, so glauben sie, daß ein solcher Begriff gar keinen nähern Gegenstand in der Natur finde, und daß eine solche Gesetzgebung auf die Realisirung einer Chimäre ausgehe, die, wenn sie auch einmal zufällig realisirt würde, doch durch das Hinzukommen oder den Abgang von einer einzigen Prise Schnupftabak wieder zerstört werden müste. Kommt es aber nur darauf an, dieses Gleichgewicht ungefähr und taliter qualiter im Großen zu erhalten, so sorgt freie Privateinsicht und Eigennutz gewiß viel besser und sicherer dafür, als jede positive Gesetzgebung.

Der Verf. hält es unterdessen mit denen, welche dafür halten, daß die Kaufleute ein Land ruiniren würden, wenn sie durch die Gesetze nicht der bloßen Gerechtigkeit (denn das versteht sich von selbst), sondern der öffentlichen Staatsklugheit und Polizei in Schranken gehalten würden. Diese positiven Bestimmungen zur Bildung einer (vermeintlich) natürlichen Grenze der Handelsfreiheit gibt nun der Verf. S. 20 so an:

1) „Alles was zur Consumtion im Staatskörper an Natur- und Kunstproducten zureichend vorgefunden wird, darf gar nicht eingeführt werden." Aber wer wird auch in solchem Falle etwas einführen? Nur dann wird es eingeführt werden, wenn entweder das, was im Lande ist, nichts taugt, oder wenn es theurer ist. In beiden Fällen aber würde es unrecht und dem Wohl des Landes entgegen seyn, wenn man die Einfuhr verbieten wollte, weil man dadurch zugleich die Production solcher Dinge verhindert, welche das Land als Gegenwerth zur Eintauschung der fremden Dinge ausführen könnte, und also das Land ärmer wird, weil der Werth, der ausgeführt werden würde, nicht entsteht, und das, was im

Lande gehalten wird, weniger werth ist, als jener, dessen Production unterbleibt.

In Nr. 2 und 3 wird Ausfuhr alles Ueberflusses im Lande und Einfuhr alles Fehlenden gestattet, wogegen nichts zu erinnern ist.

Unter die Gegenstände, deren Ausfuhr jedoch verboten werden soll, rechnet der Verf. das baare Geld, wovon wir nur die nagelneuen Gründe vergleichen wollen, die der Verfasser außer den bekannten schon längst als falsch befundenen braucht. Es soll nämlich das Geld 1) deshalb im Lande gehalten werden, weil es neben seinem Realwerth als Gold und Silber noch einen besondern, ihm allein eigenthümlichen Idealwerth habe, indem jeder Groschen durch den Umtausch der Dinge den er bewirkt, wohl einen hundert- und tausendfachen Werth erzeuge, und also ein solcher Groschen den Werth von mehr als tausend Groschen in sich enthielte, der aber dadurch, daß er aus dem Lande geht, verloren ginge. Ein in der That possirlicher Gedanke! — Es ist ja nicht der Groschen, welcher diesen vielfachen Werth bewirkt, sondern der Tausch, und nicht der Groschen, sondern die umgetauschten Sachen haben diesen vielfältigen Werth. Der Tausch aber kann auch durch andere Sachen bewirkt werden als durch Geld, z. E. durch Credit, und es wäre nicht lächerlicher die Ausfuhr des Credits zu verbieten, als die des Geldes aus dem angeführten Grunde. Dem Verf. werden viele durch langjährigen Umlauf abgeschliffene Groschen zu Dienste stehen, wenn er auch nur 13 Pfennige dafür bezahlen will. Und da nach seiner Meinung in jedem solchen Groschen der Werth von tausenden steckt, so wird er durch eine solche Einwechselung zu einem sehr reichen Manne werden. — Der zweite Grund; aus dem der Verf. die Ausfuhr des baaren Geldes verboten wissen will, ist zwar der gewöhnliche, weil das Land dadurch vom baaren Gelde entblößt werde, aber etwas Neues dabei ist folgendes: „Weil das Staatsvermögen (das baare Geld nämlich) sodann in keinem Verhältnisse zu dem Privat- oder Capitalvermögen mehr steht. Denn es ist doch ganz klar (?), wenn, angenommen, das baare Staatsvermögen 50 Millionen beträgt, das nicht baare Privatvermögen aber Myriaden — und das Creditwesen — auch verloren geht, daß nunmehro unmöglich noch, wo ein jeder sein Privatvermögen in baares Geld einzutauschen sucht, die 50 Millionen zwei Myriaden decken können." Was sollten aber die Privatleute mit den Myriaden baaren Geldes machen! Sie suchen ja für ihren Ueberfluß immer nur Waaren vermittelst des Geldes, und könnte der Umtausch nicht mehr mit Gelde getrieben werden, so würden sie ihn mit Waaren treiben müssen. Wo aber Ueberfluß an gesuchten Waaren ist, da wird

es nie an Gelde fehlen, so lange noch Leute, welche jene Waare bedürfen, Geld haben; und da Geld unter allen Waaren die beweglichste ist und Geld allenthalben die Waaren aufsucht, so wird es denen, die gesuchte Waaren anzubieten haben, nie an Gelde fehlen. Der beste Rath also, den man einem Lande geben kann, dem es an dem nöthigen Gelde fehlt, ist: Macht nur Waaren, welche geldreiche Nationen suchen, und das Geld wird schon zu euch kommen. Nichts ist leichter in's Land zu bringen als Geld, wenn man nur den Geldbesitzern etwas anzubieten hat, das sie begehren und selbst nicht besitzen. Lächerlich ist es daher, wenn der Verf. das Geld mit dem Territorium vergleicht (S. 25) und behauptet, der Staat müsse das Geld als sein Eigenthum eben so wenig von seinem Lande trennen lassen, als die Ländereien, indem das Geld dem Ackerbau, der Industrie und dem Handel so unentbehrlich sey, als die Elemente der Existenz des Menschen, und so wie der Staat jenes festhalte, so müsse er auch das Geld als sein Eigenthum nicht von sich lassen.

Lachen wird auch jeder Kaufmann, welcher S. 31, 32 ꝛc. lieset, wie der Verf. glaubt, daß sich Kaufleute durch Wechseloperationen so leicht bereichern und sich des Geldes bemächtigen können.

So wie nun der Handelsfreiheit positive Gränzen gesetzt werden sollen, so will er auch keine unbeschränkte Freiheit der übrigen Gewerbe zulassen, jedoch verlangt er dazu blos Prüfung der Qualität zu den zu betreibenden Gewerben, welches man sich allenfalls kann gefallen lassen.

Nachdem auf diese Weise die Betrachtung der organischen Kräfte des Staats beschlossen ist, werden im folgenden Abschnitt die intellectuellen Kräfte desselben in Erwägung gezogen. Der Verf. entwickelt zuerst, was er unter diesen intellectuellen Kräften versteht. Er nennt denselben in dieser Hinsicht, wie das Bewußtseyn des Menschen, den Inbegriff aller subjectiven und objectiven Formen, ein Ausdruck, dem wir, aller vorhergehenden und folgenden Erörterung ungeachtet, keinen deutlichen Sinn abgewinnen können. Verständlicher ist es, wenn er sagt (S. 43): daß der Weltüberwinder (Jesus) dadurch seine Göttlichkeit bewiesen habe, daß er vermocht hat ein vollkommnes Rechtsprincip in der bekannten Formel aufzustellen: Was du nicht willst ꝛc. Dieser Beweis der Göttlichkeit Christi möchte aber wohl sehr schwach befunden werden, da den denkenden Köpfen diese Formel zwar für den Volksgebrauch zweckmäßig, jedoch wegen des vielen ihr anhangenden Mangels an Präcision niemals für einen wissenschaftlichen Gebrauch hinreichend behalten geschienen hat. — Dem Eigenthumsrechte der Einzelnen und allem Rechte überhaupt glaubt der

Verf. durch die Annahme einer Communio primaria eine feste Stütze zu verschaffen, und drückt also das letzte Recht der Menschen und Staaten also aus (S. 46): „Das Recht Aller auf Alles und auf Alles und Eines in Aller und Aller in Eines ist das höchste und letzte Recht der Menschen und Staaten." Die Naturrechtslehrer haben aber die Communio primaria längst verworfen, weil in dieser Idee eine Menge Zweideutigkeiten und falsche Folgen liegen. Das Wahre aber, was darin enthalten ist, haben sie mit deutlichen Worten bezeichnet. Es besteht darin, daß in dem Begriff der menschlichen Natur der Begriff einer Person oder eines moralischen Wesens liegt, und daß dadurch allen Menschen von Natur eine Rechtsfähigkeit beiwohnt, und deshalb alle Bemächtigung eines Rechts durch andere schon von Natur dadurch eingeschränkt bleibt, daß dadurch es keinem Menschen unmöglich gemacht wird, von seiner Rechtsfähigkeit Gebrauch zu machen. Diese Schranken näher zu bestimmen, wird den positiven Gesetzen vorbehalten. Die ganze Menschheit ist keine Person, weil ihr die Organisation zu einem Ganzen mangelt, folglich kann man ihr auch kein bestimmtes Recht beilegen, sondern nur eine Rechtsfähigkeit; sie kann nie agirend gegen andere Personen auftreten, weil außer Menschen keine Person auf der Erde zu finden ist; ein Recht setzt aber immer andere Personen voraus, welche dadurch verpflichtet werden. Vor positiven Gesetzen läßt sich aber kein bestimmtes einzelnes Recht denken, worüber nicht leicht die Menschen in Zwiespalt und Streit gerathen könnten, und daher sind nur erst durch den Staat definitive und sichere Rechte der Einzelnen möglich; daß aber der Staat die Rechte aller durch die wesentlichen und natürlichen Rechte der Menschheit in allen übrigen beschränken müsse und solle, folgt aus den Begriffen. Wenn des Prof. Jacobs Naturrecht, wie der Verf. behauptet, sich gegen die communio primaria erklärt, so meint er unstreitig, wie die meisten neuern Lehrer des Naturrechts, jenen zu Irrthümern führenden positiven Begriff derselben, wobei das allgemeine Rechtsverhältniß der Personen zu den Sachen sehr wohl bestehen kann, welches das Verbot, dasselbe nicht zu verletzen, in sich schließe.

Der Verf. unterbricht die Ausführung seines Vortrags durch eine Episode von der Kirche S. 51, die jedoch nach dem Titel einen Hauptheil des Ganzen ausmacht. Er hält den christlichen Glauben für den einzig wahren und seligmachenden, er macht den einzigen und wahren Gottesdienst aus, wozu der Tempel der Staat ist. Der Glaube der Christen bezieht sich aber auf die Offenbarung, die ein Kund- und Zuwissenthun des göttlichen Willens ist. Was er hierüber S. 54 ꝛc. sagt, läßt sich ganz gut

lesen. Jedoch werden die Beweisgründe, die er für die Wirklichkeit der positiven christlichen Offenbarung S. 54 anführt, nicht einmal den Theologen, geschweige denn den Philosophen genügen. Man muß über dergleichen Dinge jeden frei sprechen und denken lassen, und da der Verf. diese Freiheit andern gestattet, so ist es billig, daß man ihn auch in der seinigen nicht stört. Wenn er aber ein Reich Gottes unter den Staaten S. 69 errichten will, und dieses auf einen gesellschaftlichen Naturvertrag S. 70 bauen will, so hat er vergessen, daß er S. 48 einen gleichen Vertrag verworfen hat; und da jeder Vertrag von freier Willkür und freier Einstimmung aller Theilhaber abhängt, wie kann es einen Vertrag geben, der ohne alle willkürliche Einstimmung für alle bindend seyn soll? Wir wollen über das Raisonnement des Verfs. über die Kirche und die Religion nur Eine Bemerkung machen. Es hat nämlich der Verf. in seiner Theorie von der Kirche das was blos ein Gegenstand der innern Gesetzgebung bleiben muß, mit dem was auch ein Gegenstand der äußern Gesetzgebung seyn kann, vermischt und verwechselt. Wenn er sich einen deutlichen Begriff von beiden gemacht hätte, so würde er wohl schwerlich den christlichen Glauben zur Bedingung des Staatsbürgerthums gemacht haben. Denn da jede Religion und jeder Religionsglaube eine Gesinnung ist, eine solche aber sich nie durch Befehle erzwingen läßt: so kann auch kein Religionsglaube ein Gegenstand der äußern Gesetzgebung seyn. Jeder Staat, der irgend eine Religion, es sey welche es wolle, zur Rechtspflicht macht, verkennt seine Gewalt und die Grenzen seines Rechts, weil beides sich nur auf äußere Handlungen erstreckt, Gesinnung und Ueberzeugung aber von innern Ursachen abhängen, die gänzlich außer dem Bereich der äußern Gewalt und äußern Gesetzgebung liegen. Und deshalb läßt sich auch die Religion, wenn es auch die vollkommenste wäre, niemals durch ein Staatsgesetz mit Erfolg befehlen. Dergleichen Gesetze können immer nur einen blinden Köhlerglauben oder Heuchler hervorbringen. Dennoch soll nach der Theorie unsers Verfassers mit der absoluten und positiven Grundlage des Staats nach S. 70 eine positive und absolute Religionsform verknüpft seyn, deren Name Christokratie ist. Diese wird durch eine Dreieinigkeit, König, Volksvertreter und Staatsrath repräsentirt, wovon die Ideen ziemlich nach gewöhnlicher Art, fast allzuweitläufig, entwickelt werden. Todes- und Leibesstrafen sollen in des Verfs. Staat nicht statt finden. Zum Dominium eminens solle gehören 1) der Grund und Boden der Elemente; 2) alles was unmittelbar darauf und darin gefunden wird. Auch die Thiere sollen in diesem Staate Rechte erhalten. (S. 93) Sogar

die akademiſche Freiheit wird in dieſer ſonderbaren Urkunde beſtimmt (S. 93). Die chriſtliche Religion ſoll aber die allein herrſchende in dieſem Staate ſeyn, jedoch ſollen die verſchiedenen Secten nicht geſtört werden. Ein Nichtchriſt aber kann nicht Staatsbürger ſeyn, ſondern wird nur als Gaſt behandelt. Die Frauen bleiben von Regierungsſtellen ausgeſchloſſen, auch will ſie der Verf. in ihrer Unmündigkeit erhalten wiſſen. Man wird ſchwer begreifen, wie der Verf. alles dieſes aus ſeinem allgemeinen Rechtsgrundſatze herleitet. Indeſſen rathen wir doch unſern Leſern, das Buch nicht ungeleſen zu laſſen. Wenn es gleich ſelbſt nicht belehrend iſt, ſo gibt es doch viel zu denken.

VIII.

Ueber Gewerbe- und Handelsfreiheit.

Wenn Leute, ſogar gelehrte Leute, der Beſchränkung der Gewerbe- und Handelsfreiheit Lobreden halten, und im ganzen Ernſte den Vortheil der Prohibitivmaßregeln und Mauthanſtalten beweiſen wollen, was ſoll man ihnen dann erwiedern? Was ſoll man antworten, wenn ſie von den Gefahren und Nachtheilen der Oeffentlichkeit reden und dem heimlichen Verfahren Lobſprüche ertheilen? Wenn ſie uns den Ruhm und die Glückſeligkeit des Mittelalters preiſen, und in dem Geiſte und den Inſtitutionen deſſelben Heilmittel gegen die Gebrechen und die Noth dieſer Zeit finden wollen? Wenn ſie verſichern, die Völker hätten gerade ſo viele Rechte, als die Machthaber ihnen zugeſtehen wollen? Was ſoll man zu ſolchen und ähnlichen Artikeln des politiſchen Glaubensbekenntniſſes gewiſſer Leute ſagen? Was ſagte Diogenes zu dem Gelehrten, der ihm beweiſen wollte, daß es in der Natur keine Bewegung gebe? Er ließ den Narren ſtehen und ging ſeines Wegs. Das war die kräftigſte Widerlegung, bei welcher er kein Wort zu verlieren hatte.

Aber die Narren laſſen ſich durch keine Beweiſe ſtören; beſchränkte Anſicht, angeerbter Glaube, von Eigennutz und Selbſtſucht genährt, leugnen das Licht des Tages und verwandeln dieſen in Nacht, und der Irrthum und die Lüge beſtehen ſiegreich einen Kampf, in dem ſie auf den Beiſtand herrſchender Vorurtheile und Intereſſen zählen dürfen. Indeſſen lernt die Welt,

obgleich langsam, und wendet später auch das Gelernte an, besonders wenn die Unredlichkeit erkannt wird, die kein Bedenken trägt, das allgemeine Wohl dem Vortheil Weniger aufzuopfern. Der Grundsatz der Freiheit des Handels und der Gewerbe, so wie der Grundsatz der freien Oeffentlichkeit, werden einst Glaubensartikel der politischen Lehre seyn, die man so wenig bezweifeln und widersprechen wird, als den täglichen Umschwung der Erde um ihre Achse. Die Bahn der Forschung ist geöffnet und betreten, und es bleibt nichts mehr übrig, als sie Jedem frei zu lassen, daß er, nach seinem Willen und Vermögen, in den Schranken des Gesetzes, sich auf ihr bewege. Halbes Wissen ist gewöhnlich gefährlicher und verderblicher, als gänzliche Unwissenheit. Heimlichkeit erregt Verdacht, wie unzeitige Beschränkung Widerstand. Freie Oeffentlichkeit ist die wahre Schutzpockenanstalt gegen die meisten Gebrechen des bürgerlichen und politischen Zustandes, in welchem das civilisirte Europa sich befindet; wenn auch manchmal selbst ein Uebel, beugt sie doch größern Uebeln vor, oder trägt zu ihrer Heilung bei. Noch sind, wie früher gegen die Kuhpockenimpfung, und aus viel wichtigern Gründen, Priester und Leviten, Doctoren und Quacksalber, Facultäten und Sorbonnen gegen sie; aber die Welt lernt, wenn auch langsam, und die Zeit übt eine unwiderstehliche Macht.

Wenige Gegenstände sind vielleicht in neuerer Zeit erschöpfender erörtert und überzeugender bewiesen worden, als der Nutzen der Gewerbe- und Handelsfreiheit. Wenn auch Recht und Sittlichkeit, welche Prohibitivmaßregeln und Mauthen so leicht und so tief verletzen, nicht in Erwägung kämen, dann spräche schon der Vortheil ihr hinlänglich das Wort. Aber der Uebergang von der Erkenntniß einer Wahrheit zu ihrer Anwendung ist langsam und schwer, besonders wenn sie mit Selbstsucht, Eigennutz und angeerbten Vorurtheilen zu kämpfen hat. Wir wollen noch einmal für die Freiheit der Gewerbe und des Handels das Wort nehmen, wie wir es im Sommer des Jahres 1816 gethan, wo man der Noth im deutschen Vaterlande durch Zwang und Verbote zu begegnen hoffte. Sollte der Erfolg auch jetzt noch derselbe seyn, dann haben wir, wie damals, gethan, was uns durch Pflicht und Ueberzeugung geboten schien. An gemachten Erfahrungen hat es nicht gefehlt, die uns zur rechten Einsicht führen können. Mauthen und Grenzzölle haben sich in Deutschland vervielfältigt, und ohne Zweifel wissen wir, was Gewerbfleiß und Handel ihnen zu verdanken haben. Selbst die Engländer, deren Ueberlegenheit in Allem, was eine gute Staatswirthschaft betrifft, wir mit Recht anerkennen, neigen sich zur Freiheit des Gewerbfleißes und Handels, in wie weit es der lang betretene Weg der

Beschränkung ohne Erschütterung für die bestehende Ordnung der Dinge gestattet, die sich unter Zünften und Innungen, unter Mauthen und Zöllen ausgebildet hat. Wir sahen die Briten reich, und glaubten es auch zu werden, wenn wir dieselben Mittel nähmen; die auffallendsten und leichtesten waren Mauth und Zölle. Diese wurden nachgeahmt, doch ihnen folgte der britische Reichthum nicht. Ja, die ersten Staatsmänner Englands fanden in Beschränkungen und Verboten Hindernisse des öffentlichen Wohlstandes, den sie bei uns befördern sollten. Man sah, daß England mit Mauthen und Zünften zu großem Reichthum gekommen war, und schloß etwas voreilig, ihnen müsse es diesen Reichthum verdanken, da man hätte untersuchen sollen, ob nicht Großbritannien unter den vielen günstigen Umständen, deren das europäische Festland sich keineswegs zu erfreuen hat, der Mauthen und Zölle ungeachtet, den hohen Grad von Wohlstand erreicht habe, den wir bewundern. Die sklavische Nachahmung gleicht gar oft jenem Affen, der seinen Herrn sich barbiren sah, und dasselbe thun wollte, sich aber in die Kehle schnitt.

Die Freiheit der Gewerbe, und besonders des äußern Handels, ist bei uns seit Jahren ein fast allgemein besprochener Gegenstand. Allenthalben sieht man ein rühmliches Gefühl erwacht, das in jedem Volke nach Selbständigkeit, Unabhängigkeit und jener Gleichheit ringt, welche zwischen Völkern eine Wechselseitigkeit von Rechten und Pflichten fordert, die in einem wohlgeordneten Staate unter den Staatsgenossen gilt. Dieses schöne Gefühl verdient allerdings Lob und Aufmunterung, aber wo es in seiner Verirrung schädlich wird, auch eine belehrende Mahnung. Wir haben es in der spätern Zeit noch gesehen, wie der wahre und aufrichtige Wille des Guten durch die Mittel, die es befördern sollten, das Gegentheil bewirkte. Die entschiedensten Vertheidiger der Freiheit in Frankreich haben dieser offenbar, wie die wärmsten Royalisten in unsern Tagen, der königlichen Legitimität, und die Fanatiker der Religion zu allen Zeiten die tiefsten Wunden geschlagen. Hätten die neuen Deutschen ihr gepriesenes Deutschthum durchgesetzt, kein freier, verständiger Mensch möchte mehr in Deutschland leben. Ein ungeschickter Freund ist ein gefährlicher Feind.

Mit dem Muthe, den gegen die fast allgemeine Stimme nichts unterstützte als unsre Ueberzeugung, legten wir denkenden Männern, die mit dem warmen, empfänglichen Gefühle auch einen besonnenen nüchternen Geist verbanden, einige Bemerkungen über den freien Handel vor; sie waren nicht neu, sondern von den besten Staatswirthschaftsgelehrten gemacht und erwiesen worden; und wenn sie in unsern Zeiten noch paradox erschienen, dann

darf uns das keineswegs befremden, weil jede Wahrheit, welche eine Neigung oder Leidenschaft des Menschen gegen sich hat, nicht leicht Eingang findet. Hat der gute Wille indessen durch schlecht gewählte Mittel je seiner eignen Absicht geschadet, dann möchte das wohl der Fall bei dem Kriege gegen fremden Gewerbfleiß seyn, den wir führen wollen, um unsern Nationalwohlstand zu befördern. Alle Stimmen in Europa schienen sich zur gemeinschaftlichen Klage über die Ueberschwemmungen der Märkte mit fremden Fabricaten zu vereinigen. Es gibt aber nur ein Mittel, den Krieg mit Vortheil gegen die fremde Industrie zu führen, durch die eigne nämlich, und der Sieg gebührt und bleibt derjenigen, welche die besten Erzeugnisse um die billigsten Preise liefert. Alle Beschränkung des fremden Kunstfleißes, um den eignen zu beleben, ist eine ungerechte Auflage auf den Verzehrer zum Vortheil des Producenten. Jeder Gewerbszweig, der sich nur durch Prämien oder durch prohibitive Maßregeln, welche die Concurrenz vermindern, erhalten kann, ist eine Schmarotzerpflanze, die man auf Kosten nützlicher Gewächse nährt.

Bei keiner Wissenschaft ist die Einseitigkeit gefährlicher und doch bei keiner zugleich häufiger, als bei der Staatswirthschaft, wenn sie in dem Menschen nichts sieht als das hervorbringende und verzehrende Thier, und keinen Reichthum kennt als Geld oder Geldes Werth. Der Bürger besitzt noch etwas Theureres als seinen Wohlstand, seine Rechte nämlich und seine Moralität, und der Staat hat größere Schätze zu gewinnen und zu verlieren, als die der Fiscus zieht, nämlich Bürgersinn, Talente, Muth und Tugend. Alle Mauthen und prohibitive Gesetze sind in dieser Hinsicht nachtheilig und sogar — was sich so leicht als einfach erweisen läßt — dem Nationalwohlstande, den sie befördern wollen, verderblich.

In England ward über den Verfall des Handels, das Stocken der Fabriken und den Mangel an Arbeit und Absatz nicht weniger geklagt, als in den Niederlanden, in Deutschland und der Schweiz. Dort erregte der zunehmende Mangel sogar noch größere Besorgnisse als hier, und schien auch wirklich drückender und bedenklicher zu seyn. Wir sehen gleiche Erscheinungen in verschiedenen Staaten, wo nicht dieselben Ursachen wirken, weil der Verfall unsrer Fabriken die ausschließliche Beschäftigung der britischen, unser beschränkter Handel den Alleinhandel Englands, der Mangel an Absatz für unsre Waaren die Ueberfüllung der Märkte mit englischen Fabricaten zum Grunde haben soll. Dieser Widerspruch allein hätte uns die Ursache der Klagen, wie sie fast allgemein angegeben ward, und die Mittel, ihr zu begegnen, nämlich Beschränkung des äußern Handels, verdächtig machen

sollen. Wenn sich England auf unsere Kosten so sehr bereichert, woher käme denn seine Noth? Wenn es zu unserm Nachtheil alle Geschäfte macht, was bedeuten denn die Klagen über Mangel an Arbeit und Absatz? In England wüthet man gegen die Maschinen, auf dem Continente wird gegen England geschrien, wie das Kind die Ruthe, das nächste Werkzeug seiner Züchtigung, als den Grund derselben schlägt.

Den wahren Preis der Dinge macht die freie Uebereinkunft des Abnehmers und Verkäufers. Die Seele des Handels, das gewisseste Mittel, den Nationalwohlstand zu befördern, ist darum Freiheit. Wie in gar vielen Fällen, so braucht der Mensch hier besonders nur sie, um das Beste zu wollen und zu thun. Immer wählt sich die Thätigkeit den Gegenstand, der die größten Vortheile verspricht, und die Capitalien legt ihr Besitzer da an, wo er die stärksten Procente erwarten darf. Darum nimmt auch jede Art von Industrie, ist sie sich selbst überlassen, jene Richtung, welche dem Bedürfnisse des Consumenten und des Producenten am meisten entspricht. Dieser bringt hervor, weil Jener begehrt, und das Verlangen zu haben wird sich mit dem Wunsche und der Thätigkeit zu geben in Verhältniß setzen. Es gibt darum auch nur einen wahren Preis der Dinge, welcher der ist, über den Abnehmer und Verkäufer mit einander übereinkommen, da Beide ein gleich großes Interesse haben: Dieser zu geben, Jener zu nehmen. Wie der höchste Werth einer Waare von der einen Seite gewünscht wird, so verlangt man sie von der andern um den niedrigsten Preis, und Beide vereinigen sich endlich in dem Höchsten, was man dafür geben, und in dem Niedrigsten, wie man sie lassen kann. Daß der Consument die Waare nimmt, wo er sie am besten und billigsten findet, wird nicht leicht bestritten werden. Verbietet nun oder erschwert ein Staat die Einfuhr fremder Fabricate, um den Absatz der einheimischen zu begünstigen, dann stört er die Freiheit seiner Bürger, gibt dem Gewerbfleiße und der Anwendung der Capitalien eine gezwungene künstliche Richtung, und läßt die Consumenten eine Abgabe an die begünstigten Fabriken bezahlen, die so groß ist, als der Unterschied zwischen dem Preise der inländischen und fremden Erzeugnisse.

Das sicherste Mittel, den Nationalreichthum zu vermehren, in wie weit er nur immer vermehrt werden kann, ist, wenn man es dem Fleiße, der Gewinnsucht und dem Eigennutze der Einzelnen überläßt, für ihren Privatwohlstand nach Belieben, jedoch, wie es sich von selbst versteht, auf rechtlichem Wege zu sorgen. In keiner Sache ist wohl jede Mitwirkung der Regierung überflüssiger, oft auch verderblicher, als hier, wenn sie mehr will, als

die Hinderniſſe aus dem Wege räumen, die der freie Verkehr in ſeinem Streben findet. Man darf die Betriebſamkeit nur ſich ſelbſt überlaſſen und verſichert ſeyn, daß ſie den kürzeſten und leichteſten Weg am ſchnellſten entdeckt, ſich geltend zu machen. Jeder verſteht es wohl in ſeinem Kreiſe am beſten, für ſeinen Privatvortheil zu ſorgen, und das Wohl und der Wohlſtand Aller bildet doch ohne Zweifel das allgemeine Beſte und den Nationalreichthum. Darum iſt Nichtsthun hier gewöhnlich das Zweckmäßigſte, was eine Regierung thun kann, und das bekannte laissez-nous faire, um das der Handelsſtand einen Miniſter, als um das ſicherſte Mittel, die Induſtrie zu befördern, bat, eine goldene Regel. In demſelben Sinne ſoll ein ruſſiſcher Miniſter des Innern ſich geäußert haben, die Treibhäuſer ſeyen in den Staaten ſeines Herrn darum beſſer gediehen, als die Fabrikanſtalten, weil die Verwaltung dieſe habe regeln wollen, jenen aber ihre Freiheit ließ. So einfach und leicht faßlich auch dieſe Wahrheit iſt, ſo kommt ſie doch gegen ein altes Vorurtheil ungern auf, das wie ein altes, aber gefallenes Haus, das nichts mehr iſt und hat, durch ſeinen frühern Ruf und eine weitläufige Verwandtſchaft ſich in Anſehen erhält. Die Verwaltung, welche allenthalben helfen zu müſſen und helfen zu können glaubt, zeigt ſich auch allenthalben thätig, und wird ſich ſchwerlich davon überzeugen, daß ſie bei ihrem entſchiedenen Willen, Gutes zu thun, nur zu verderben im Stande ſey. Wir haben es vor wenigen Jahren noch geſehen, wo ſich der paniſche Schrecken einer Hungersnoth verbreitete, und manche Regierungen ſogleich zu den alten Rettungsanſtalten ihre Zuflucht nahmen, die, wie Adam Smith und die Erfahrung bezeugen, immer eine Theurung in eine wirkliche Hungersnoth verwandelt haben.

Man kann es nicht oft genug wiederholen, daß die Nachfrage den Markt macht. Die Gegenſtände, welche am meiſten geſucht werden, werden auch in größter Menge dahin gebracht. Jeder, darauf kann man ſich verlaſſen, legt ſein Capital und ſeine Thätigkeit auf eine Art an, die ihm die meiſten Vortheile verſpricht. So ſetzt ſich die Production mit dem Bedarf immer ſelbſt in das nothwendige Verhältniß, und bei gänzlicher Freiheit der Gewerbe und des Handels würde man ſicher die beſten Waaren um die billigſten Preiſe finden.

Die Grundſätze einer guten Hauswirthſchaft und einer weiſen Staatshaushaltung ſind, mit wenigen Ausnahmen, dieſelben, nur mit verändertem Maßſtabe in der Anwendung. Ein Staat, der ſich ſelbſt genügen und alle ſeine Bedürfniſſe ſelbſt befriedigen wollte, um den Nationalreichthum zu vermehren, würde denſelben Fehler begehen, den eine Familie beginge, die, um ihren Privat-

wohlstand zu befördern, andern Familien nichts abnehmen wollte. In diesem Falle befolgte sie die beliebten Vorschriften der hergebrachten Staatswirthschaft, ließe kein Geld aus dem Hause gehen, wie keins außer Lande gehen soll, und versorgte sich selbst mit ihrem ganzen Verbrauche, wäre Schuhmacher, Schneider, Bäcker, Metzger, Schreiner, Schlosser, Maurer ꝛc.

Niemand zweifelt, daß eine solche Familie alle Bedürfnisse ungleich theurer bezahlen würde, als sie dieselben von andern beziehen könnte, und in kurzer Zeit verarmen müßte. Diese Regel einer gepriesenen Haushaltung befolgen wirklich alle Wilden, zwar nicht aus Grundsatz, wie die gelehrte Staatswirthschaft, sondern aus Noth und Unwissenheit; und jede Familie verfertigt sich selbst, was sie braucht, und ein Kahn aus einem Baumstamme, der an einem Ende oft zu faulen anfängt, ehe er am andern fertig wird, kostet ihr nicht weniger, als in England ein gut gebautes Schiff. Von diesem Grundsatze gehen indessen alle prohibitiven und beschränkenden Gesetze aus, und wer will, daß ein Staat nur sich selbst abnehme, begeht dieselbe Thorheit, als Derjenige, der fordert, daß eine Familie sich in ihrem Verbrauche auf ihre eigne Production beschränke.

Die Natur hat ihre Gaben unter Länder und Menschen verschieden ausgetheilt, damit in jedem gedeihe und Jeder hervorbringe, was seiner Anlage entspricht, und der Ueberfluß des Einen dem Mangel des Andern hülfreich begegne. Durch diesen Umtausch werden alle Bedürfnisse und Genüsse des Lebens ein Gemeingut, und wir erhalten nicht nur von fremdem Boden, was dem eignen fehlt, sondern wir empfangen auch von ihm und andern Menschen, was wir wohl selbst erzeugen, aber nicht so wohlfeil liefern könnten. So findet ein Fruchtland es weit einträglicher und natürlicher, den Ueberschuß an eignen Erzeugnissen an die Holz- und Weinländer für ihre Producte abzugeben, als diese selbst hervorzubringen, wie der Schreiner sich seine Kleider wohlfeiler von dem Schneider machen läßt, als er sie selbst verfertigen könnte. Ein Marschland, das sich reichlich nährt und auch einen guten Rheingauer noch bezahlen kann, würde gewiß an dem Versuche verarmen, sich den Johannisberger selbst zu ziehen, um ihn nicht zu bezahlen.

Nehmen wir an, eine Gegend erzeuge das Jahr im Durchschnitt für eine Million Gulden Wein, müsse aber von einer andern sich mit Getreide und Holz versehen, wofür sie jährlich die Hälfte von dem Werthe ihres Products mit 500,000 Gulden zu bezahlen hätte; sollte diese Gegend den Weinbau, für den sie geeignet ist, aufgeben, um vielleicht mit größerer Anstrengung an derselben Stelle für 50 Gulden Früchte zu ernten, wo für

100 Gulden Trauben geherbstet werden? Man könnte freilich auf diesem Wege sein Brot im eignen Lande bauen, müßte es aber noch einmal so theuer als vorher bezahlen.

Was von den Erzeugnissen der Natur gilt, muß wohl auch von denen der Industrie, von den Arbeiten der Fabriken und Manufacturen gelten. Warum sollte ich einem inländischen Hutmacher 15 Gulden für einen Hut bezahlen, wenn der Fremde mir ihn für 12 geben will? Damit der inländische Gewerbfleiß, sagt man, belebt und aufgemuntert werde. Die drei Gulden aber, die ich für den einheimischen Hut mehr bezahle, sind eine ungerechte Abgabe, die ich entrichte, um eine schlechte Hutfabrik zu unterstützen, die ihre Capitalien und Hände vortheilhafter auf einen andern Gegenstand verwenden würde. Kann sie nur mit 4 Procent Gewinn Hüte liefern, und verdiente 6 Procent beim Ackerbau, bei der Viehzucht oder dem Fruchthandel, dann kaufen wir und sie selbst die Hüte mit Vortheil vom Auslande. Daß sie ein Monopolium braucht, um bestehen zu können, ist ein Beweis, daß sie nicht bestehen soll.

Es ist wirklich eine eigne unbegreifliche Klage, die wir so oft hören müssen: die Engländer verschenkten ihre Waaren beinahe, um die deutschen und andern Fabriken zu Grunde zu richten. Ich weiß doch wahrhaftig nicht, was wir dabei verlieren könnten, wenn die Engländer ihre Fabricate an uns verschenkten. Auf diesem Wege müßten sie doch gewiß eher sich selbst als uns zu Grunde richten. So lange wir eine Waare von dem Auslande billiger beziehen, als wir sie selbst erzeugen können, sollen wir sie von ihm aus dem einfachen Grunde nehmen, weil wir sie wohlfeiler kaufen als produciren.

Es ist ein großer Nachtheil, daß die Staatswirthschaft durch ihre beschränkende Maßregeln, durch Mauthen und hohe Zölle, die Rechte des Bürgers kränkt, indem sie über das Vermögen des Consumenten zum Vortheil des Producenten verfügt; daß sie für die Sittlichkeit nachtheilig wirkt, indem sich ein Heer von Smugglern bei Douanen bildet, und diese Bestechungen und willkürliche Bedrückungen nach sich ziehen; aber furchtbar und empörend wird dieser Nachtheil erst dadurch, daß die so höchst gefährlichen Mittel mehr von dem erwünschten Ziele entfernen, als zu ihm führen. Das ist indessen wirklich der Fall, wenn sie dem Nationalwohlstande nachtheilig sind, anstatt ihn zu begünstigen. Wie aber der Nationalwohlstand begünstigt werden könne, wenn ein Theil der Nation dem andern, der Abnehmer dem Fabricanten aufgeopfert wird, ist schwer zu fassen. Die Unterstützung, welche dem Producenten auf eine so unbillige Weise zugestanden wird, ist ihm selbst sogar nicht immer nützlich, und

ſchmeichelt mehr ſeiner Gemächlichkeit als ſeinem Vortheil. Durch die Prämie, die er in dem künſtlich erhöheten Preiſe ſeiner Waare empfängt, wird er in ſeiner Induſtrie auf eine Bahn geleitet, die er ohne dieſen Reiz nicht verfolgen würde, und ſeine Thätigkeit erhält eine unnatürliche Richtung. Dieſe liefert ein Fabricat, das der Abnehmer mit einem höhern Preis bezahlen muß, damit die Fabrik beſtehen kann. Ihr Inhaber begnügt ſich vielleicht mit fünf Procent Intereſſen von ſeinem Capital, verdient deren aber in ſeinem Geſchäfte nur vier, und läßt ſich das fünfte gezwungen von dem Abnehmer bezahlen. Erhielte er das fünfte nicht auf dieſe Weiſe, dann würde er ſein Geſchäft aufgeben und ein anderes wählen. Dieſes brächte ihm wahrſcheinlich ſeine fünf Procent, weil auf dem feſten Lande es keinen Staat gibt, in welchem Ackerbau, Gewerbe und Handel den Grad erreicht hätten, daß ſie nicht noch ſteigen könnten. Die Beſtimmung der fünf Procente iſt übrigens hier willkürlich, und eine bloße Hypotheſe ohne Rückſicht auf den beſtehenden Zinsfuß.

Aber wir ſahen doch, bemerkt man, wie ſich, ſelbſt unter Napoleon, gewiſſe Fabriken erhoben, die ohne drückende Verfügungen gegen den engliſchen Handel nie aufgekommen wären. Hätten gewiſſe Zweige des Gewerbfleißes durch ein mäßiges Continentalſyſtem nicht ſehr gewonnen? Ja wohl; ob aber auch zum Vortheil der Völker, iſt eine andere Frage. Es iſt an ſich ſchon ſeltſam, daß man dem Continentalſyſtem jetzt Lobreden hält, das, ſo lang es beſtand, als die größte Thorheit und die ſchreiendſte Ungerechtigkeit des Welttyrannen getadelt ward. Uebrigens ſahen wir gewiſſe Gewerbe durch das Verbot der engliſchen Waaren gedeihen; das iſt unleugbar. Aber eben ſo unleugbar iſt es, daß man mit Prämien und prohibitiven Geſetzen Früchte auf dem Harze, und die für ganz Deutſchland nöthigen Zitronen in Treibhäuſern ziehen könnte; ob mit Vortheil? Das wird kein Vernünftiger zu behaupten wagen. Es iſt ein eigner übelverſtandener Stolz, mit dem ein Staat ſich rühmen mag, er bringe alles ſelbſt hervor, und brauche die Fremden nicht. Ein Gebiet, das für 30 Millionen Wein erzeugt, iſt noch einmal ſo reich, als das einen ganzen lebendigen Index der drei Reiche der Naturgeſchichte hervorbrächte, wenn dieſer um nicht mehr als 15 Millionen abzuſetzen iſt.

Woher kommt es aber, daß ſonſt kluge Regierungen den Nationalwohlſtand durch die Beſchränkung des äußern Handels zu befördern glauben, und reiche Völker, wie unter andern auch die Engländer, ihre ſehr ſtrengen prohibitiven Geſetze und eine Mauth haben? Dieſe Thatſache gilt Vielen für einen überzeugenden Beweis, ſo gewiß es auch übrigens iſt, daß England ſeinen Reichthum den Beſchränkungen nicht verdankt, mit denen es den Handel feſſelt.

Wäre dies, dann müßten dieſelben Mittel allenthalben dieſelben Folgen haben, welches wir doch in keinem andern Staate finden. Englands Wohlſtand iſt ſo wenig das Werk ſeiner Mauth, als das hohe Alter, das manche Wüſtlinge erreichen, eine wohlthätige Wirkung ihrer ausſchweifenden Jugend iſt. Mit größerm Rechte würde man folgern, daß England, bei einer gänzlichen Freiheit des Handels, zu einem noch größern Wohlſtande, und der Ausſchweifende, bei einer mäßigen Lebensweiſe, zu einem noch höhern und geſundern Alter gelangt ſeyn würden.

Es gibt Schriftſteller und Staatsleute, die an der Staats- und Weltordnung immer einrichten und flicken, und immer nur verderben, ſtatt zu verbeſſern. Sie wollen Revolutionen vorbeugen, und machen ſie; ſie beſtehen darauf, für Anderer Glück zu ſorgen, die von dieſem Glücke nichts wiſſen wollen und ſich unglücklich fühlen. Das alles ſtört ſie nicht; fällt ihnen auch, was ſie zuſammenhalten wollen, zerbrochen aus der Hand, dann rühmen ſie ſelbſtgefällig von ſich, wenigſtens die Scherben gerettet zu haben. Das ewige Mißlingen flößt ihnen nicht den geringſten Zweifel an ihrer Macht und Weisheit ein. Sie haben Unglück, das können ſie ſelbſt nicht leugnen; aber es iſt kein Unglück ſo groß, es iſt immer noch Glück dabei. Hat der Arme ein Bein gebrochen, ſo iſt es doch beſſer, als wenn es beide oder gar der Hals wäre. Das Glück iſt ihr Verdienſt, das Unglück Anderer Schuld. Geht es auch noch ſo arg, dann tröſten ſie ſich und die Welt mit der aufrichtigen Verſicherung, daß es ohne ihren Beiſtand noch ärger, vielleicht am ärgſten gehen würde. Wenn ich das ſo bedenke, dann fällt mir ein Kranker ein, der ſich durch den Genuß des Branntweins getödtet hat. Der Arzt verbot ihm das ſchädliche Getränk und verkündete ihm, wenn er es nicht laſſen werde, den nahen Tod. Der traf auch wirklich zur beſtimmten Zeit ein. Ich habe es Ihnen vorausgeſagt, ſprach der Arzt; Sie könnten noch lange leben, wenn Sie ſich des Branntweins enthalten wollten; Sie ſterben durch Ihre eigene Schuld. Da ſind Sie in großem Irrthum, Doctor, verſetzte der Patient. Hätte ich mit dem Bischen Branntwein mein ſchwaches Leben nicht gefriſtet, dann wäre ich ſchon lange todt. Daß auch übrigens ſehr verſtändige Leute durch Verwaltungsmaßregeln den Handel und Gewerbfleiß zu beleben und zu leiten glauben, iſt ſehr natürlich und verzeihlich. Was glaubt der Menſch an einer hohen Stelle nicht alles zu vermögen? Wer ewig Gnaden zu ertheilen hat, ſieht endlich in der ganzen Menſchheit nur eine gekrümmte Bittſtellerin, und deſſen Wille nie einen Widerſpruch erfährt, der erwartet am Ende von der Natur ſogar die geſchmeidige Folgſamkeit eines Höflings. Es iſt dem Menſchen eigen, daß er allenthalben helfend eingreifen will, wo er auch nichts kann als

ſtören und aufhalten. Drücken wir doch oft voll Ungeduld an einem Wagen oder Schiffe, in dem wir ſitzen, um ſchneller fortzukommen! Sonſt will der Menſch auch immer ſich des beruhigenden Bewußtſeyns freuen, das Seinige gethan zu haben, wo er es beſſer unterlaſſen hätte. Sind wir doch zufrieden, wenn ein theurer Verwandter uns unter den Händen eines ungeſchickten Arztes ſtirbt, da wir uns mit Vorwürfen quälen würden, hätten wir ihn ohne fremden Beiſtand langſam geneſen laſſen! Wir finden Troſt in dem Gedanken, daß wir das Unſrige gethan, und der Arzt das Seinige. Kurz, wer mag alle Anomalien und Bizarrerien der menſchlichen Natur erklären? Wir wiſſen, daß der Staat die zahlreichen Angeſtellten bei der Lotterie bezahlt und ſelbſt noch einen bedeutenden Vortheil aus ihr zieht, und doch ſetzen täglich Tauſende ein, um zu gewinnen. Sehen wir nicht dieſelbe Erſcheinung an den Spieltiſchen, wo Gewinnluſtige, obgleich neun und neunzigmal betrogen, auch das hundertſtemal das trügeriſche Glück verſuchen!

Wenn ein Staat fremde Fabricate von ſeinen Märkten ausſchließt, dann nützt er den inländiſchen Fabriken, zum Nachtheil der inländiſchen Käufer. Zugleich ſchadet er aber den Fremden, denen er den inländiſchen Markt verbietet, wenn ſie auf demſelben mit Vortheil verkaufen könnten. In ſo weit hätten denn die prohibitiven Geſetze doch ihr Gutes, da ſie dem Auslande ſchaden, wenn ſie auch dem eignen Lande nachtheilig ſind; und in ſo weit kann auch der Induſtriekrieg mit bewaffneter Hand ſeine Siege haben, die indeſſen wie die blutigen auf dem Schlachtfelde keinen andern Vortheil bringen, als den größern Nachtheil des Beſiegten. Es iſt die edle Stimmung jenes Neidharts bei Pfeffel, der mit Vergnügen fühlt, wie ſich ihm das eine Auge ſchließt, ſieht er nur mit dem andern ſeinen Gefährten erblinden. Gelänge es einem Volke, auch von fremden Märkten die fremden Concurrenten mit Gewalt zu verdrängen und allein auf denſelben zu verkaufen, dann wäre aller Vortheil ganz auf ſeiner Seite; es lieferte die Waare nach Belieben, deren Preis es auch nach Gefallen machen könnte. Suchten die Engländer auf dieſem Wege den Alleinhandel zu gewinnen, und verdrängten unſre Induſtrie von unſern Märkten mit Gewalt, dann gäbe es keinen heiligern Krieg als den gegen die reichen und ſtolzen Inſulaner; und ein heiliger Bund wäre der aller Völker, um die anmaßenden Monopoliſten in ihr geſchloſſenes Reich zu bannen. So lange ſie uns aber auf die unſchädliche Art anfeinden, daß ſie uns beſſere Waaren um beſſere Preiſe liefern, als wir ſie ſelbſt zu verfertigen im Stande ſind, können wir uns, denke ich, ihre Feindſeligkeit gefallen laſſen.

Aber ſelbſt der Staat, dem es gelänge den Welthandel an ſich zu reißen und die fremde Induſtrie von allen Märkten auszu-

ſchließen, beſäße nur einen relativen Reichthum, weil er weniger arm als andre wäre, aber doch am Ende verarmen müßte. Nur wohlhabende und reiche Menſchen und Nationen können kaufen, und iſt ihr Gewerbfleiß unterdrückt, ihre Thätigkeit gelähmt, dann fehlen ihnen endlich mit dem Erwerbe die Mittel zu erwerben, und der Kaufmann ſteht allein mit ſeiner Waare auf dem Markte, die keine Käufer findet. Ein ſolcher Welthandel wäre der Weltherrſchaft ähnlich, die ſich unter Trümmern und Leichen ohne Nebenbuhler ſieht, und ihr ſieches Leben unter Todten erhält.

Dieſe Triumphe des Handels und der Macht gleichen dem der Horazier, denen der Mord der feindlichen Drillinge nicht mehr als zwei Brüder und eine Schweſter koſtet. So wäre es denn auch möglich, daß ein kleiner Staat, von allen Seiten mit Mauthſtaaten umgeben, zu Grunde gehen müßte, ſuchte er ſich nicht durch dieſelben Maßregeln zu erhalten. Es tritt hier der Fall der Nothwehr ein, indem man ſich entſchließen muß einen Krieg zu führen, der immer ein Uebel iſt, aber hier ein unvermeidliches kleineres Uebel, um ein größeres zu verhüten. In einer ſolchen gezwungenen Lage eines kleinen Staates muß er zu Zeiten den Maßregeln ſeiner Nachbarn beſchränkende Maßregeln entgegenſetzen; nicht als wären dieſe an ſich weiſe und gerecht, ſondern weil er ſich auf dieſe Art nur erhalten kann.

Politiſche Revolutionen, die Entdeckung neuer Handelswege und Märkte, Kriege und ähnliche große Ereigniſſe ſtören gewöhnlich das Gleichgewicht in Gewerbfleiß, Handel, Erzeugung, Verzehrung, Production und Abſatz. Der Staat glaubt dann helfend eingreifen zu müſſen, und verſchwendet eine unbelohnte Mühe an die Wiederherſtellung einer Ordnung, die ſich ohne fremde Hülfe am ſicherſten ſelbſt wieder herſtellt. Die verſchiedenen Elemente ſtreben, ihren natürlichen Geſetzen gemäß, nach dem Gleichgewichte, und jedes nimmt die Stelle ein, die ihm, nach der Beſchaffenheit ſeines Weſens, zukommt. So tritt nach einer großen Ueberſchwemmung, wenn die wilden Gewäſſer abgelaufen ſind, der Strom gehorſam in ſein gewohntes Bett, in das ihn früher alle Macht des Menſchen vergebens zu weiſen ſich bemüht haben würde. Freilich glaubt die Verwaltung, in ſolchen Fällen, oft durch die Klugheit ihrer Maßregeln bewirkt zu haben, was auch ohne ſie, vielleicht nur ſchneller, geſchehen wäre, und ſie nimmt, wie die Arzneikunſt zu Zeiten, für ihre Heilmittel ein Verdienſt in Anſpruch, das der Natur allein gebührt. So erklärte jener Zauberer den Wilden eine Sonnenfinſterniß, indem er ſagte, ein großer Drache nehme den leuchtenden Himmelskörper in ſeinen Rachen, um ihn zu verſchlingen; er aber könne und wolle die Welt von dem Unglück retten und das Ungeheuer mit ſeinen Pfeilen durch-

bohren. Er schoß, und die Sonne zeigte sich bald in ihrer ganzen herrlichen Klarheit. Wem anders als dem Zauberer hatte man das rettende Wunder zu verdanken? Und solche Wunder werden von Regierungen gar oft gewirkt, ohne daß man sie gerade der Zauberei beschuldigen darf.

Die wahre, nie versiegende Quelle des öffentlichen und Privatwohlstandes finden wir also in der Freiheit der Gewerbe und des Handels; und sie muß allgemein werden, diese Freiheit, erst weitschichtige Länder, dann einen Welttheil, später, wo möglich, die ganze Welt umfassen. Einseitige Freiheit kann nachtheilig wirken, wie das freie Wachsthum eines Gliedes an einem organischen Körper, wo alle übrigen zusammengepreßt sind, Mißgestalten hervorbringt: dicke Leiber auf chinesischen Füßen, Zwergobststauden auf Baumstämmen. Wo die Natur mit Gewalt aus ihrer natürlichen Bahn getrieben ist, kann auch oft mit Gewalt nur ihrem verderblichen Wirken begegnet werden. Hat der Mensch, durch Verstümmlung, einmal das natürliche Ebenmaß gestört, dann kann er nur durch ein fortgesetztes Verstümmeln wieder ein künstliches erzwingen, wiewohl die Kunst auf diesem Wege gewöhnlich ein Riesengeschlecht zu Pygmäen verkrüppelt. Was hier und da von hellsehenden und billigdenkenden Regierungen im Kleinen geschieht, um eine natürliche Ordnung der Dinge wieder zurückzuführen, das kann darum den beabsichtigten Zweck selten ganz erreichen. Wo allenthalben thörichte, verkehrte Mittel angewendet werden, da muß die höchste Klugheit in einzelnen Theilen gerade oft zur Verkehrtheit führen, weil sie das Ganze mit sich selbst in Widerspruch setzt. So wird auch Aufrichtigkeit unter Betrügern und Ehrlichkeit unter Gaunern und Spitzbuben gefährlich. Ein solches fragmentarisches Verbessern ist wie ein einzelnes Licht in der tiefen Nacht, das mehr blendet als leuchtet, wie ein neuer Fleck an einem abgetragenen durchlöcherten Mantel, der mehr entstellt als ziert. Darum beweiset auch die verunglückte theilweise Anwendung und Ausführung eines Systems durchaus nichts gegen dasselbe.

Man hält es für ein ganz einfaches Mittel, die eigne Industrie zu heben, indem man die fremde niederdrückt, und das Geld im Lande zu behalten, indem man sein eigner Producent und Verzehrer ist. Alles in der Welt läßt sich ordnen durch Verordnen, und von dem Stocke geht, wie Wallensteins Wachtmeister sehr praktisch sagte, alles Regiment aus. Je höher der Mensch steht, desto mehr ist er Herr der Natur und leitet sie selbst nach seinen vernünftigen Zwecken, statt sich leiten zu lassen von ihrer blinden Kraft. So sagen unsre Weisen; und das schmeichelt unserm Stolze, obgleich es nur mit großen Einschränkungen wahr

iſt. Hält man es für groß, die Natur zu beherrſchen, dann iſt es oft wenigſtens ſicherer, ihr dienend zu folgen.

Ich weiß dem, was ich bisher geſagt, nicht viel Neues beizufügen. Die Wahrheiten haben, wie die Früchte, ihre Jahreszeiten und Klimate, und was jetzt und hier nicht aufkommt, gedeiht dort und zur andern Zeit. Auch das Hexen-, Ketzer- und Bücherverbrennen hatte ſeine goldnen Jahrhunderte, und man diente in ihnen der Religion und Aufklärung, wie man jetzt dem Wohlſtande und dem Glücke der Völker durch Beſchränkung zu dienen glaubt. Ich meinte, unſre Zeit hätte uns gelehrt, die Freiheit höher zu achten, der Weltordnung mehr zu vertrauen, als menſchlicher Regierungskunſt, beſonders wo ſich die Thätigkeit und der Vortheil des Menſchen ſelbſt ins Gleichgewicht ſetzen ohne fremden Beiſtand. Andre denken anders; das iſt ihnen zu verzeihen, wie mir, wenn ich anders als ſie denke. Um die Wahrheit endlich zu erkennen, thuen wir alſo wohl, gemeinſchaftlich zu unterſuchen und zu prüfen, aber nicht zu verketzern und zu verdammen. Das letzte iſt indeſſen leichter, und am leichteſten für die, welche von der Sache ſelbſt am wenigſten verſtehen. Die Staatswirthſchaft iſt ein ſehr wichtiger, aber auch ein ſehr ſchwerer Theil der Staatskunſt. Wie Viele vermögen es, die tauſend verſchlungenen Wege zu verfolgen, welche die Kinder des Handels und der Induſtrie in vielfachern Geſtalten als Proteus wandeln? So viel zeigt eine lange und übereinſtimmende Erfahrung, daß Handel und Wohlſtand nur gedeihen, wo Freiheit iſt. Die Geſchichte von dem alten Phönizien bis auf das neue Nordamerika, und den italieniſchen und deutſchen Handelsſtaaten und Handelsſtädten bezeugt dieſe Wahrheit. Auch hat dieſe Freiheit von jeher weniger Gefahr gebracht als ihre Beſchränkung. Friedrich der Große wollte die Induſtrie ſeines Landes ebenfalls wie ſein Heer commandiren, und theilte dieſes Streben mit allen ſtarken Naturen, die gern ordnend und geſtaltend eingreifen, fand aber den Geiſt des Gewerbfleißes und des Handels von ſo flüchtiger Art, daß der König, wie der betrogene Ixion, immer eine Wolke ſtatt der Juno haſchte.

Napoleon, der viel von der angeführten Natur hatte, theilte daſſelbe Vorurtheil mit demſelben Erfolg. Wenn es ein ſchöner Glaube in dem Menſchen iſt, daß er könne was er will, dann wird dieſer Glaube doch nur wahr, wenn der Menſch ſo weiſe iſt, nichts zu wollen, als was er kann. Zwei Gegenſtände werden nicht von Schwert und Scepter erreicht: die öffentliche Meinung — eine Tochter der Cultur und des Zeitgeiſtes — und der Handel. Ich hoffe, man ſieht das nicht als ein Unglück an.

Auch die Spanier hatten, wie die Engländer, ihre prohibitiven Geſetze, ſind aber durch ſie nicht beſonders reich geworden.

Dagegen blühet Nordamerika, bei seinem freien Handel, mit wunderbarer Schnelligkeit auf. Die vereinten Freistaaten hatten beinahe keine Fabriken, und nahmen den Engländern ihre Erzeugnisse ab, wahrscheinlich aus dem einfachen Grunde, weil sie bei dem Anbaue des Landes größern Vortheil fanden, und die englischen Waaren wohlfeiler kaufen als selbst erzeugen konnten. Die amerikanischen Freistaaten haben sich, wie der Augenschein lehrt, nicht übel dabei befunden. Jetzt erheben sich daselbst auch nach und nach Fabriken. Der Grund ist, weil einige Städte Amerika's reich genug geworden sind, daß sie einen Theil ihrer Capitalien mit Vortheil in Fabriken und Manufacturen anlegen können. Die Natur läßt sich nicht ungestraft Gewalt anthun, und nur was ihr gemäß ist, darf sich Festigkeit und Dauer versprechen. Man will Fabriken, Manufacturen und äußern Handel haben, wo der Ackerbau und der innere Handel noch nicht gehörig entwickelt sind, und bildet, wie es manche Erziehungsmethode that, das Kind sogleich zum Manne. Auf diese Art wurden ganze Länder cultivirt, in denen man Akademien und Universitäten anlegte, da es noch selten Dorfschulen gab. Man ist von dem Ehrgeize des edlen Siegfried von Lindenberg beseelt: man könne des Dinges ja auch wohl haben. So geschieht es denn wirklich, daß wir des Dings selbst haben und machen, wenn es die Abnehmer nur theuer genug bezahlen. So stehen uns Kirschen im Winter und Maiblumen im October zu Gebote.

Die Engländer selbst, sagt man, haben eine Mauth gegen den fremden Handel, und wir sollten so einfältig seyn, dem ihrigen unsre Staaten frei zu geben? — Wenn es zu unserm Nachtheil ist, keineswegs. Aber einfältig wären wir in der That, folgten wir ihrem Beispiel, wenn man erweisen könnte, daß es Verderben bringt; und das allein ist hier die Frage. Englands ganzes finanzielles Gebäude in seiner schwindelnden Höhe ruht auf einem unsichern Fundamente. Gefährlich würde es seyn, dasselbe rasch zu verändern, wo der Bau vollendet ist. Sollen aber Andre, die erst bauen wollen und die Fundamente nach Belieben legen können, denselben Fehler machen? Uebrigens ist es ein dem Menschen natürliches Gefühl, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, wenn es auch zu seinem Nachtheil ist. Eine Beleidigung wird mit einer Beleidigung, eine Schimpfrede mit einer Schimpfrede erwiedert. Glaubt man doch eine Ehrensache mit einem Zweikampfe abzuthun, bei dem wahrhaftig Ehre, Vernunft und Recht eine erbärmliche Rolle spielen! Das alles thun wir; ob wir uns aber dadurch ehren, und nicht besser das Gegentheil von allem befolgten, das ist eine andere Frage, und nicht schwer zu beantworten.

Es geht der Freiheit des Handels wie der Preßfreiheit. We-

gen einiger Mißbräuche, die von aller Freiheit unzertrennlich ſind, will man den Gebrauch aufgehoben wiſſen. Seit mehr als dreißig Jahren gehört es zur Taktik einer großen und mächtigen Partei, alle Bewegungen und Aeußerungen des Volks zu übertreiben, um der Welt ſagen zu können: Seht ihr's? ſo iſt das Volk! Bei jeder Wahl in England wurden die rohen Auftritte unter dem großen Haufen redneriſch ausgeſchmückt dem anſtändigen Publicum des Continents erzählt. Natürlich ſagte dann Jeder, wenn er den gräulichen Bericht von dem Werfen mit Koth, von dem Ausziſchen und Lachen, von dem Gedränge und Lärm aus der Hand legte: Gott bewahre uns vor einer ſolchen Freiheit! Man nahm es ſehr übel, daß einige tauſend derbe Menſchen, Landbauern und Gewerbsleute, ſich nicht wie ein Staats- oder Stadtrath verſammeln, und mit kalter Höflichkeit ihre Meinung oder ſo etwas ſagen. Alles nahm Partei gegen das ungeſchliffene Volksweſen, alles, was ſich bei ihm reſpectwidrig im Gedränge ſah: das Vornehmthun und die leere Aufgeblaſenheit der Leute von Diſtinction, die nichts geltend zu machen haben als einen Namen; der Stolz der Geburt, der die Nähe des Pöbels ſcheut, um ſich nicht zu verunreinigen; die Ariſtokratie der Stände und Stellen, die allenthalben das demüthig gehorſame Volk unter ſich ſehen will; die Haarbeutel endlich, die Schlaf- und Schlepprócke, Manſchetten, culs und gorges de Paris, und alles feine Kleider- und Gliederwerk, das im Gewühle Noth leiden kann.

In Frankreich iſt das Kunſtſtück über die Maßen gut gelungen. Man hetzte das gutmüthige, arme Volk bis zur Tollheit und Verzweiflung; und da es den Verſuchungen der Eitelkeit und der Gewalt der Leidenſchaften erlag, rief man: Seht ihr den Pöbel! ein losgebundenes Thier in ſeiner Freiheit kann des Zaums und Gebiſſes auch nicht einen Augenblick entbehren. Man war auch durch den Augenſchein ſo innig von dieſer Wahrheit überzeugt, daß Wenige es würden auffallend gefunden haben, hätte man wieder Baſtillen und lettres de cachet als Mittel der Regierungskunſt in Vorſchlag gebracht.

Aber was haben alle dieſe Bemerkungen mit der Freiheit der Gewerbe und des Handels gemein? Sehr viel; denn hier wie dort will man nur den Mißbrauch der Freiheit, nicht aber den des Zwangs und der Gewalt ſehen, als gehörte dieſer zur nothwendigen Ordnung der Dinge. Seyn wir doch aufrichtig und wahr, iſt es uns anders mit dem Guten, das wir ſtiften wollen, Ernſt! Malen wir den Teufel ſchwarz, den die Schwarzen weiß malen, dann haben wir uns freilich den Himmel zugeſichert, und die Mohren mit der Hölle abgefunden; da dieſe aber ein Gleiches thun, wie wir, ſo ſtehen wir immer auf derſelben Stelle, und

wir und die Religion haben wahrhaftig nichts dabei gewonnen. So in allem; nennt Schlechtes schlecht und Gutes gut, ohne Rücksicht auf Stand, Namen und Abkunft, und ihr bleibt der Wahrheit getreu, die, ewig wie die Menschheit, durch alle Zeiten und Zonen gilt. Wollt ihr das nicht, dann lassen wir es beim Alten, und führen den ewigen Krieg, den wir verwünschen, üben das Recht des Stärkern, das wir verdammen, rühmen die Tugend und übergeben uns dem Laster, predigen Menschenliebe, verstehen aber unter Menschen nur uns selbst und die Unsrigen. So wird eine Leidenschaft der andern die Erde und das seltsame, doppeltgestaltete Geschlecht, das sich ihren Herrn nennt, weil ihm die kräftigsten Mittel des Mordes und der Zerstörung zu Gebote stehen, wie einen Fangball zuwerfen; die Gewalt wird sich der Willkür überlassen, bis sie in ihrem Uebermaß sich selbst zerstört, die Freiheit dann an ihre Stelle tritt, die, auch keine Schranken achtend zur Frechheit wird und sich vernichtet; denn jede Kraft, die edelste wie die schlechteste, selbst die Jugend wird durch Uebertreibung zur Selbstmörderin.

Man hat die Menschlichkeit für die leidenden Fabriken angerufen. Wie? sagt man, wollen wir Tausende von Familien verhungern lassen, und das zum Vortheil der Fremden, die uns mit ihren Fabricaten um etwas billigere Preise versehen? Da sey Gott für! Das ist auch keineswegs unsre Meinung. Das Unglück wird, wie wir meinen, auf eine sehr erlaubte Weise etwas größer dargestellt, um sich der Theilnahme desto gewisser zu versichern. Aber angenommen, alles verhalte sich, wie es die Freunde der Beschränkung sagen, so haben die Unglücklichen ohne Zweifel Ansprüche auf unsre Unterstützung, aber doch sicher nicht das Recht auf eine Abgabe, an der andre Unglückliche bezahlen müßten. Diese Abgabe wird aber durch die Begünstigung der Fabricanten zum Nachtheil der Consumenten wirklich auf die Abnehmer gelegt. Es gibt in allen Ständen und Gewerben Unglückliche, und die es so schuldlos sind, als Fabricanten ohne Absatz; warum werden auch nicht für diese Privilegien, Begünstigungen und Verbote in Anspruch genommen? Der Gelehrte und Lehrer ist der Sorgfalt werth wie der Fabricant; doch ist es noch keinem Menschen eingefallen, sie ihm auf Kosten seiner Schüler und Zöglinge auf eine gezwungene Art zu schenken. Schuhmacher, Schlosser und Schreiner, wie alle Gewerbs- und Handwerksleute sind in demselben Falle. Endlich ist es auch falsch, daß der inländische Fabricant dem fremden aufgeopfert werde. Der inländische Consument will sich nur dem inländischen Producenten nicht opfern lassen. Darum ist es zu thun, nicht aber um fremde Waaren, die übrigens aus England oder China kommen mögen.

Alles hat man versucht, um die Nothwendigkeit prohibitiver Maßregeln zum Besten des inländischen Gewerbfleißes zu beweisen. Man wollte überzeugen und überreden; demühte sich den Verstand durch Gründe, und das Herz durch Gefühle zu gewinnen. Auch der Witz wurde aufgeboten, um die Vertheidiger des freien Verkehrs lächerlich zu machen; aber der Witz ist eine Art Waffen, die der Deutsche selten, und, wie man sagt, noch seltner gut führt. Auch wirkt er nicht sehr auf uns, und was ein schöner Geist lächerlich zu machen weiß, ist bei uns darum noch nicht verächtlich oder abgeschmackt. Ein Freund der Beschränkung meinte unter andern: Solle man allenthalben die Natur gehen lassen, wie es die Vertheidiger des freien Handels wollten, dann brauche man auch keine Kanäle und Kunststraßen anzulegen, weil sie ebenfalls eine künstliche Störung der Natur seyen. Nach einem alten Sprichworte hinkt jeder Vergleich; dieser aber ist ganz lahm. Kanäle und Kunststraßen, wie überhaupt alle Mittel, welche die Verbindung und das Verkehr der Menschen erleichtern, sind bestimmt, die Producenten und Consumenten in der größten Anzahl auf die kürzeste und gemächlichste Art zusammenzuführen; die prohibitiven Maßregeln aber vermindern die Anzahl der Verkäufer, um den Preis der Waare in der Höhe zu halten, und am Ende auch die der Abnehmer, weil der Consument immer den Markt sucht, der ihm den billigsten Preis macht. Kanäle und Kunststraßen sind zum Besten Aller, des Hervorbringers und des Verzehrers; die prohibitiven Maßregeln aber sind nur für jenen. Kanäle und Kunststraßen machen die Waare wohlfeiler, die prohibitiven Mittel können sie nur vertheuern. Kanäle und Kunststraßen sind im Sinne des freien Handels, weil sie zusammenführen und verbinden, aber gerade dem Geiste der prohibitiven Maßregeln entgegen, die scheiden, trennen und isoliren.

Schon im Jahre 1785 schrieb der gefühlvolle und geistreiche Dupaty, in seinen Briefen über Italien, was wir hier lesen:

„Der Großherzog Leopold von Toskana liebt sein Volk; er hat die unnöthigen Abgaben aufgehoben, beinahe alle seine Truppen entlassen und die Festungswerke von Pisa geschleift, deren Unterhaltung zu kostspielig war; er hat die Steinmassen niedergeworfen, welche die Menschen erdrückten. Er fand, daß sein Hof ihm sein Volk verberge, und hat keinen Hof mehr. Man kann ihm vorgestellt werden, ohne von vierhundertjährigem Adel zu seyn, ohne von denen abzustammen, die sich mit seinen Ahnen um die Krone stritten. Sein Palast steht allen seinen Unterthanen ohne Ausnahme offen, wie die Kirchen. Nur drei Tage in der Woche sind einer gewissen Classe von Menschen vorbehalten; aber weder

den Großen noch den Reichen, weder den Malern noch den Tonkünstlern oder Dichtern, sondern — den Unglücklichen."

„In andern Ländern sind der Handel und die Industrie, wie der Boden, das Erbtheil einer kleinen Anzahl von Menschen geworden; bei Leopold darf jeder treiben, worauf er sich versteht; man hat einen Stand, besitzt man ein Talent; es gibt da nur Einen ausschließlichen Vorzug — das Genie. Eines Tags bedauerte jemand in seiner Gegenwart, daß seine Staaten nicht größer seyen. Ach! erwiederte er, es gibt noch Unglückliche darin."

„Man sagt gegen den Großherzog, seitdem er die unbeschränkte Freiheit des Handels und der Industrie eingeführt habe, seyen die Handwerker ohne Brot. Ich hatte darüber eine Unterredung mit einem sehr unterrichteten Manne, die ich hier mittheilen will. Ich habe, sagte ich zu diesem, das Hospital von Pisa besucht; und nie sah ich Hospitäler, in denen sich die Menschheit weniger über die Paläste zu beschweren hätte."

— „Man könnte es immer noch besser machen", erwiederte die Person, mit der ich sprach.

— „Diese Hospitäler haben wenigstens Einen großen Vortheil, den nämlich, daß sie sehr luftig gebaut sind. Die Luft ist für den Gesunden das erste Nahrungsmittel, und für den Kranken die erste Arznei."

— „Sie haben unsere Hospitäler gesehen? Sie reisen also nicht wie die Engländer gewöhnlich. Von hundert gibt es auch nicht zwei, die sich zu unterrichten suchen. Große Strecken zu Wasser oder zu Land zurücklegen, in den Gasthäusern Punsch oder Thee machen, von allen andern Nationen Böses reden und unaufhörlich nur die ihrige rühmen, das heißt bei den meisten Engländern reisen. Das Postbuch ist das einzige, aus dem sie Belehrung schöpfen."

— „Aber ich bitte Sie, sagen Sie mir doch, welche Wirkung hat die unbeschränkte Handelsfreiheit hervorgebracht?"

— „Eine so gute, daß ich keinem Menschen auf der Welt rathen möchte, den Versuch zu machen, das beschränkende System wieder einzuführen, wenn er nicht allenfalls Lust hat, von dem Volke gesteinigt zu werden. Ich habe alles gelesen, was in Ihrem Lande für oder gegen diese Freiheit gethan und geschrieben worden ist. Die Erfahrung hat die Frage für dieselbe entschieden. Ehe sie in Toskana eingeführt war, hatten wir zwei Mißjahre; der Staat mußte für hunderttausend Thaler Getreide kaufen; es kam zu vielen unruhigen Bewegungen, und die Hungersnoth war nicht mehr fern. Seitdem diese Freiheit besteht, hatten wir drei noch schlimmere Jahre. Es wurden aber keine Früchte gekauft, und keine Schulden gemacht; es gab keine Unruhen, und

Toskana lebte. Ich glaube wirklich, daß die Freiheit des Handels, wenn sie heilsame Folgen haben soll, unbeschränkt seyn muß. Stört man den Strom in seinem Laufe, dann bleiben seine Gewässer bald stehen, bald treten sie aus. Die Freiheit des Handels hat auf den Feldbau und den Gewerbfleiß außerordentlich vortheilhaft gewirkt; der Landmann ist reich, der Handwerker wohlhabend. Die ersten Jahre wollte es freilich nicht recht gehen; es gab Reibungen und kostete Anstrengung; aber so ist's mit allem Anfang. Wenn die Freiheit es versucht, allein zu gehen, strauchelt und fällt sie immer von Zeit zu Zeit; aber jeder Fall belehrt sie, und jeder Schritt gibt ihr neue Kraft."

— „Ohne Zweifel", antwortete ich, „können alle Gesetze, die etwas anders als Verbrechen verbieten, nur Druck und Willkür seyn." —

„Mit wem, glauben Sie wohl, daß ich diese Unterredung hatte? Mit dem Großherzoge selbst; er führte diese Sprache, hörte meine Einwendungen und suchte sie zu heben. Und dabei sagte er immer: Man hat das gethan; die Regierung hat es so gemacht, und nie sprach er von sich selbst. Eine ganze Stunde redete er mit mir stehend, in einem Cabinette, wo ein einfacher Tisch ihm als Schreibpult diente. Tannene Diehle, ein blechener Leuchter, ein Licht, das war die Pracht, die ich dort sah; denn der Großherzog hat keinen andern Luxus als das Glück seines Volks."

Wenn sich auch alles bei uns vereinigte, um die Theilung des herrlichen, zerstückelten Landes und Volkes zu verewigen, dann steht wenigstens nichts dem freien Verkehr der verschiedenen Staaten untereinander entgegen; im Gegentheil fordert es das Wohl Einzelner und Aller, der Volksstämme und der ganzen Nation. Daß Deutschland von mehrern Regenten beherrscht wird, und nicht von Einem, ist keineswegs ein Unglück, bilden die verschiedenen Staaten nur einen Staatenbund, durch Sprache, Sitten, freien Handel, eine gemeinschaftliche und politische Gesetzgebung in Frieden und Krieg vereinigt. Will in der Vielherrschaft aber sich jede Herrschaft vereinzeln und nach eignen Launen ihren Weg verfolgen, ohne Rücksicht auf die Gesammtheit, dann werden sie selbst, wie diese, früher oder später untergehen. Hier wollen wir nur von dem Besten der Industrie und des Handels reden und den Wunsch äußern, daß unter allen deutschen Staaten eine vollkommene Freiheit und unbeschränkte Freizügigkeit herrsche für den Menschen und sein Eigenthum, für rohe Stoffe sowohl als für Fabricate. So, und nur so kann der Wohlstand gedeihen bei einzelnen Bürgern und ganzen Völkern.

Schwerlich dürften die eigennützigen Klagen der Fabricanten und Manufacturisten in Zukunft mehr unbedingten Glauben fin-

den. Die Meinung, Beschränkungen, prohibitive Gesetze, Zölle, Prämien oder Verbote könnten den Wohlstand eines Landes befördern, wird in ihrer ganzen Blöße erkannt werden. Diese Meinung konnten nur Menschen nähren, unterhalten und verbreiten, die ihr eignes Beste zum allgemeinen Besten, ihren Privatvortheil zum Vortheil des Staates machen wollten. Diese Falschmünzerei hat uns schon zu viel gekostet, als daß wir unser wahres Interesse nicht endlich erkennen sollten. Monopolien wollen sie, einen ausschließlichen Markt, eine Anweisung auf des Consumenten Vermögen; auf fremde Kosten wollen sie sich erhalten und bereichern. Aber nicht nur die Fabriken und Manufacturen sind Töchter des Vaterlandes; in allen Zweigen der Industrie muß dieses die gleichgeborenen Kinder anerkennen. Für Alle gibt es gleiche Rechte und gleiche Pflichten. Jedes zarte Pflänzchen, das eine besondere Wartung und Treibhauspflege braucht, um nicht zu sterben, ist unserm Himmel und Boden fremd. Die Fabriken, die oft viel Aufsehen machen, ohne immer großen Vortheil zu bringen, betrachteten sich auf eine gewisse Art als den privilegirten Stand unter den bürgerlichen Gewerben, und forderten besondere Begünstigungen, um sich auf ihrem vornehmen Fuße zu erhalten.

Zu der Klage, daß die Engländer ihre Fabricate spottwohlfeil losschlagen, gesellt sich auch gewöhnlich die, daß sie die rohen Stoffe um einen Preis bei uns aufkaufen, den die inländischen Fabricanten nicht zu bezahlen im Stande sind. Es ist schwer zu entscheiden, welche von beiden Beschwerden als die seltsamere gelten mag. Man wagt also an ein Volk die Zumuthung, es solle den Fabricanten nicht allein eine zwecklose Prämie bezahlen, sondern der Erzeuger roher Stoffe müsse auch diese noch unter dem Preise an sie geben! Also eine doppelte Auflage zum Vortheil der Fabriken! Sind diese denn allein Christen, möchte man mit Pope fragen, und alle andre fleißige und bescheidene Gewerbe Heiden? Und doch wurden diese Klagen in allen Staaten des Continents mit Ernst und Nachdruck wiederholt; und doch hat man es sehr getadelt, daß der Eigenthümer von unverarbeiteter Wolle nicht durch ein Gesetz angehalten werde sein Product an den inländischen Fabricanten wohlfeiler zu geben, um sie ihm fabricirt auch wieder theurer abzukaufen! Er soll also bei dem Verkauf seiner Wolle einmal, und bei dem Kaufe derselben, wenn er sie als Tuch, Hüte u. s. w. wieder zurück erhält, zum zweiten Mal verlieren, und immer an den Fabricanten; und auf diesem Wege glaubt man den Nationalwohlstand zu befördern! Um das zu begreifen, reicht unsere Fassungskraft, wir gestehen es aufrichtig, nicht hin.

Will man also einen ehrlichen und rechtlichen Krieg führen gegen fremden Handel und Gewerbfleiß, dann kann und darf es nur durch unsern Handel und Gewerbfleiß in seiner Concurrenz geschehen. Der Consument muß in seinem Lande die Waare so gut und wohlfeil finden, wie im Auslande, will man ihm zumuthen sie nicht hier, sondern dort zu kaufen. Für vaterländische Erzeugnisse und Institute wird, ist der Nachtheil sonst nicht sehr bedeutend, der Bürger immer eine Vorliebe haben, beseelt ihn anders vaterländischer Sinn; und das Beispiel der Großen und Angesehenen der Nation kann derselben in ihrem Geschmacke immer eine nützliche Richtung geben. Alle diese und ähnliche Mittel sind keineswegs zu tadeln, sondern rühmlich und werden auch gewiß nie ihren Zweck verfehlen, weiß man sie nur zweckmäßig anzuwenden. Sonst soll unser Bestreben dahin gehen, fremde Nationen in Kunst und Fleiß zu erreichen oder zu übertreffen; das ist der wahre Krieg, den wir gegen ihre Industrie führen können.

Gegen die unbedingte Freiheit der Gewerbe und des Handels werden viele, und, unter gewissen Verhältnissen und Umständen, nicht ungegründete Einwendungen gemacht. Indessen kann ich nicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß mit dieser unbedingten Freiheit eine größere Gefahr verbunden sey, als mit der Befugniß der Regierung, nach Gefallen Verbote und Beschränkungen eintreten zu lassen; die Nachtheile jener sind weder so zahlreich, noch so verderblich, und werden gewöhnlich durch die Natur der Dinge, die sie augenblicklich herbeigeführt, auf die Dauer wieder entfernt; da ein Irrthum und Mißgriff der Regierung hingegen eine neue Verfügung derselben nöthig macht, um den Folgen der ersten zu begegnen, und sie auf diese Weise sich im steten Kampfe mit der Natur der Dinge sieht, die am Ende doch, früher oder später, den Sieg erlangt.

Regierungen sehen es als verdienstlich an, durch Abgaben und Verbote einem gewissen Zweige der Gewerbe und des Handels, der gerade leidet, durch Privilegien und Aufmunterung, wozu besonders die Beschränkung oder gänzliche Entfernung fremder Concurrenz gehört, wenn auch nur vorübergehend, aufzuhelfen. Diese Absicht mag zu loben seyn und oft gedeihlich wirken; doch lohnt es sich der Mühe, die Wirkungen dieses Verfahrens näher zu betrachten. Wir wollen uns mit einem Beispiele behelfen.

Die Weinbauern in den preußischen Rheinlanden sind mit dem starken Zolle, der auf dem Eingang fremder Weine liegt, natürlich sehr zufrieden. Sie sehen sich dadurch in Stand gesetzt, hohe Preise für ihr Erzeugniß zu machen, da sie fast allein den inländischen Markt versehen, und so eine Art von Monopol ha-

ben. Was für ihren Wein mehr bezahlt wird, als dafür bezahlt würde, wenn fremden Weinen der freie Eingang gestattet wäre, das erhalten sie als Prämie, die der Consument bezahlt. Es ist gerade so gut, als wenn dieser eine Abgabe zum Besten des Weinproducenten zu entrichten hätte, die der Summe gleichkommt, welche dieser weniger erlösen würde, wenn der Weinhandel frei gegeben wäre. Der Consument bezahlt aber nicht blos den Mehrbetrag des Erlöses der inländischen Weinbauern, sondern auch noch eine Einnahme für den Staat, die ebenfalls der Consument entrichtet, der fremde Weine trinkt, und überdies die Besoldung der Angestellten, die mit der Erhebung der auf die Consumtion der Weine gelegten Abgabe beauftragt sind. Die ganze Auflage lastet also auf dem Lande, und es ist als würde eine Summe Geldes aus der einen Tasche genommen, um sie in die andere zu bringen, jedoch nach dem Abzuge dessen, was die Regierung, die in der Mitte steht, davon genommen hat.

Indessen hört man die Consumenten, die den Weinproducenten eine Prämie und dem Staate noch eine Abgabe bezahlen müssen, darüber selten klagen. Darin liegt eben der Vortheil der meisten indirecten Steuern, daß man sich frei fühlt, sie zu bezahlen oder nicht, und daß man sie gelegentlich entrichtet, gerade wenn man Geld hat. Man ist nicht verpflichtet, Wein zu trinken; hat man aber Lust und Geld dazu, dann bezahlt man die Flasche fast eben so willig mit 40 Kreuzer, als sonst mit 30. Die Weinpreise sind ohnedies ungleich, und wechseln mit der Menge und Güte des Ertrags des Weinstocks, und der Consument merkt nicht besonders darauf, ob ihm die Regierung oder die Natur den Wein vertheuert. Müßte er als Personal- oder Kopfsteuer an den Staat entrichten, was er nach Belieben von Zeit zu Zeit als Weinsteuer bezahlt, dann würde er über die Härte und Willkür der Regierung schreien; so aber besteuert er sich auf eine gewisse Art selbst, et volenti non fit injuria.

Es mag Fälle geben, in denen, wie gesagt, der Staat wohl thut, wenn er eine Art Industrie vor anderen begünstigt. Solche Fälle können aber doch nur eintreten, wenn die Industrie, welche Unterstützung in Anspruch nimmt, dem Lande und seinen Bewohnern angemessen ist und nur durch ungewöhnliche Ereignisse vorübergehend leidet. Dann ist der Beistand lobenswerth, wenn die Gefahr auch mit einigen Opfern der übrigen Gesellschaft abgewendet wird. Das heißt Hülfe in der Noth; die Noth aber ist ein Zufall, ein Schlag des Schicksals, die Folge einer unglücklichen Begebenheit, und keineswegs in der Natur dieses Zweigs der Industrie gegründet. So wäre es zu wünschen, daß der Weinbauer am Rhein in seiner bedrängten Lage, die größten-

theils eine Wirkung des durch Mauthen und Zölle erschwerten Absatzes seines Productes ist, Unterstützung fände. Im Preußischen findet er sie wirklich gerade durch den an den Grenzen angelegten Zoll, der dem inländischen Wein fast ausschließlich einen großen Markt gibt. Eigentlich erhebt die Regierung von dem Theile der Bewohner Preußens, der Wein trinkt, eine gewisse Summe, um den anderen, der Wein baut, damit zu unterstützen. Sie nimmt da, wo ist, um dort zu geben, wo es fehlt. Die Operation ist einfach, und mag in gewissen Fällen, wie ich oben schon bemerkt, zu rechtfertigen und selbst zu loben seyn, wenn nämlich der Zweig der Industrie, der vorübergehend leidet, durch Zufälle, die nicht in der Natur der Sache liegen, in diese Noth gekommen ist. Sonst ziehe ich es unter allen Umständen vor, daß die Regierungen Erzeugung und Verzehrung, Gewerbe und Verkehr der Einsicht und den Bedürfnissen der Völker gänzlich überlassen. Wenn auch die freie Concurrenz ihre Nachtheile haben sollte, dann sind sie doch nie so zahlreich und bedenklich, als die der Einmischung von Staatsbehörden. Eine Regierung wird selten nöthig haben, der Natur hülfreich an die Hand zu gehen, wenn sie es sich zum Gesetze gemacht hat, sie im Guten gewähren zu lassen. Greift der Staat aber einmal in den natürlichen Lauf der Dinge störend ein, dann muß er ewig wiederkommen, um den Folgen der ersten Störung durch eine zweite, und so immer weiter, abzuhelfen. Auf diesem Wege ist England zu dem künstlichen Chaos von Verboten, Aufmunterungen und Prämien gekommen, in dem es ihm eben so schwer wird sich zu bewegen, als sich von ihm wieder loszumachen. Zwingt man den Strom aus seinem Bette, dann wird man ihn vergebens zu leiten suchen. Hier tritt er über, dort bricht er durch; und ist an einer Stelle eine Oeffnung zugemacht, dann hat er sich an zehn andern wieder durchgewühlt. Laßt ihr ihm aber seinen Lauf, dann wird er, seiner Natur und der des Bodens gemäß, seine Richtung nehmen. Ueberhaupt — ich wiederhole es — ist allen Regierungen die verständige Unthätigkeit zu wünschen, nicht machen zu wollen, was sich von selbst macht.

Die mittelbaren Abgaben, also auch Zölle und Verbrauchssteuern überhaupt, haben allerdings den Vortheil, daß man sie freiwillig zu entrichten scheint und sie zur gelegenen Zeit bezahlt. Wer sich denselben entziehen will, darf sich nur den Genuß der Gegenstände versagen, auf denen diese Abgaben lasten. Die Versuchung, solche Steuern einzuführen und zu vervielfältigen, ist darum für die Finanzbeamten, die nur die Aufgabe zu lösen haben, Geld zu machen, sehr lockend. Aber wehe dem Lande, dessen Finanzverwaltung von diesem Geiste beseelt und geleitet wird! sie

wird den Staat, wo es Geld einträgt, ohne Rücksicht für die Sittlichkeit, Bildung und Gesundheit der Bürger, in ein Bordell oder Raspelhaus zu verwandeln kein Bedenken tragen. Der neuesten Staatskunst ist das Höchste, was sie kennt, die Industrie, und auf ihren Fortschritten soll sogar der endliche Sieg der Cultur über die Barbarei und der Freiheit über jede Art von Knechtschaft beruhen. Für den Menschen gibt es, nach ihr, nur eine Bestimmung: productive Arbeit; nur einen Gewinn: den Ertrag derselben. Die Zeit, die so vieles lehrt, wird auch die Einseitigkeit und Uebertreibung in dieser Lehre zeigen.

Wenn nun die mittelbaren Abgaben durch die leichte Erhebung derselben in der Regel empfohlen werden, dann sprechen gegen manche derselben auch wieder Gründe, die dem Gesetzgeber und Staatsmanne wichtiger seyn müssen, als Geld. Die Consumtionssteuern, wenn sie einträglich seyn sollen, lasten gewöhnlich auf den unteren und mittleren Classen des Volks und sind eine wahre Strafe kinder- und gesindereicher Familien. Zölle und Mauthen erfordern ein Heer von müßigen Angestellten, deren Bestechlichkeit und rohen Plackereien der Bürger hingegeben ist, und muntern zur Umgehung und Uebertretung der über diesen Gegenstand bestehenden Gesetze auf. An den Grenzen bilden sich Pflanzschulen von Schleichhändlern, die, aufgemuntert durch den Gewinn, in heimlichem und offenem Kriege mit dem Staate leben. Keine Klugheit, keine Strenge vermag diese Uebel zu entfernen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die blutigsten Gesetze, die an sich schon ein Unglück sind, ihnen nicht begegnen.

Sonderbar genug ist man in der Staatswirthschaft über allgemeine Grundsätze und Wahrheiten ziemlich einig, die man dagegen im Einzelnen und in besondern Fällen zu verleugnen kein Bedenken trägt. Will man erklären, warum die Entdeckung von Amerika und der Fahrt nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung wohlthätig auf die Gewerbe, die Industrie und den Handel unsers Welttheils gewirkt, dann ist man sogleich mit der Antwort fertig: weil dadurch der Markt für unsere Erzeugnisse erweitert ward. Die Nachfrage und Abnehmer beleben demnach Gewerbfleiß und Handel, und befördern die Erzeugung und Veredlung der Gegenstände der Bedürfnisse und des Genusses. Auf gleiche Weise ist anerkannt, was aus den angeführten Wahrheiten sich ohne Widerspruch ergibt, daß, je gebildeter und reicher nämlich die Völker sind, mit denen man verkehrt, desto lebendiger dieser Verkehr sich regen muß. In der Theorie steht diese Ansicht fest, und wie wird gewöhnlich in der Anwendung verfahren? Nicht anders, als bereicherte die Beschränkung des Marktes, den man durch Verbote und Schwierigkeiten aller Art zu isoliren

ſucht; nicht anders, als müßten wir durch die Verarmung unſerer Nachbarn an Wohlſtand gewinnen. Sollte der Staat, wie der Privatmann, im Allgemeinen nicht die beſten Geſchäfte machen, wo er ſo wohlfeil als möglich einkauft und ſo theuer als möglich verkauft? Beide Bedingungen laſſen ſich nicht trennen und werden am ſicherſten wohl da erreicht, wo die größtmögliche Anzahl von Käufern und Verkäufern ſich zuſammenfindet, alſo wo der Markt am freieſten iſt. Wiſſet ihr es anders, ich laſſe mich belehren.

Es ward oben zugegeben, daß es manchmal nützlich ſeyn könne, ein gewiſſes Gewerbe, das durch vorübergehenden nachtheiligen Einfluß leidet, durch vorübergehende Unterſtützung aufrecht zu halten. Aber dieſe Unterſtützung, die nur ſelten kommen darf, muß, aus den ebenfalls angeführten Gründen, mit großer Vorſicht und Sachkenntniß ertheilt werden. Und doch wird der Staat, der durch Beſchränkung des Handels und der Gewerbe an dem Conſumenten immer eine Ungerechtigkeit begeht, oft ungerecht gegen den Producenten ſelbſt, den er in der beſten Abſicht begünſtigt hat, wenn er nämlich es ſpäter zweckmäßig findet, dieſe Beſchränkung wieder aufzuheben. Der Producent kann, im Vertrauen auf dieſelbe, ſein Geſchäft ſo unnatürlich erweitert oder ihm eine ſo unnatürliche Richtung gegeben haben, daß er zu Grunde geht, oder doch bedeutend leidet, wenn dem Gange der Dinge wieder ſein natürlicher Lauf gelaſſen wird. Oder wird auch hier die Ungerechtigkeit ein wohl erworbenes Recht und muß ewig währen, weil ſie einmal da geweſen iſt?

In jedem Volke ſchlummern nicht zu berechnende Anlagen und Kräfte, die in ihrer Entwickelung ſelbſt die größte Erwartung überraſchen, wenn ſie von den Bedürfniſſen geweckt, ſich zu üben und zu ſtärken, die nöthige Freiheit haben. Aber Freiheit braucht das Talent, das Genie, um auf dem ihm angemeſſenen Wege das Ziel, das es ſich geſteckt, zu verfolgen; Freiheit und wieder Freiheit, und immer Freiheit, wie jener berühmte Feldherr zur glücklichen Führung des Kriegs Geld brauchte, wieder Geld und endlich Geld. In der Freiheit finden wir Archimedes Hebel, mit dem die Welt ſich aus den Angeln heben läßt, iſt ihm ein feſter Punct gegeben. Die Freiheit ſchuf und erklärt die Wunder der Kunſt und Wiſſenſchaft, des Gewerbfleißes und Handels, der Macht, den Reichthum der Hülfsquellen bei den Griechen und Römern, in den freien Staaten und Städten von Italien und Deutſchland, in den Niederlanden, in England und der neuen Welt. Man darf darüber nur das Orakel der Geſchichte fragen; ſeine Antwort iſt nicht zweideutig. Und — zur Beruhigung der in einer ſtürmiſch bewegten Zeit beſorgten Regierungen

ſey es geſagt — dieſe Freiheit muß nicht die politiſche ſeyn. Das Volk braucht und verlangt keinen Antheil an der Geſetzgebung, iſt es einer gerechten und klugen Verwaltung gewiß. Die Freiheit, die wir fordern, iſt die bürgerliche, oder ihr verwandt. Jeder ſoll in ſeinem Kreiſe ſich ohne Zwang und Hinderniß bewegen können, ſo lange er nicht ſtörend in den Kreis Anderer ausſchweift; ſo lange er, ohne Verletzung eines fremden Rechtes, das ſeinige übt. Keine Bahn darf dem Fleiße und dem Talente verſchloſſen ſeyn, auf der ſie ſich thätig zeigen wollen. Dieſer enge Kreis, in dem Kunſt, Wiſſenſchaft, Induſtrie, Landbau, Handel und überhaupt alle Kräfte und Anlagen zu Privatzwecken ſich bewegen, kann den weitgezogenen der Regierungen nicht ſtörend berühren, der die kleineren alle ſchützend in ſich faßt. Welche bewundernswürdige Fortſchritte machten die Völker unter den Medicis, der Königin Eliſabeth von England, ſelbſt unter Cromwell und Napoleon, wo ſich der Bürger indeſſen keiner beſondern politiſchen Freiheit zu rühmen hatte? Welche Hülfsquellen fanden Heinrich IV. von Frankreich, Ludwig XIV. in ſeinen frühern Regierungsjahren, und Friedrich der Große in ihren Völkern, denen ſie doch nur die Wohlthaten einer verſtändigen, nicht kleinlich neckenden und ſtörenden Verwaltung angedeihen ließen! Wollen wir ein neueres, noch auffallenderes Beiſpiel, dann bietet es die franzöſiſche Revolution dar, von der man nicht ſagen wird, daß ſie dem Talente und Genie Aufmunterungen und Begünſtigungen zugewendet habe. Nur die hemmenden und beſchränkenden Feſſeln waren durch ſie gebrochen, die in dem Kaſten-, Corporations- und Innungsgeiſte die Entwickelung der Anlagen hinderten. Und doch ſahen wir in Frankreich, das durch die Auswanderung, innern und äußern Krieg, an Talent, Bildung und Vermögen verarmt ſchien, Kunſt, Wiſſenſchaft, Ackerbau und Gewerbfleiß gedeihen, die Feldherren, Richter, Verwalter, Gewerbsleute, Künſtler, Soldaten und Gelehrte wie aus der Erde ſteigen. Was ſchuf dieſelben und in ſolcher Menge und von ſolcher Bedeutung? Das Bedürfniß, und die, wenn auch kärgliche, doch früher entbehrte Freiheit. Dies Wunder wirkten ſie, und zeugten Helden und Staatsmänner, große Bürger und fleißige Gewerbsleute ſelbſt in der Zeit, wo das Beil des Henkers über jeder Art von Auszeichnung drohend hing.

Der Graf Deſtutt de Tracy *) macht, in Beziehung auf dieſen Gegenſtand, einige treffende Bemerkungen, die wir hier anführen wollen.

*) In ſeinem merkwürdigen Buche: „Commentaire sur l'esprit des lois de Montesquieu.

„Frankreich war unter seiner ehemaligen Regierung gewiß nicht so elend, als die Franzosen selbst zu sagen beliebten; aber es war nicht blühend. Seine Bevölkerung und sein Ackerbau gingen nicht zurück, standen aber still; oder, wenn sie auch einige Fortschritte gemacht hatten, dann waren sie geringer, als die mehrerer benachbarten Nationen, und folglich mit den Fortschritten der Aufklärung des Jahrhunderts nicht im Verhältnisse. Es war verschuldet, hatte durchaus keinen Credit, besaß nie Geld für die nützlichen Ausgaben, fühlte sich unfähig, die gewöhnlichen Kosten seiner Regierung zu bestreiten, noch mehr aber, irgend eine große Anstrengung nach außen zu machen. Mit einem Worte, des Geistes, der Anzahl und Thätigkeit seiner Bewohner, des Reichthums und Umfangs seines Bodens ungeachtet, behauptete es mit Mühe seinen Rang unter den mit ihm rivalisirenden Nationen; im Auslande genoß es wenig Ansehen und war von ihm nicht im mindesten gefürchtet. Die Revolution kam, und Frankreich hatte alle denkbare Uebel zu erdulden. Es war von schrecklichen, fremden und einheimischen Kriegen zerrissen. Mehrere seiner Provinzen wurden verheert und viele Städte in Asche gelegt. Alle wurden von den Räubern oder den Lieferanten der Truppen geplündert. Sein äußerer Handel war vernichtet; seine Flotten, obgleich öfter ersetzt, waren gänzlich zerstört, seine Colonien, die man für seinen Wohlstand so nothwendig glaubte, waren zu Grunde gerichtet; und, was noch schlimmer, es verlor alle Menschen und Schätze, die es verschwendete, um sie zu unterjochen. Seine Münze war durch die Auswanderung und das Papiergeld fast ganz aus dem Lande gegangen. Es unterhielt in der Zeit einer Hungersnoth vierzehn Heere; und, aller dieser ungünstigen Verhältnisse ungeachtet, hat seine Bevölkerung und sein Ackerbau in sehr wenigen Jahren sich offenkundig bedeutend verbessert; und gegenwärtig (1806) erträgt es ungeheure Abgaben, macht unermeßliche Ausgaben für öffentliche Arbeiten, bestreitet alles ohne Anlehen und hat eine kolossale Macht, der auf dem europäischen Festlande nichts widerstehen kann, und die, ohne die englische Marine, die ganze Erde unterjochen würde; und doch hat sich seine Lage von Seiten des Meeres oder in Beziehung auf den auswärtigen Handel, dem man gewöhnlich ein so großes Gewicht beilegt, nicht im geringsten gebessert, und ihm ward noch kein Augenblick Frieden, um sich zu erholen.“

Herr Destutt de Tracy sucht nun diese wunderbare Umwandlung zu erklären, und führt die wesentlichen Ursachen derselben an. Offenbar nimmt unter denselben die freie Thätigkeit, die dem Fleiße und Talente alle Mittel zu Gebote stellten, sich zu entwickeln, die erste Stelle ein. Die schlafenden Kräfte wur-

den geweckt, und jede derselben wählte das ihr angemessene Mittel zu dem gesteckten Ziele. Die Beschränkungen, welche Geburt und Rang um die Stände gezogen, hörten auf; die Fesseln, welche Zünfte und Innungen dem Gewerbfleiße, die Feudalrechte, der Zehnte dem Ackerbau angelegt, fielen weg, und der innere Handel sah sich von allen Störungen der Zölle und Provinzialverfassungen und ihren Folgen befreit. So, und nur so läßt sich das Vielen so unbegreifliche Räthsel lösen.

Wenn Manche auch geneigt sind, die Vortheile eines freien Verkehrs mit den Erzeugnissen der Fabriken und Manufacturen zuzugeben, dann wollen sie doch eine Ausnahme mit dem Getreide gemacht wissen. Das Verbot, oder, nach Umständen, die Beschränkung der Getreideausfuhr, hat in allen Zeiten die wärmsten Lobredner und Vertheidiger gefunden, und so oft und gründlich dieser Gegenstand auch erörtert worden ist, an dem sich die meisten Staatswirthschaftsgelehrten, Adam Smith, Galliani, Turgot, Necker, Say, Malthus, Ricardo und viele Andere, die darüber geschrieben, mit größerm oder geringerm Erfolge versucht haben, und obgleich die Verhandlungen des englischen Parlements allein einen vollständigen Cours über den Getreidehandel darbieten, so sieht man doch die Frage noch nicht als entschieden an. Alles, was ich bisher für die Freiheit der Gewerbe und des Verkehrs überhaupt gesagt, gilt auch für die des Getreidehandels, und bin ich anders in meinem Versuche, ihre Nothwendigkeit oder ihren Vortheil darzuthun, glücklich gewesen, dann möchte jede weitere Erörterung entbehrlich seyn. Da indessen der Gegenstand sehr wichtig ist, die Wahrheit noch häufig verkannt und bestritten wird, so will ich hier einige treffende Worte von Benjamin Constant *) anführen, die ich selbst weder besser noch kürzer zu sagen weiß.

„Die Frage der Getreideausfuhr", sagt der berühmte Publicist, „ist ebenso schwierig als wichtig. Nichts leichter, als von dem Unglück des Armen, der Härte des Reichen, einem ganzen Volke, das vor Hunger stirbt, während die habsüchtigen Speculanten das Getreide, die Frucht seines Schweißes und seiner Arbeit, ausführen, ein rührendes Gemälde zu entwerfen. Diese Art, die Dinge zu betrachten, hat einen kleinen Anstand, den nämlich, daß man alles, was über die Gefahr der freien Ausfuhr gesagt wird, die nur eine Gattung des Gebrauchs des Grundeigenthums ist, mit ebenso vieler Stärke und mit nicht weniger Recht gegen das Grundeigenthum selbst vorbringen könnte. Gewiß sind die, welche kein Grundeigenthum besitzen, in jeder Hinsicht den Besitzern desselben preis gege-

*) Commentaire sur l'ouvrage de Filangieri.

ben; und wenn man annehmen will, dieſe hätten ein mächtiges Intereſſe, jene zu unterdrücken und auszuhungern, dann folgen die pathetiſchen Gemälde ſehr reichlich aus dieſer Vorausſetzung. Das iſt ſo wahr, daß die Gegner der freien Ausfuhr immer genöthigt geweſen ſind den Grundbeſitzern im Vorbeigehen einige Beleidigungen zu ſagen. Linguet nannte ſie Ungeheuer, denen man ihre Beute entreißen müſſe, ohne ſich um ihr Geheul zu kümmern; und der aufgeklärteſte, tugendhafteſte und achtbarſte von den Vertheidigern des Prohibitivſyſtems (Hr. Necker) ſchloß damit, daß er die Grundbeſitzer und die zu ihren Gunſten ſprachen, mit Krokodilen verglich."

„Ich wünſchte dieſen Gegenſtand unter einem Geſichtspuncte darzuſtellen, der alle Declamationen davon entfernt, und zu dieſem Ende von einem Grundſatze auszugehen, den alle Intereſſen anerkennen. Dieſer Grundſatz aber iſt, wenn ich nicht irre, folgender: Um reichlich Getreide zu haben, muß man deſſen ſo viel als möglich erzeugen; um aber deſſen ſo viel als möglich zu erhalten, muß man die Erzeugung aufmuntern. Alles, was die Erzeugung des Getreides aufmuntert, begünſtigt der Ueberfluß; alles, was dieſe Erzeugung entmuthigt, führt mittelbar oder unmittelbar zur Hungersnoth. Wollte man aber die Production einer Manufactur aufmuntern, was würde man thun? Die Zahl der Abnehmer vermindern? Keineswegs; man würde ſie im Gegentheil vermehren. Der Fabricant, ſeines Abſatzes gewiß, würde ſeine Production ſo ſehr vermehren, als es in ſeinen Kräften ſteht. Vermindert man dagegen die Anzahl der Käufer, dann wird der Fabricant ſeine Erzeugniſſe vermindern. Er würde nicht wollen, daß ſie die Menge überſtiegen, die er abzuſetzen hoffen kann. Er würde alſo mit großer Genauigkeit Erzeugung und Abſatz gegen einander berechnen; und da es ihm viel nachtheiliger wäre, zu wenige als zu viele Käufer zu haben, ſo dürfte er ſeine Erzeugung auf eine Weiſe beſchränken, daß ſie eher unter dem Nöthigen bliebe, als daſſelbe überſtiege. In welchem Lande werden die meiſten Uhren verfertigt? doch ohne Zweifel in demjenigen, aus dem man die meiſten ausführt. Verböte man nun die Ausfuhr der Uhren, würde darum eine größere Anzahl derſelben in dem Lande bleiben? Gewiß nicht, ſondern es würden deren weniger verfertigt werden. Mit dem Getreide verhält es ſich, was die Production betrifft, wie mit jedem andern Dinge. Der Irrthum der Lobredner der Verbote beſteht darin, daß ſie daß Getreide nur als Gegenſtand der Conſumtion und nicht auch der Production betrachten. Sie ſagen, je weniger davon verzehrt wird, deſto mehr behält man zurück. Das aber iſt falſch, weil das Getreide nicht als wirklich vorhanden angenommen werden darf, ſondern erſt er-

zeugt werden muß. Sie hätten einsehen sollen, daß, je mehr man die Consumtion beschränkt, desto mehr sich auch die Production vermindert, und diese demnach bald unzureichend für jene wird. Denn die Production des Getreides unterscheidet sich darin von den gewöhnlichen Manufacturen, daß sie nicht allein von dem Producenten, sondern von der Witterung abhängt. Indessen kann der Producent, der genöthigt ist seine Production zu beschränken, nur seine Berechnung auf die Mitteljahre stellen. Indem er seine Production nun auf das Nothdürftige beschränkt, so ist das Erzeugniß, wenn die Ernte unter seinem Anschlage ausfällt, nicht zureichend. Die große Anzahl der Landbauern kann ohne Zweifel die geringere Erzeugung nicht verabreden; aber der Gedanke schon, daß ihre von der Natur begünstigte Arbeit ihnen von keinem Nutzen seyn, daß ihr Product ohne Käufer und ihnen liegen bleiben könne, entmuthigt sie; und obgleich sie nach dieser Betrachtung keinen Plan verabreden, so bauen sie doch nachlässiger. Da sie auf diese Art weniger gewinnen, so haben sie weniger Capitalien, um sie auf ihren Anbau zu verwenden, und die Erzeugung nimmt wirklich ab. Verhindert man die Ausfuhr des Getreides, so bewirkt man dadurch nicht, daß der Ueberfluß des einem Lande nöthigen Getreides in dem Lande bleibt, sondern daß dieser Ueberfluß nicht mehr erzeugt wird. Da nun aber durch ungünstige Witterung dieser Ueberfluß Nothdurft werden kann, so bringt man es dahin, daß auch das Nothdürftige fehlt. Das Verbot der Ausfuhr ist ein Verbot des Verkaufs, wenigstens über einem gewissen Maße; denn sobald das Land versehen ist, bleibt der Ueberschuß der Production ohne Käufer. Das Verbot des Verkaufs ist also ein Verbot der Erzeugung; denn es nimmt dem Producenten den Beweggrund zu produciren. Wer sollte glauben, daß man dieses Mittel gewählt, um die Production immer ergiebig zu machen?"

„Ich kann mich von diesem Gegenstande nicht trennen. Die Beschränkung der Ausfuhr ist ein Eingriff in das Eigenthum; das gesteht Jeder ein. Ist es aber nicht klar, daß, wenn das Eigenthum des Getreides weniger geachtet ist, als das jeder andern Art von Lebensmitteln, man lieber jedes andere Lebensmittel im Ueberfluß, d. h. zum Verkaufe haben wird, als Getreide? Erlaubt und verbietet man abwechselnd und nach Belieben die Ausfuhr, so wird diese Erlaubniß, die sich nur auf die vorhandene Production bezieht und immer wieder zurückgenommen werden kann, kein hinlänglicher Grund zur Aufmunterung der künftigen Production. Ich will auf einen Einwurf antworten. Die Vertheuerung der nöthigen Lebensmittel ist dem Volke nachtheilig, weil der Tagelohn nicht im Verhältnisse steigt. Wird aber,

ſagt man, die Ausfuhr des Getreides daſſelbe nicht vertheuern? Ohne Zweifel wird ſie verhindern, daß es nicht zu tief fällt. Verhindert aber, auf der andern Seite, die verbotene Ausfuhr die Erzeugung des Getreides, wird die Vertheuerung deſſelben dann nicht unvermeidlicher und größer ſeyn?"

„Ich habe für die freie Ausfuhr keine andern Gründe angeführt, weil ſie tauſendmal entwickelt worden ſind. Iſt das Getreide theuer, dann wird es nicht ausgeführt; denn, bei gleichem Preiſe wird man es immer beſſer an Ort und Stelle verkaufen als ausführen. Es wird alſo nur ausgeführt, wenn die Ausfuhr nützlich iſt. Man kann einen allgemeinen Mangel, eine Hungersnoth im eigenen Lande und bei den Nachbarn vorausſetzen; dann freilich bedarf es beſonderer Geſetze für ein beſonderes Unglück. Ein Erdbeben, das alles Grundeigenthum verrückte, würde ein eigenes Geſetzbuch für eine neue Theilung deſſelben nöthig machen. Man nimmt beſondere Maßregeln für die Vertheilung der Lebensmittel in einer belagerten Stadt; aber eine gewöhnliche Geſetzgebung für ein Unglück machen, das auf eine natürliche Weiſe in zwei Jahrhunderten nur einmal eintritt, das heißt die Geſetzgebung zu einem gewöhnlichen Unglück machen."

Was über die Vortheile der Handelsfreiheit geſagt worden, gilt auch von der Freiheit der Gewerbe; die ungeſtörte Concurrenz ſichert die beſte Waare und den billigſten Preis, und das Zunftweſen kann nicht anders als nachtheilig auf beide wirken. Hängt es von den Zunftgenoſſen ab, ihre Anzahl zu beſtimmen, unter dieſelben aufzunehmen oder von ihnen auszuſchließen, wen ſie dazu geeignet oder nicht geeignet finden, dann heben ſie die Freiheit auf, die jeder beſitzt, ſeine Kräfte und ſein Vermögen auf die Weiſe zu verwenden, welche ihm zur Sicherung ſeines Lebensunterhalts die nützlichſte ſcheint. Die Zunft wird darauf bedacht ſeyn, die Anzahl der Arbeiter ſo gering als möglich zu erhalten, um der Arbeit gewiß zu ſeyn, von welcher Art ſie auch geliefert werde, und den Preis derſelben zu beſtimmen. Die Abnehmer ſind ihr alſo in die Hände gegeben und ſie hat gegen dieſelben eine Art von Monopol. Die Güte der Erzeugniſſe wird dadurch keineswegs gewinnen, wie man oft verſichern hörte, weil der Arbeiter; ſeines Abſatzes verſichert, ſie nur zu liefern braucht, wie die Zunft es räthlich findet, deren Genoſſen alle daſſelbe Intereſſe haben, die Arbeit ſo gering als möglich für den höchſtmöglichen Preis zu geben. Das ganze Zunft- und Innungsweſen iſt zum Vortheil der Meiſter; ſie ſtreben nach der ausſchließlichen Benutzung des Geſchäftes und machen ihren Kunden den Preis, da bei freier Concurrenz ſie dieſe nur durch die Güte und Billigkeit der Arbeit erlangen und erhalten können. Die Lehrlinge ſind

verbunden die vorgeschriebene Anzahl von Lehrjahren bei dem Meister auszuhalten, ihre Fortschritte mögen noch so rasch, ihre Geschicklichkeit mag noch so entschieden seyn; und der Lehrer versteht seinen Vortheil zu gut, als daß er die Dienstbarkeit des Jungen nicht zu verleugnen suchen sollte. Die Gesellen arbeiten wieder im Dienste des Meisters und erhalten von diesem einen kärglichen Theil der Belohnung ihrer Arbeit, die ihnen ganz zukommen würde, besäßen sie das Meisterrecht. Alles spricht gegen den Zunftzwang, Theorie und Erfahrung, nur nicht der Vortheil und das Vorurtheil des Corporationsgeistes. In England haben gerade diejenigen Städte die Gewerbe auf den höchsten Grad der Blüthe und Vollkommenheit gebracht, in denen dieser Geist, wie zu Manchester und Birmingham, nicht heimisch ist, und von der Gesetzgebung ward das auch so gut anerkannt, daß sie alle spätern Gewerbe, die nicht durch frühere Verfügungen in die Bande der Zunftverfassung gelegt waren, frei davon erhielt. Dieselbe Erfahrung hat man seit der Revolution in Frankreich gemacht, und in Deutschland sind die Versuche in gleichem Sinne ausgefallen.

Alles Zunft- und Innungswesen stört die natürliche Freiheit des Menschen, da es ihm nicht gestattet seine Kräfte auf die ihm beliebige Weise zu üben und anzuwenden. Es wirkt selbst nachtheilig auf die Gewerbe, und hält die Fortschritte derselben auf, weil es die Talente und den Fleiß einer größeren Anzahl von Mitbewerbern ausschließt und die Nacheiferung unterdrückt. Endlich gibt es einer Classe von Arbeitern ein Monopol zum Nachtheil der großen Mehrheit der übrigen Staatsgenossen, die sich die Arbeit und den Preis derselben müssen gefallen lassen, wie die Privilegirten jene liefern und diesen bestimmen. Auch kann sich dieser Geist der zünftigen Körperschaften, auf welche Weise und in welchem Geschäfte er immer thätig seyn mag, unmöglich erhalten. Selbst wo er noch in den Bildungsanstalten für Kunst und Wissenschaft fortlebt, wird er nach und nach absterben, weil er den Mitteln der Cultur und Civilisation und den Fortschritten in denselben fremd, wo nicht feindselig geworden ist. Das Zunft- und Innungswesen für Wissenschaften, Künste und Gewerbe mag früher an seiner Stelle gewesen seyn, wo dieselben ohne solche geschlossene Vereine vielleicht nicht fortgekommen wären. Jetzt brauchen sie zu ihrem Gedeihen nur Freiheit, und jede besondere Begünstigung bringt nicht nur keinen Nutzen, sondern muß in der Regel nachtheilig wirken. Die Gesellschaft wird immer so viele Theologen, Aerzte, Juristen und dergleichen wissenschaftlich gebildete Leute finden, als zu ihrem Dienste nöthig sind, wie es ihr nie an den Krämern, Schuhmachern und Schneidern fehlen wird,

die sie braucht. Der Markt versieht sich nach dem Bedürfnisse der Käufer, und Jeder wendet sein Talent und sein Vermögen auf das Geschäft, welches ihm den größten Vortheil verspricht. Um Stellen im Staatsdienste aber, mit denen gewöhnlich Ansehen, anständiges Auskommen und Auszeichnung verbunden sind, kann es, dieser Vortheile wegen, nicht an Bewerbern fehlen. Das wird um so weniger der Fall seyn, da Familien, die einmal zu dieser angesehenen Classe der Gesellschaft gehören, ihre Söhne gern wieder für dieselbe bilden lassen, und sich zu erniedrigen glauben würden, stiegen ihre Kinder in die Reihe der Bauern und Gewerbsleute herab. Auch fehlt es keineswegs an Candidaten für jede Art von Stellen im Dienste des Staates; im Gegentheil sieht man den Markt weit über die Nachfrage versehen, so ungeheuer auch die Anzahl der Beamten und Angestellten, namentlich in Deutschland, ist.

Die Wissenschaften haben schon lange aufgehört das Geheimniß eines Standes zu seyn. Das Heiligthum derselben steht Jedem offen, und seine Priester bilden keine Kaste mehr. Alle Schätze des menschlichen Wissens sind in Bücher niedergelegt, die man sich leicht verschaffen kann, und das Beste von jedem Lehrer ist gewiß gedruckt. Man braucht jetzt auf keine Schule zu gehen, um eine Wissenschaft zu studiren, mit Ausnahme derer vielleicht, die beim Erlernen Versuche und Apparate nöthig machen. Ich glaube nicht, daß mir in dieser Ansicht ein Sachverständiger und Unparteiischer widersprechen wird. Es bedarf keines Hörsaals mehr, um sich gründlich in allem zu unterrichten, gründlicher und vielseitiger sogar, als das in den Schulen zu geschehen pflegt. Auch wüßte ich sonst keinen Vortheil an unserm Universitätsleben aufzufinden, der nicht wenigstens durch einen Nachtheil wieder aufgewogen würde.

Es gibt Viele, ich weiß es wohl, die darüber anders denken, und besonders in den hohen Schulen Deutschlands Musteranstalten in dieser Hinsicht finden, wie sich das Ausland ihrer nicht rühmen darf. Dieser Gegenstand ist besonders in der jüngst vergangenen überdeutschen Zeit vielfach besprochen und herausgehoben worden. Ich will auch die Vorzüge und Verdienste unserer Universitäten weder verkennen noch schmälern, die um so bedeutender sind, je weniger Neigung die Staaten, besonders jetzt, haben möchten, den Unterricht frei zu geben. Doch ließe sich vieles an unseren hohen Schulen zeitgemäß verbessern. Vor allem müßte ihnen das Zunftmäßige genommen werden, und von einem privilegirten Gerichtsstande dürfte hier so wenig als anderswo die Rede seyn. Ich rege die Sache nur kurz und oberflächlich an, wie es an diesem Orte geschehen kann. Daß man, bei meiner Ansicht,

Kämpfe mit Legionen zu bestehen haben werde, die für Altar und Herd fechten, ohne die Hülfstruppen und den Troß zu zählen, die immer für das Alte und Gewohnte gerüstet sind, das ist vorauszusehen; wenn man aber eine gute Sache hat, dann muß man diese und nicht die Zahl ihrer Feinde im Auge haben.

Die Freiheit des Handels und der Gewerbe ist eben so sehr durch das Recht als den Vortheil geboten, und ich glaube diese Wahrheit dargethan und demnach meine Aufgabe gelöst zu haben. Indessen muß ich auch hier wiederholen, was ich zu bemerken mir zur Pflicht mache, so oft es darum zu thun ist, abstracte Grundsätze in das Leben einzuführen. Zu dem Ganzen einer Theorie fügen sich alle Theile geschmeidig; Gedanken und Worte reihen sich gefällig an einander, wenn die Wirklichkeit spröd zu behandeln ist, und in der Anwendung Reibungen entstehen. Die Kräfte lassen sich nicht wie die Ideen ordnen, und der rohe Stoff setzt der bildenden Kunst mehr oder weniger Widerstand entgegen. Aus Nichts vermag selbst das göttliche Genie Nichts zu schaffen, und was erst werden soll, wird zum Theil durch das bestimmt, was schon vorhanden ist. In dem Risse führt der Architekt mit fester Hand die schönsten Bauten auf, wenn der Werkmeister sich erst des Bodens zu Fundamenten und des Materials versichern muß. Der Gesetzgeber hat es mit Menschen und der Natur zu thun, die eigenwillig und bis ins Unendliche mannichfaltig in ihrer Behandlung eine Einsicht und Gewandtheit erfordern, die bei der einfachen und sich immer gleichen Theorie entbehrlich sind.

Der Staatswirthschaftsgelehrte sagt mit Grund, bei der Freiheit der Gewerbe und des Handels werde jeder seine Fähigkeit, seinen Fleiß und sein Vermögen dem Zweige der Industrie zuwenden, bei welchem er seinen größten Vortheil zu finden hofft. Aber wer kennt nicht die Macht der Gewohnheit, die Einzelne wie ganze Völker dem Kinde gleich am Gängelbande führt? Die Sitte des Vaters ist des Sohnes heiliges Erbtheil, und was diese dem Kinde überliefert hat, geht wieder auf die Enkel über. Wie schwer wird es dem denkenden Landwirthe, eine neue Frucht, ein neues Werkzeug, eine neue Art der Behandlung bei der gewöhnlichen Classe der Bauern einzuführen! Das Volk bleibt gern bei dem Glauben, in dem, wie es sagt, seine Väter selig geworden sind, und die Art, wie diese sich genährt, scheint ihm die beste, weil es sie nur kennt oder sich eigen gemacht hat. Mit den Gewerben verhält es sich, in der Regel, eben so, und noch aus andern Gründen. Das Handwerk des Vaters lernt der Sohn im väterlichen Hause; hier findet er seine Kost, empfängt den Unterricht ohne Lehrgeld, hat die Werkzeuge bei der Hand, und das gewohnte freundliche Zusammenleben wird durch keine schmerzliche Trennung unterbro-

chen. In gleicher Lage ist der Bauer: der Eltern Hütte und Land ist seine Welt; er bearbeitet das angeerbte Grundstück und auf die angeerbte Weise. Bauen sich, am Fuße des Vesuvs, die Bewohner nicht wieder auf der Lava an, welche die Häuser und Felder ihrer Väter verschüttet hat, und leben auf deren Gräbern fort, die auch sie zu verschlingen drohen? Zweimal sah dasselbe Geschlecht Kostheim bei Mainz zerstört, und es führte zum zweiten Mal seine Wohnungen auf, bauete seine verwüsteten Felder an, pflanzte die abgehauenen Bäume nach, selbst da der Krieg noch nicht zu Ende war, der ihm alles zum dritten Mal nehmen konnte. Wahrhaftig, das Interesse allein leitet den Menschen nicht; es wirkt nicht einmal am mächtigsten auf ihn; Dank der Natur, die ihn edler gebildet hat! Nur eine auswärtige Heirath kann den jungen Landbewohner aus seinem Dorfe bringen, in dem er durch viele Gründe festgehalten wird. Wer das Land kennt, seine feststehende Art und Weise, in die nur selten und gewöhnlich gewaltsam eine Störung kommt, der wird mit mir einverstanden seyn. Der Preis des Feldes in dem nächsten Banne, der Mangel an Bewohnern oder die Uebervölkerung in einem andern Dorfe übt nur einen geringen Einfluß auf die Umgebung. Es macht sich also mit der Concurrenz nicht ganz so leicht, wie die Theorie vorauszusetzen pflegt. Doch gibt das den Regierungen keinen Grund, sich leitend und verbessernd, wie sie meinen, einzumischen.

Liegt es nun in der Natur der Sache, daß der Mensch übt, was er gelernt, daß er bei dem angeerbten Grundstücke bleibt, von dem er seinen Unterhalt erwartet; pflanzen sich darum Gewerbe und Lebensweise durch fortgehende Geschlechter fort, ohne besondere Rücksicht auf vermehrte oder verminderte Nachfrage, auf das Verhältniß der Consumtion zur Erzeugung, dann ist das freilich ein Nachtheil, aber doch ein solcher, den selbst die weiseste und kräftigste Regierung nicht heben kann. Eben so wenig läßt sich die Thätigkeit oder das Capital so schnell von einem Geschäfte auf das andere wenden, als es der Vortheil der Producenten fordert, auch wenn er es wollte. Wer lernt ein zweites Gewerbe, läßt ihn das erste ohne Nahrung? Steht es in dem Vermögen des Weinbauers, Fruchtbauer zu werden, oder umgekehrt, wenn sein bisher gezogenes Product werthlos wird und ihn die darauf gewendete Arbeit nicht mehr belohnt? Könnte er auch seine Gebäulichkeiten nach dem veränderten Geschäfte einrichten, sich mit den neuen Werkzeugen, die es erfordert, versehen, stünde ihm dann die Natur des Bodens nicht entgegen, die das eine Erzeugniß hervorbringt und das andere versagt? Die besten Weinberge tragen kein Getreide, und die besten Getreidefelder keinen Wein. Hier eignet sich ein Land zur Viehzucht, dort zum Ackerbau, und

selbst zu allen Cerealien ist nicht derselbe Boden gut. Der Mensch könnte also, auch bei dem besten Willen und der seltensten Fähigkeit, seinen Fleiß und sein Capital nicht nach dem veränderten Bedürfnisse verwenden und umschlagen. Die Erzeugung kann sich nicht immer mit der Nachfrage in Verhältniß setzen, und die so viel besprochene Concurrenz, die alles ebenen und ausgleichen soll, ist oft unmöglich. Gut, wird man sagen, diese Unmöglichkeit tritt öfter ein, und dann muß man die Natur und den Menschen gewähren lassen; aber oft wird diese Concurrenz durch den Unverstand oder den Eigensinn entfernt und gestört, soll dann die Einsicht und Klugheit der Regierung nicht einrichten, helfen und ordnen? Allerdings, wenn es nur so leicht gethan als gesagt wäre; aber ich kann es nicht leugnen, es wohnt in mir eine unüberwindliche Scheu vor allem Einmischen der Staatsbehörden in die Privatangelegenheiten des Bürgers, wo ihre Dazwischenkunft zur Sicherung seiner Rechte nicht durchaus nöthig ist. Ich schätze über alles die Freiheit und fürchte die Willkür, und bei aller Achtung, die ich vor der tiefen Einsicht und Weisheit der Regierungen habe, möchte ich doch nicht, daß sie damit gewaltthätig in den engen Kreis der Wirksamkeit des Volks führen.

Ich kann mir es nicht versagen, eine Stelle aus dem Vortrage, den Herr Winter von Karlsruhe in der Sitzung der zweiten Kammer der Stände des Großherzogthums Baden am 15ten Juli 1822 über denselben Gegenstand, den ich behandle, gehalten hat, hier anzuführen.

„Wenn ich", sagt derselbe, „meiner innern Ueberzeugung ungestört folgen könnte, so würde ich unbedingte Gewerbefreiheit in Vorschlag bringen. Nur einige Gewerbe, deren zweckwidrige Uebung mit einem unersetzlichen Nachtheil verbunden ist, würde ich der Prüfung, und einige andre, deren Ausübung lediglich auf die Oertlichkeit beschränkt ist, einer der Oertlichkeit angemessenen beschränkten Concurrenz überlassen. Die Gewerbefreiheit beruht allein auf dem Grundsatz, die Beschränkung auf der Ausnahme, deren Nothwendigkeit erst dargethan werden muß; die Gewerbefreiheit gründet sich auf das Eigenthum, in das nicht gewaltsam eingegriffen werden soll, auf das Eigenthum meiner Hand, ihrer Kraft und Geschicklichkeit, über die ich — wie der Verfasser des Nationalreichthums sagt — so lange frei verfügen kann, als ich sie nicht zu Anderer Nachtheil mißbrauche. Die Hand ist oft des Armen einziger Reichthum. Alle Beschränkungen werden umgangen, und nicht selten darum umgangen, weil sie mit dem Grundsatz und dem menschlichen Gefühl im Widerspruche stehen. Die vormundschaftliche Aufsicht der Regierung, die controliren soll, was nicht zu controliren ist, nämlich das Maß der menschlichen

Thätigkeit und ihrer Wirkungen, artet in ein leeres Formenspiel aus, bei welchem nicht selten die Willkür und der Eigennutz höherer oder niederer Staatsbeamten ihre Rechnung finden."

Indessen gibt es wohl Mittel, durch Lehre und Aufmunterung vortheilhaft auf Gewerbfleiß und Handel und die Richtung derselben zu wirken. Weiß eine Regierung diese Mittel geschickt zu benutzen, dann wird sie, ohne der Freiheit des Menschen und des Bürgers zu nahe zu treten, alle Vortheile gewinnen, die sie durch Gesetze und Verfügungen, Monopolien und Beschränkungen vergebens erstrebt. Sie darf es nur verstehen, den Unterricht der Gewerbs- und Handelsleute zu begünstigen und die Nacheiferung zu wecken. Gesellschaften und Verbindungen, in denen die Angelegenheiten des Standes, zu dem die Theilnehmer gehören, besprochen und erörtert werden, öffentliche Ausstellungen, Anerkennung des Verdienstes durch Lob, und Lehre durch mündlichen Vortrag oder sachgemäße Schriften mögen zu den wirksamsten der erwünschten Mittel gehören. Hier tritt keine Art von Zwang oder Nöthigung ein, um irgend einen Zweig der Industrie zu heben oder ihm die rechte Bahn anzuweisen, sondern die Gewerbetreibenden werden in den Stand gesetzt, selbst das Ziel zu erkennen, nach dem sie streben sollen, und den rechten Weg zu dessen Erreichung einzuschlagen.

Ich mag hier nicht verbergen, daß, in gewisser Hinsicht, mir das Zunftwesen sogar nützlich wirken zu können scheint, wenn es dahin strebt, zu beleben und aufzumuntern, statt zu tödten und zu beschränken. Worin besteht denn eigentlich die Aufgabe des Gesetzgebers, Staatsmannes und Erziehers, als darin, den Kräften, welche in dem Volke liegen, den höchsten Grad der Entwickelung zu geben, so daß sie den höchstmöglichen Ertrag zum Resultate haben? Wie höchst verschieden aber sind die Anlagen und Talente? Der Mensch bietet in dieser Hinsicht eine weit größere Mannichfaltigkeit dar, als der Boden, den er bauet. Was nun würden wir zu dem Bestreben sagen, Wein erzwingen zu wollen, wo nur Frucht gedeiht, und von einer Gegend Holz oder Getreide zu gewinnen, die dem Viehstande ein reiches Futter gibt? Verständiger handelt man aber gewiß nicht, wenn man den Menschen, ohne Rücksicht auf seine natürlichen Anlagen, zu einem gewissen Geschäfte bestimmt. Es ist kein Zweifel, daß bei weitem der größte Theil der Kräfte, die in einem Volke schlummern, verloren gehen, weil sie gar nicht geweckt werden, oder eine ihnen nicht angemessene Richtung erhalten. Darum überrascht uns auch selbst die kürzeste Zeit, in der wir eine Nation, eine Gemeinheit frei sehen, mit einem Reichthum von Talenten, Fertigkeiten und den Wundern von Kraftäußerungen, die Jahrhun-

derte von Zwang und Unterwürfigkeit nicht aufzuweisen haben. Darum, man kann es nicht zu oft sagen, vor allem Freiheit und wieder Freiheit, wo sie, wie es sich von selbst versteht, die Rechte Anderer nicht verletzt! Dazu braucht eine Regierung gewöhnlich nur ein verständiges Nichtsthun, zu dem sie sich so ungern versteht. Will sie indessen auch hier thätig seyn, dann darf sie dieser Freiheit nur lehrend, warnend, ermunternd zur Seite gehen, um ihre Wirksamkeit aufzuklären und zu beleben.

Alle Kraft im Menschen entwickelt sich am schnellsten durch freundliches oder feindliches Zusammentreffen mit andern Kräften. So wird er im Leben und für das Leben gebildet und erzogen. Dem Vereinzelten fehlt der Sporn zur Thätigkeit, wie das Vermögen, Großes zu vollbringen. Die Nähe verwandter Anlagen und Talente auf derselben Bahn weckt die Nacheiferung, reizt den Ehrgeiz, belehrt durch das Beispiel und befördert die eigenen Fortschritte durch die Benutzung fremder. In allem ist die Aristokratie — der Einfluß der Besten und Tüchtigsten — das gerechteste, dauerndste und wohlthätigste Regiment. Darum sind auch die Staaten, wo dieses Element in die Regierungsform aufgenommen ist, die festesten und kräftigsten, wie Sparta, das alte weltliche und das neue geistliche Rom, Venedig, Genua, einige Cantone der Schweiz, England und andere Staaten bezeugen. In einer gut eingerichteten Aristokratie lebt der Geist, der sie beseelt, der Zweck, den sie verfolgt, fort, wenn die Individuen, die sie bilden, sterben. Aber auch nur dieser Geist, dieser Zweck dürfen sich forterben, nicht das Recht, zu dieser Körperschaft zu gehören. Eine erbliche Geschlechtsaristokratie artet, früher oder später, aus und muß durch ihre Schwäche untergehen; denn nicht Talente und Tugend, nur Titel und Vorrechte pflanzen sich in denselben Geschlechtern fort. Kräftig erhält sich eine aristokratische Körperschaft allein, wenn sie die Besten und Tüchtigsten in sich aufnimmt und so in der alten Form den Geist frisch und jung erhält. Daß ich hier unter Aristokratie etwas anders als einen privilegirten Stand, der dem Volke sich durch angeborne Rechte, Ansprüche, Vorzüge und Begünstigungen gegenüberstellt, nämlich, nach der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, den Einfluß der Einflußreichsten durch Talent, Thätigkeit, Einsicht und Muth verstehe, ist fast überflüssig zu bemerken. Auch wird dieses aristokratische Element nicht blos in seiner politischen Wichtigkeit betrachtet, die es als ein Bestandtheil der Gesetzgebung und Regierung hat, sondern es kann in der Gemeindeverwaltung, in Orden, Gesellschaften, Verbrüderungen, Collegien, Akademien, Vereinen für Kunst und Wissenschaft und Verbindungen für Handel und Gewerbe, und solchen aller Art

leben und wirken. Weiß man dieſes ariſtokratiſche Element für die Induſtrie geſchickt zu benutzen, dann gibt es auch hier, wie in allen Anordnungen, wo es zweckmäßig thätig iſt, überraſchende Reſultate. Bei dem großen Umfange unſerer meiſten Staaten verliert der Einzelne ſich in der gewaltigen Maſſe, und es beſteht kaum mehr ein gemeinſchaftliches Intereſſe und Verbindungsmittel, als die Ehre und Wohlfahrt des Vaterlandes, das für den Bürger ſich faſt zum abſtracten Begriffe verflüchtigt hat, und dieſelbe Sprache und derſelbe Name. Auch hier ſoll das todte Wort das belebende Gefühl erſetzen; aber der Gemeinſinn wird durch nichts Gemeinſames genährt, das dem Menſchen nahe läge. Staat, Staatswohl, Staatsintereſſe ſind dem Genoſſen des Staates zu fern und fremd, als daß er darin ſein Wohl und ſein Intereſſe ſogleich wiederfände. Ich weiß kein Mittel, den Einzelnen für die Geſammtheit zu gewinnen, ihm einen Gemeinſinn einzuflößen für das Gemeinſame, ihn mit Nacheiferung und mit Theilnahme für das Oeffentliche zu beleben, als wenn der Staat, das Oeffentliche und Gemeinſame ihm ſo nahe gerückt werden, daß ſie ſein Gefühl anſprechen, ſein Intereſſe unmittelbar berühren und ihm einen Kreis von Thätigkeit darbieten, in dem er ſich zu bewegen Kraft und Luſt hat. Die Aufgabe wäre alſo, den Gemein = und Corporationsgeiſt durch die Verfaſſung und Verwaltung des Gemeindeweſens, durch Körperſchaften und Vereine zu ſchaffen und in nacheifernder Thätigkeit zu erhalten. Es kommt aber hier alles darauf an, daß die Gemeinheiten, Körperſchaften und Vereine durch ihre beſondern Zwecke den allgemeinen und höchſten Zweck des Staates nicht ſtören und ihm entgegenwirken, ſondern ihn befördern und ihm dienen. Wenn früher Stände, Zünfte und die Corporationen aller Art ihren beſondern Vortheil auf Koſten des Ganzen ſuchten, dann muß ihnen der Geiſt und die Richtung gegeben werden, daß der Staat ſein eignes Intereſſe in dem ihrigen erkennt und findet. Freilich eine ſchwere Aufgabe! aber ſie iſt zu löſen.

In den ſtändiſchen Verſammlungen der deutſchen Staaten iſt die Frage über Gewerbe = und Handelsfreiheit, über Zünfte, Retorſionen und Prohibitivmaßregeln gar vielfältig und von Manchem recht gründlich erörtert worden. Aber wo man auch die Vortheile der Gewerbe = und Handelsfreiheit anerkannte, da wagte man es doch nicht ſie ins Leben einzuführen. Man fürchtete das Beſtehende anzutaſten, um erworbene Rechte nicht zu verletzen. Man wollte die Störungen nicht, die ſelbſt mit den heilſamſten Reformen verbunden ſind. Man ſähe das faule Fleiſch von dem Körper gern gelöſt, wenn es nur nicht ausgeſchnitten werden müßte. Man wünſchte die Verrenkung eingerichtet, aber

dem Patienten auch den Schmerz der Operation erspart. Der Deutsche hat ein achtungswerthes Gefühl selbst für den Schein von Recht und Billigkeit, und es thut ihm wehe, Verhältnisse, die sich einmal festgestellt und ausgebildet haben, aufzulösen. Der Arzt aber, den das zarte Mitgefühl an der Heilung seiner Kranken hindert, mag ein trefflicher Mensch seyn; nur entspricht er seinem Berufe nicht; er ist kein Arzt.

Unglücklicher Weise fielen diese Erörterungen in eine Zeit, der einzig die Aufgabe zu lösen gegeben schien, Revolutionen vorzubeugen. In der Angst vor gewaltthätiger Bewegung hielt man jede für gefährlich, und da die Frechheit ein Mißbrauch der Freiheit ist, so war jener durch die Aufhebung des Gebrauchs dieser am sichersten begegnet. Die Literatur und Wissenschaft überhaupt und von dieser besonders die Staatswissenschaft, und als ein Theil derselben die Staatswirthschaft, tragen das Gepräge des Strebens und der Stimmung unserer Zeit. Zwei Parteien stehen sich einander feindlich gegenüber, die sich vielleicht am bestimmtesten durch die Benennung der Historischen und der Rationalisten bezeichnen lassen. Jene wollen die Erhaltung des Bestehenden, diese die Einführung des Zweckmäßigen und Zeitgemäßen. Jene unterwerfen die Vernunft dem geschichtlich Gegebenen, diese dagegen das geschichtlich Gegebene der Vernunft. Wir gestehen, daß wir uns mehr auf die Seite dieser als der ersten neigen, nicht weil wir Revolutionen wollen, sondern gerade weil wir sie vermeiden möchten. Auch wir meinen, in den menschlichen Anordnungen dürfe nichts bleibend und bestehend seyn, als was die Vernunft anerkennt, und alles Vernunftwidrige und Ungerechte, welchen Ursprung es auch haben möge, könne weder durch irgend eine Zeit, noch von irgend einer Autorität geheiligt werden. Der Mensch ist darum mit Freiheit und Vernunft begabt, daß er in seiner Lage, in seinen Verhältnissen, nach seiner Einsicht und Ueberzeugung das Wahre und Rechte thue. Darin hat kein Geschlecht einen Vorzug vor dem andern, sondern jedes übt die ihm zustehende Befugniß nach bestem Wissen und Gewissen aus. Oder gäbe es vielleicht eine Generation, die für die übrigen gesetzgebend wäre? die zu befehlen hätte, und die übrigen müßten ihr gehorchen? Welche wäre denn diese privilegirte Zeit mit ihren privilegirten Menschen, denen die Vormundschaft über ihre Kinder und Enkel angehörte? Das haben sie uns noch nicht gesagt. In der Vorzeit wollen sie sich vielleicht denjenigen Abschnitt vorbehalten, dessen Inhalt ihren Absichten und Wünschen am meisten günstig ist.

Soll ich aber der Vernunft gemäß handeln, das Wahre und Rechte thun, dann ist es doch wohl meine Vernunft, der

ich folgen muß? Freilich sehen nicht alle Menschen die Dinge auf gleiche Weise; und Dem erscheint als gut, was Jenem als bös vorkommt. Einer hält für wahr, was der Andere für falsch erklärt. In dieser Hinsicht ist nicht immer Einheit und Einigkeit zu erwarten. Gibt es aber darum überhaupt keine Wahrheit? Ist alle Vernunft Täuschung und Trug, weil man von jeher Getäuschte und Betrogene gesehen hat? Finden wir es so schwer, den Ausspruch der Vernunft auszumitteln; gibt es denn einen zuverlässigern, der schneller und sicherer zu erhalten wäre? Vielleicht die Entscheidung der Vorzeit? Welcher Führerin ist aber diese gefolgt, um zum Wahren und Guten zu gelangen? Waren die Alten etwa besser daran als wir? Befanden sie sich nicht mit uns im gleichen Falle? Haben wir nicht vielmehr den Vortheil einer längeren Erfahrung, das belehrende Beispiel ihrer Verirrungen und Gebrechen? Darum schon dürfen wir beim Alten nicht stehen bleiben, weil die Völker und das ganze Menschengeschlecht in ihrer Ausbildung keinen Stillstand kennen, sondern in ewig wechselnder Bewegung sind, und in ihrer Einsicht und Macht, in ihren Hülfsquellen und Bedürfnissen bald vor- bald rückwärts gehen. Erkennt man aber die Vernunft als die höchste gesetzgebende Behörde an, muß dann Sitte, Gebrauch, Gewohnheit, religiöse und vaterländische Gesinnung untergehen? Hört darum der Einfluß von Luft, Licht, Boden und Lebensart auf die physische und geistige Bildung der Völker auf? Seit wann wäre die Vernunft gegen vernünftige Sitte, gegen vernünftigen Glauben und gegen Vaterland feindlich gestimmt? Sind die Gesinnungen und Gefühle vernunftgemäß, dann nimmt sie die Vernunft in Schutz; sind sie es nicht, wer dürfte und möchte ihre Erhaltung wünschen? Weil wir auf dem Rechte bestehen, vernünftig und frei zu seyn, darum wirken Klima, Beschäftigung, Erziehung und Unterricht nicht weniger auf uns. Will die Vernunft denn nicht, daß man sich in seinen Anordnungen und Maßregeln nach den Bedürfnissen von Zeit und Ort bequeme, zur rechten That den rechten Augenblick erfasse? Gebietet sie nicht, das Achtungswerthe zu achten, das Nützliche zu pflegen und die Bande fester und immer fester zu schlingen, die den Menschen freundlich und wohlthätig an den Menschen knüpfen? Allerdings sind wir dem Irrthume und dem verderblichen Einflusse der Leidenschaften unterworfen; aber das ist ein allgemeines Loos, das wir mit dem ganzen Geschlechte theilen. Oder gibt es eine Zeit und ein Volk, die sich in dieser Hinsicht einer Ausnahme zu erfreuen hätten? Wo und wann wäre man nicht in gleichem Falle gewesen? Wer wollte uns mit dem Interdicte belegen, daß wir unserer Einsicht, unserm Gefühle nicht folgen

dürften? Mögen die Hiſtoriſchen uns dann wenigſtens das begünſtigte Normalgeſchlecht und die Normalzeit nennen, an deren Anordnungen die Nachwelt gebunden ſeyn ſoll! Sind es für uns die Deutſchen des Cäſar und Tacitus, oder Karls des Großen? die Hildebrand's oder Luther's? Seitdem, wie früher, hat es ſich allenthalben verändert. Immer hat man durch neue Mittel neue Bedürfniſſe befriedigt. Seitdem und immer hat ſich jede Zeit und jedes Volk geholfen, ſo gut ſie in ihrer Lage und nach ihren Kräften ſich helfen konnten. So, denke ich, machen wir es auch, und ſo werden es alle künftige Geſchlechter machen, ſie müßten denn, aus Achtung gegen unſere Vernunft, ſich der ihrigen begeben wollen. Es iſt doch ſonderbar, daß man ſich über die Vernunft zu äußern wagt, als könne ſie nur muthwillig zerſtören; als dürfe ihr nichts Beſtehendes heilig ſeyn; als müſſe aller Glaube, alles Gefühl, alle Sitte vor ihr untergehen! Welcher erhaltenden Macht wäre die Bewahrung des Heiligen, des Würdigen und Großen, das die Menſchheit ehrt und erhebt, anvertraut, wenn wir ſie der Vernunft entziehen wollen? Vielleicht der Leidenſchaft, dem Eigennutze, der Herrſch- und Geldbegierde und der Eitelkeit? Dem Herkommen, meint ihr? Auf was aber ſoll ſich dieſes gründen? Wer hat es ins Leben gerufen, ehe es Herkommen geworden iſt? War es nicht der Vernunft gemäß? wie durften es vernünftige Weſen wählen? wie kann es vernünftige Weſen binden? Immer und allenthalben kommen wir auf die Vernunft zurück, das einzige Ewige, das nur mit der Menſchheit untergehen kann. Wie ſollten wir auch auf dem beweglichen, ſtürmiſchen Meere des Lebens ſchiffen, gäben wir dieſen feſten, unwandelbaren Polarſtern auf?

Wir haben uns bei dieſem Gegenſtande länger aufgehalten, als es dem Zwecke und Umfang dieſer Schrift zu entſprechen ſcheint. Bedenkt man aber, welche Gewalt die Doctrin, die wir bekämpfen zu müſſen glauben, über die Anſichten und Handlungsweiſe unſerer Zeit, ſelbſt über die Unterſuchung der Frage übt, deren Löſung wir uns in dieſer Schrift vorgeſetzt, dann dürfte doch die Ausſchweifung, wenn es anders eine iſt, als verzeihlich erſcheinen. Es kommt uns überhaupt als ein ſeltſamer und gefährlicher Mißgriff vor, daß man die Menſchen in Zufriedene und Unzufriedene, in Revolutionen Abgeneigte oder Geneigte theilt, und unter jenen die begreift, die viel, unter dieſen aber ſolche, die wenig oder nichts beſitzen. Das iſt der gemeine Glaube der Staatswirthſchaft, der die Stufenfolge aller bürgerlichen Fähigkeiten, Tugenden und Verdienſte in der Steuerrolle findet, das Herz des Staates in dem öffentlichen Schatze, und das ganze Gezweige der Lebensgefäße in dem Budget ſieht. Nicht was der

Mensch ist, bringen diese Staatsmänner in Anschlag, sondern was er hat. Für sie gibt es nur äußere Kräfte: Besitz, Geld und Erwerbungsfähigkeit; aber keine inneren: Gemüth und Geist. Das ist die Verkehrtheit unserer Constitutionsdrechsler, daß sie mit dem Reichthume das Princip des Staatenlebens in Händen zu haben glauben. Daher auch die thörichte Angst, mit der man nur die Höchstbesteuerten will wählen und gewählt werden lassen. So lange die berittene Bürgerschaft, wie in Manchester, die gemeinen Fußgänger überreiten kann, ist, wie sie meinen, nichts zu fürchten. Wer aber hat die Revolution in Frankreich gemacht? Bestand die Nationalversammlung vielleicht aus Lumpen, Tagelöhnern, Hörigen und Heuerleuten? Durch wen ward in Spanien, Neapel und Portugal die Veränderung bewirkt? Sind es in Frankreich die armen Leute, die an der Spitze der Liberalen stehen und diese bilden? Der revolutionaire Geist — wenn er doch einmal so heißen soll — ist ein Kind der Ideen, eine ideale Macht, die durch Begriffe und Gefühle über Besitz und Reichthum sich erhebt, wenn sie ihn auch, wo es gilt, als Hebel braucht. Nicht gerade um zu erwerben, hängt der Mensch dem Neuen an, sondern er setzt sogar das Erworbene an die Verwirklichung dessen, was er für recht und gut erkennt. Dieser revolutionaire Geist ist kein anderer, als der Geist der Vernunftmäßigkeit, mit dem historischen im Streite.

Die Staatswirthschaft gibt sich überhaupt gern das Ansehen, durch eine künstliche Leitung der Industrie und des Handels eine Menge wohlthätiger Resultate herbeizuführen, mit denen sie Andere und vielleicht sich selbst täuscht. Bald will sie das Geld im Lande behalten: eine Wohlthat, die Jedem sogleich in die Augen fällt, weil, wo Geld ist, es in der Regel an nichts fehlen kann. Indessen hat schon Adam Smith die Albernheit eines solchen Versuchs bis zur Evidenz dargethan. Eine nähere Prüfung dieser angeblichen Wohlthat zeigt nur Nachtheile, und eine gesunde Theorie wie die Erfahrung beweisen, daß die Absicht, durch gewaltsame Mittel das Geld im Lande zu behalten, ebenso thöricht als unerreichbar ist. Spanien hatte auch Maßregeln der Gewalt genommen, um die Schätze, die ihm aus der neuen Welt zuströmten, nicht in das Ausland gehen zu lassen, und Spanien ist verarmt. Im siebenjährigen Kriege gingen über 90 Millionen Pf. Sterl. aus England, das damals nur 25 Millionen baare Münze hatte; und Englands Wohlstand ist nicht gesunken. Die Periode des französischen Revolutionskriegs würde noch auffallendere Beispiele liefern, wenn es hier der Ort wäre, sie anzuführen.

Staatswirthschaftsgelehrte haben die sonderbare Behauptung aufgestellt, daß die Abgaben zur Vermehrung des Nationalreich-

thums dienten. Wenn die Steuerpflichtigen anders zur Nation gehören, dann sind es wenigstens diese nicht, deren Wohlstand durch die Abgaben befördert wird, oder man müßte die bereichern, denen man nimmt. „Weil die Länder", sagt Benjamin Constant, „welche die höchsten Steuern bezahlten, wie England und Holland, auch die reichsten waren, so schloß man etwas übereilt, sie seyen am reichsten, weil sie am meisten bezahlten. Das hieß die Wirkung für die Ursache nehmen. Man ist nicht reich, weil man viel bezahlt, sondern man bezahlt viel, weil man reich ist." Destutt de Tracy drückt sich über diesen Gegenstand noch bestimmter aus. „Es ist nur zu gewiß", sagt er, „daß die zu den Staatsausgaben verwendeten Summen das Volk ärmer machen, und daß demnach die Größe der Abgaben, die zu diesen Ausgaben nöthig sind, in ökonomischer Hinsicht ein Uebel ist. Fällt es aber in die Augen, daß die Größe der Abgaben auf den Nationalreichthum nachtheilig wirkt, dann läßt sich mit derselben Bestimmtheit behaupten, daß sie der politischen Freiheit noch verderblicher ist, weil sie die Regierenden in den Besitz großer Mittel der Bestechung und der Unterdrückung setzt. Nicht also — man kann es nicht zu oft wiederholen — weil die Engländer starke Abgaben bezahlen, sind sie frei und reich; sondern weil sie bis zu einem gewissen Puncte frei und weil sie reich sind, können sie starke Abgaben bezahlen; und weil sie nicht frei genug sind, werden die Abgaben unmäßig, und weil sie unmäßige Abgaben bezahlen, werden sie bald weder mehr frei noch reich seyn."

Nicht weniger seltsam ist die Behauptung, der Luxus trage zur Vermehrung des Nationalreichthums bei. Ist es das Eigenthümliche der Ausgaben des Luxus, daß sie nichts erzeugen, wie man wohl zugeben muß, dann möchte wohl schwer zu begreifen seyn, wie Capitalien und Arbeiten, die verschwendet werden, um nichts hervorzubringen, den Wohlstand der Familien oder des Staates befördern. Sagte man, der Luxus sey eine Folge des Reichthums, ein Zeichen des Ueberflusses, dann ließe sich dagegen nichts einwenden, weil man allerdings mehr als die Mittel, seine natürlichen Bedürfnisse zu befriedigen, haben muß, um sich künstliche und eingebildete zu schaffen. Wer einen Theil seines Einkommens nutzlos verwenden kann, ohne sein Vermögen anzugreifen, besitzt durch dieses Einkommen einen Ueberfluß, über den er nach Laune verfügen kann; aber der Luxus ist so wenig die Ursache und Quelle des reichen Einkommens, daß er die Vermehrung desselben im Gegentheil verhindert, so lange der Ueberfluß zu unproductiven Ausgaben verwendet wird, und sogar das Capital des Vermögens angreift und zur Verarmung führt, wenn

mehr als der Ueberfluß der Einnahme dem Luxus dient. Freilich beschäftigt und ernährt der Luxus die Menschen, die er zur Befriedigung seiner Launen und Einfälle in Thätigkeit setzt, aber auf eine durchaus unfruchtbare Weise. Unterhält der müßige Reiche Histrionen, Haarkräusler, Bediente und Maitressen und brennt einen Theil seines Ueberflusses in Feuerwerken ab, oder vergeudet ihn in Jagdpartien, dann beschäftigt und ernährt er Leute und gibt Geld aus; aber diese beschäftigten Leute sind für die Gesellschaft doch nur müßig, und weder sie noch das verschleuderte Geld bringen etwas von Werth hervor. Wie solche Reiche, auch nur in wirthschaftlicher Hinsicht, auf die Gesellschaft wohlthätig wirken können, möchte schwer begreiflich zu machen seyn. Würde dasselbe Geld, das an die Diener des Luxus verschwendet wird, auf Landbau, Handel und Industrie verwendet, dann brächte es den Arbeitern und dem Eigenthümer einen Gewinn, wenigstens einen Ersatz, und der Wohlstand der Einzelnen und des Ganzen würde befördert. So aber bleibt dem Luxus das einzige Verdienst, daß er Capitalien auf eine nutzlose Weise in Umlauf setzt, die dem productiven Fleiße Auskommen und Gewinn brächten. Von den übrigen Wirkungen des Luxus, und besonders von denen auf die Moralität, wollen wir hier nicht reden, obgleich sie für die Gesellschaft noch verderblicher sind als die ökonomischen. Neben dem Luxus wohnt die Dürftigkeit; damit Einer verschwenden kann, müssen Hunderte entbehren. Dieses scheußliche Schauspiel, welches uns Tausende in nackter Armuth zeigt, die mit unendlichen Anstrengungen ein gequältes Leben fristen, oder unter Entbehrungen dem Hungertode entgegenwelken, damit Einige an Langeweile und Ueberladung kränkeln, sollte uns mit Abscheu gegen den Luxus erfüllen, für den die Staatsweisheit und das Recht nicht Entschuldigung, sondern sogar Lobreden haben.

Das Beispiel des reichen Englands hat manche Schriftsteller und Staatsmänner so sehr bethört, daß sie seine Prohibitivmaßregeln für Beförderungsmittel des Nationalwohlstandes hielten, und selbst in der Staatsschuld eine Bürgschaft der Wohlfahrt des Staates sahen. Man darf sich wundern, daß, meines Wissens, noch Niemand auf den Einfall gekommen ist, die englischen Parke, die oft Meilen im Umfange haben, mit ihren prächtigen Landhäusern, Blumenbeeten, exotischen Gewächsen, unfruchtbaren Wäldern, Rehen und Hirschen, Gemälden, Bildsäulen und Alterthümern, auf unsern Boden zu verpflanzen, um dem stolzen Gebäude unsers Nationalreichthums die herrliche Kuppel aufzusetzen. Der Einfall wäre schwerlich ausgeblieben, hätte es an den Mitteln nicht gefehlt, ihn auszuführen. Sollte England einmal die Herr-

ſchaft zur See und den Welthandel verlieren, die ihm die Schätze der Erde zuführen, ſeiner Bevölkerung Arbeit und Belohnung geben; ſollte die Themſe, die jetzt der rührige Verkehr von vier Erdtheilen mit Schiffen füllt, einmal veröden und die Millionen Hände und Maſchinen, die mit ihren Erzeugniſſen die nahen und fernen Völker verſehen, unbeſchäftigt ruhen, dann wird es auch mit dieſer Pracht von Villen und Parken zu Ende ſeyn, und Kartoffelfelder nehmen beſcheidener und nützlicher ihre Stellen ein. Nicht als beneideten wir Britannien ſeine Herrlichkeit; was es aufwendet, kann es beſtreiten; ſein Reichthum iſt der wohlverdiente Lohn ſeiner Einſicht und ſeines Fleißes. Thuet wie es, um es eben ſo zu haben! Aber ſeine beiden Häuſer der Pairs und der Gemeinen mit einem Könige werden uns ſo wenig ſeine Freiheit, als ſeine Mauth und Zölle ſeinen Reichthum geben. Sind Prohibitivmaßregeln wirklich ſo erſprießlich, wie man ſagt, warum führen Regierungen ſie nicht in den eignen Staaten ein? Jemehr ein Land von Grenzen durchſchnitten und mit Binnenzöllen geſegnet wäre, deſto fröhlicher müßte ſein Wohlſtand blühen; denn was von einem Staate zum andern gilt, muß auch von einer Provinz zur andern, endlich von einem Dorfe zum andern gelten. Oder warum nicht? Ein Alter bemerkte ſchon vor unſerer chriſtlichen Zeitrechnung: es gebe keine Albernheit, die nicht ein Gelehrter ſchon einmal behauptet hätte. Was würde er jetzt, faſt einige tauſend Jahre ſpäter, ſagen?

IX.

Ueberſicht der neueſten franzöſiſchen Philoſophie. *)

Fragmens philosophiques par Victor Cousin. Paris 1826.

Die Bemühungen des Herrn Prof. Couſin in Paris um die Philoſophie verdienen alle Aufmerkſamkeit und Anerkennung. Der Zweck derſelben iſt kein geringerer, als eine völlige Reform der Philoſophie in Frankreich zu Stande zu bringen: eine Reform, wie ſie ſchon Roger-Collard auf eine ehrenvolle Weiſe eingeleitet

*) Vgl. Nr. XXI, S. 164—204.

hat. Von dieser Idee ist er so durchdrungen, daß er unumwunden gesteht: er weihe ihr sein ganzes Leben ohne Rücktritt und Vorbehalt. Und erwogen die Wichtigkeit der Philosophie, ihren großen unverkennbaren Einfluß auf die übrigen Wissenschaften und die kaum zu berechnenden Folgen, die, im Falle des Gelingens, daraus für die gesammte französische Literatur hervorgehen würden; da es sich um nichts Geringeres handelt, als um eine Umkehrung der Ueberzeugungen seiner Landsleute, in Ansehung der theuersten Interessen des Menschen: so muß man gestehen, diese Idee ist es werth, daß ein Mann von Geist ihrer Verwirklichung sein Leben weihe. Solche Reformatoren zeichnen ihre Namen mit unvergänglichen Charakteren in die Annalen des menschlichen Geistes, und die Nachwelt vergilt ihnen früher oder später das Unrecht der Zeitgenossen. Selbst angenommen, die Ausführung gelinge nicht, so ist schon der Versuch edel und verdienstlich. Und so wollen wir denn Herrn Prof. Cousin in diesem Unternehmen freundschaftlichst bestärkt und zur Ausführung dringend aufgefordert haben. Auf das Urtheil seiner Landsleute hätte er nach unserm Dafürhalten, wie schätzbar es ihm auch sonst seyn muß, vor's Erste weniger Rücksicht zu nehmen, wenigstens nicht in dem Maße, um sich dadurch irre machen zu lassen, da es hinlänglich bekannt ist, wie fest sie an dem Locke-Condillac'schen Empirism hängen und wie abgeneigt sie der deutschen Speculation sind. Durch das Anschließen an diese wird er sich eben nicht sehr empfehlen. Uns aber sind die unverkennbaren Spuren der Einwirkung deutschen Geistes, deutscher Philosophie auf Herrn C.'s Unternehmen sehr erfreulich. Er ist mit unserer Sprache und Literatur bekannt, hat selbst vor mehreren Jahren in wissenschaftlicher Hinsicht eine Reise in unser Vaterland gemacht, die bedeutendsten Philosophen persönlich kennen gelernt und wohl überall eine angenehme Erinnerung zurückgelassen. Uns sind die Mängel unserer zahlreichen Systeme von Kant an nicht entgangen, wir wissen, wie viel hier noch zu thun ist, wie sehr die Philosophie an Ansehen, an Vertrauen verloren hat: aber ebenso fest sind wir davon überzeugt, daß der daraus entspringende Nachtheil in den übrigen Wissenschaften selbst am meisten fühlbar wird, in denen der höhere wissenschaftliche Geist abnimmt, daß das Studium dieser Systeme selbst in ihren Verirrungen höchst lehrreich ist, und daß ein Volk, welches mit ihnen unbekannt ist, in seiner philosophischen Bildung um eine ganze Epoche zurücksteht.

Vorliegende Fragmente sind eine Sammlung einzelner Artikel, die, ursprünglich für das Journal des Savans und die Archives philosophiques bestimmt, in diesen Zeitschriften in

den Jahren 1816—19 erſchienen. Das ihnen zum Grunde liegende Syſtem gab den Leitfaden her bei dem Unterrichte, den der Verf. theils in der Ecole normale, theils als Suppleant für die Geſchichte der neuern Philoſophie in der Facultät der allgemeinen Wiſſenſchaften zu ertheilen hatte, beſonders in den Vorträgen ſeit 1819 und 1820 über die Geſchichte der Philoſophie des 18ten Jahrhunderts in Frankreich, England und Deutſchland. In der gegenwärtigen Zuſammenſtellung machen dieſe iſolirten Bruchſtücke eine Art von Ganzen, und Herr C. benutzt dieſe Gelegenheit, in der gehaltreichen Vorrede über ſein Syſtem und die Idee deſſelben ſich deutlicher zu erklären, und er thut dies auf eine Weiſe, wofür ihm das Publicum Dank ſchuldig iſt. Wir ſind ihm mit großer Theilnahme gefolgt. Das Meiſte hat uns ſehr angeſprochen, Vieles ſtimmt zu unſerer innigſten Ueberzeugung, und auch da, wo wir anderer Meinung ſeyn müſſen, laſſen wir dem ſubtilen Scharfſinne des Vfs. und ſeinem Streben nach Gründlichkeit alle Gerechtigkeit widerfahren. Die Darſtellung iſt ausgezeichnet klar, elegant und von einer Gedrungenheit und Präciſion, wie ſie ſich in franzöſiſchen philoſophiſchen Schriften nur ſelten findet. Wo ſie ſich ins Dunkle und Abſtruſe verliert, wie in dem „Progr. du cours de philosophie" (p. 228—262), und dem „Progr. des leçons données à l'école normale" (1818) „Sur les vérités absolues" (p. 264—294) und an einigen andern Stellen, da iſt dies wohl vorzüglich dem Verſtande zuzuſchreiben, daß er ſich dort bis an die äußerſte Grenze der Erkenntniß gewagt hat, und weiter als er feſten Fuß faſſen konnte.

Vortrefflich iſt, was Herr C. in der Vorrede über die Methode ſagt. Seine erſten Bemühungen bei dem Gedanken an ein neues Syſtem waren auf die Methode gerichtet. „Ein Syſtem", ſagt er ſehr treffend (S. 1—3), „iſt nichts weiter als die Enthüllung einer Methode in ihrer Anwendung auf gewiſſe Objecte. Die Darlegung der Methode, welche man befolgen will, iſt das Erſte, wodurch man ſich Rechenſchaft gibt von ſich ſelbſt und ſich ſelbſt die Direction in der ganzen Laufbahn vorſchreibt. Jeder Philoſoph, der ſeines Gleichen achtete und nicht blos ſchwankende Reſultate einiger Träume mittheilen wollte, kam immer auf die Methode zurück. Jede Lehre, die einen bedeutenden Einfluß erlangte, vermochte dies allein durch die neue Richtung, die ſie den Geiſtern gab, und durch die neuen von ihr geöffneten Geſichtspuncte, d. i. durch die Methode. Eine jede philoſophiſche Reform hat ihr, ſey es geſtändiges oder geheimes, Princip in einer Veränderung oder einem Fortſchritt der Methode. Durch eine ſtrengere Methode wollte er ſeinen Schülern gleich anfangs einen Geiſt der Kritik einhauchen, wodurch ſie in den Stand geſetzt

würden, früher oder ſpäter ſelbſt die Irrthümer ihres Lehrers zu erkennen, ſeine Lehre zu modificiren, oder ſie ſogar zu verlaſſen. Nichts war natürlicher, als daß er ſich an diejenige Methode hielt, welche bereits die Stimme des Zeitgeiſtes, die nationalen und eignen Gewohnheiten für ſich hatte. Im 18ten Jahrhunderte herrſchten in England und Frankreich Locke und Condillac, und ihre Herrſchaft dauert noch fort. Dieſes außerordentliche Phänomen bringt dem menſchlichen Geiſte keine Schande. Seine Schuld war es nicht, daß er die Feſſeln des Carteſianism abſchüttelte; vielmehr kam es dieſem zu, ihn darin zu erhalten und die Bedingungen zu erfüllen, welche ein Syſtem verewigen. Bei der allgemeinen Bewegung der Dinge und den großen Fortſchritten der Zeit mußte der Geiſt der Analyſe und der Beobachtung auch ſeine Stelle haben; im 18ten Jahrhundert nahm er ſie ein. „Der Geiſt dieſes Jahrhunderts bedarf keiner Apologie. Die Apologie eines Jahrhunderts liegt in ſeiner Exiſtenz.“ Dieſer Gedanke erinnert an den bekannten Ausſpruch eines berühmten Denkers: „Alles Wirkliche iſt vernünftig.“ Der großen Mißdeutungen wegen, denen dieſe Sätze blosgeſtellt werden müſſen, ſobald ſie durch die Köpfe der Schüler gehen und folgerecht angewendet werden, wollen wir einen Augenblick dabei ſtehen bleiben. Allerdings darf eine ſo große Complexion der mannichfaltigſten Ereigniſſe, wie ein Jahrhundert iſt, nicht blos als Menſchenwerk oder Spiel des Zufalls angeſehen, ſondern muß zugleich auf das Eine unendliche Weſen bezogen werden, das die Menſchen aller Zeiten mit verſchiedenen Namen belegt und unter verſchiedenen Bildern ſich deutlich zu machen geſucht haben, von dem es aber heißt: „Namen nennen dich nicht“. Der Naturaliſt (unter welchem Namen man vielleicht am bequemſten alle Formen des Materialism begreifen kann, ſie mögen ſich ſelbſt für Empirism oder Philoſophie ausgeben) iſt freilich damit am leichteſten fertig. Ihm ſind alle Phänomene blos Complexionen der Atome, nach einem reinen Mechanism zuſammentretend und ſich trennend, oder, wo er ja vom Leben ſpricht, da quillt es ihm doch aus der Einen unendlichen Kraft der materiellen Natur mit abſoluter Nothwendigkeit hervor. Freiheit iſt, weil ſie den Faden des Mechanism zerreißen würde, eine bloße Einbildung, ein Product der Unwiſſenheit in Anſehung des mechaniſchen Zuſammenhangs der Vorſtellungen. Aber auch der Verehrer eines perſönlichen, von der Welt unterſchiedenen Gottes ſieht ſich in der Alternative befangen, die Ereigniſſe der Geſchichte entweder unmittelbar auf die göttliche Wirkſamkeit zu beziehen, oder wenigſtens ein Zulaſſen von Seiten Gottes, ein Zurückhalten ſeiner Macht zuzugeſtehen, weil die göttliche Kraft ohne Vergleich iſt

und neben ihr keine endliche an ſich beſtehen kann. Dem Menſchen aber iſt mit unvertilgbaren Charakteren ins Herz geſchrieben ein Unterſchied zwiſchen Gut und Bös, Recht und Unrecht, Freiheit und Zwang, Verdienſt und Schuld, den er mit dunklerem oder deutlicherem Bewußtſeyn als Maßſtab anlegt zur Schätzung der eignen ſo wie der fremden Handlungen. Geſchieht ein Verbrechen, ſo laſſen wir uns, wenn wir nicht aus Intereſſe ſophiſtiſiren, um das Geſchehene zu bemänteln, weder mit den vorgeſpiegelten guten Folgen deſſelben, noch der lobenswerthen Abſicht, in welcher es unternommen wurde, oder dem verdunkelten Bewußtſeyn und der irrigen Ueberzeugung des Thäters abfertigen: dies kann wohl unſer Urtheil mildern, aber die That nicht rechtfertigen: der innere unbeſtechliche Richter verwirft ſie früher oder ſpäter. Und da ein Jahrhundert aus der Summe des in ihm Geſchehenen beſteht, mithin auch aus der ganzen Maſſe des Irrigen, Schlechten, Unſittlichen in ihm, ſo würde eine Apologie des Jahrhunderts zugleich eine Apologie dieſer Maſſe enthalten müſſen. Wer aber ſoll dieſe übernehmen? Wer darf ſich einer ſolchen, bis in die zarteſten Verzweigungen der Ereigniſſe dringenden Erkenntniß der Thatſachen rühmen, um dies Wagſtück nur mit einigem Erfolg unternehmen zu dürfen? Und müßte man nicht auch das eigne Leben in die Apologie des Jahrhunderts, zu dem es gehört, mit aufnehmen? Wer aber wollte ſo keck ſeyn aufzutreten mit der Behauptung: Alle Handlungen meines Lebens waren gut, rein? Gar ſehr müßte mithin jener Ausſpruch eingeſchränkt werden, falls man ihn als gültig anerkennen ſollte. Hiernach wird man auch Stellen, wie folgende (p. VIII): „L'esprit du temps est l'oeuvre de l'esprit général du monde", u. dgl. zu würdigen wiſſen. Der Geiſt der Zeit iſt einer von den vagen Begriffen, die man mit Kant uſurpirte, richtiger uſurpatoriſche, nennen kann. Er hat etwas Geſpenſterartiges, ſpukt oft bei hellem Tage, foppt und neckt Groß und Klein unter allerhand Masken, weicht aber dem kaltblütigen Forſcher aus und iſt oft, bei Lichte beſehen, ein recht gemeiner, frivoler, dienſtwilliger Geiſt, der von Vielen, in verſchiedenen Abſichten citirt, oft zum Deckmantel des Verkehrten und Schlechten dienen muß. Wir behalten uns vor, ihn bei einer andern Gelegenheit ſchärfer ins Auge zu faſſen.

„Der Carteſianism", fährt Herr C. fort, „vorzüglich in der Form bei Malebranche, dann Spinoza, Leibnitz und Wolf, konnte ſich nicht halten, weil er nicht auf den Namen einer Experimentalphiloſophie Anſpruch machen konnte. Eine ſolche verſucht zu haben, begründet das unerhörte Glück der Philoſophie des Locke und Condillac. Mit derſelben Methode ſtürz-

ten Reid und Kant in Schottland und Deutſchland die Lehre Locke's. Kant's Philoſophie iſt Kritik, d. i. Beobachtung und Erfahrung. Sich auf Beobachtung und Erfahrung einſchränken, heißt, ſich auf die menſchliche Natur einſchränken; denn man beobachtet nur durch ſich ſelbſt mit dem Maße, der Faſſungskraft und den Grenzen ſeiner eigenen Vermögen. Zerſtört iſt der hypothetiſche Theil der Syſteme. Leben aber und Conſiſtenz erhielten dieſe Hypotheſen von gewiſſen Wahrheiten, die man durch Beobachtung gefunden hatte und auf dieſe Weiſe noch findet, und die unter dieſem Titel noch heute dieſelbe Wahrheit und Neuheit haben, wie ſonſt. Was hat die Zahlen des Pythagoras, Platon's Ideen und die Ariſtoteliſchen Kategorien ſo hoch erhoben und hält ſie noch? Eine Thatſache, heute noch ſo reell als im Alterthume, die Thatſache, daß es im Geiſte reelle, aus der Thätigkeit der Sinne nicht erklärliche Elemente gibt. Was Malebranche's Schauen der Dinge in Gott, und Leibnitzens vorher angeordnete Harmonie? Wieder nichts anders als die Thatſachen, daß jede Erkenntniß für den Geiſt den Begriff der Exiſtenz, d. i Gottes (?) in ſich ſchließt, daß die Intelligenz und Senſibilität in uns unterſchieden ſind, aber untrennbar, daß zwar eine jede ihre eignen Geſetze hat, aber daß dieſe in geheimer Beziehung und Harmonie mit einander ſtehen? Prüft man auf dieſe Weiſe die berühmteſten Hypotheſen, ſo ergibt ſich, daß ſie ſich in die Wolken verlieren, ihre Wurzel aber in der Erde iſt, in wirklichen Thatſachen; durch dieſe allein haben ſie unter den Menſchen aufkommen und Credit erhalten können. Nur der Irrthum iſt unbegreiflich (nach den richtigen Principien keineswegs) und unzuläſſig; er behauptet ſich blos durch ſein Verhältniß zum Wahren. Kurz, alles Wahre und Ewige in der Beweglichkeit menſchlicher Lehren in ſeiner Zerſtreuung durch die Zeitalter hindurch iſt das Werk der Beobachtung, welche für die Philoſophie oft ohne Vorwiſſen des Philoſophen gearbeitet hat. Die experimentelle Methode wurde aber nicht immer mit gleicher Geſchicklichkeit angewendet. Man ſtieß ſich dabei oft an ſyſtematiſche Vorurtheile, beobachtete, aber nicht alles, und beſchnitt manche Kraft unſeres Weſens."

Sehr gut iſt ferner das über's Bewußtſeyn Geſagte. „Die Thatſachen, von denen die Philoſophie ausgehen muß, exiſtiren für uns nur inſofern, als ſie ins Bewußtſeyn gelangen. Aber im Bewußtſeyn darf man nichts vernachläſſigen, alles iſt wichtig, alles hängt an einander, und die Totalität ſelbſt iſt, fehlt ein Theil, unerfaßlich. Aufs Bewußtſeyn zurückgehen, hier gewiſſenhaft alle Phänomene ſtudiren, ihre Differenzen und Verhältniſſe erforſchen: dies gibt die erſte philoſophiſche Wiſſenſchaft,

die Psychologie. Sie ist die Bedingung und gleichsam der Vorhof der Philosophie. Die psychologische Methode besteht in der Kunst, sich von der übrigen Welt zu isoliren, das Bewußtseyn ausgenommen, und sich hier, wo Alles Realität ist, aber diese so verschieden und so zart, festzusetzen und zu orientiren." Herr C. hebt unter den Thatsachen des Bewußtseyns besonders die Freiheit und die Vernunft hervor (XIV), welche selbst im Gegensatz zur Empfindung sich am deutlichsten offenbaren. Die Vernunft verschafft uns Begriffe, welche mit den sinnlichen Phänomenen unverträglich sind, als den der Ursache, der Substanz, Zeit, Raum u. s. w. Hierher gehören auch die Begriffe des Guten und Schönen; sie liegen in einer höheren unabhängigen Sphäre. Die Phänomene der Freiheit, der Vernunft und Empfindung sind die drei großen Classen der Thatsachen des Bewußtseyns (XVII). Fein sind mehrere Bemerkungen über Freiheit, Causalität und über Kant's Kategorien. Herr C. nimmt nur zwei Grundgesetze des Geistes an: das der Causalität und der Substanz (XX), und glaubt aus ihnen alle übrigen ableiten zu können. Wir wünschten, er wäre hierüber ausführlicher gewesen und hätte gezeigt, wie die andern daraus hervorgehen. Mit Recht erblickt er in den Gesetzen der reinen Vernunft die intelligible Welt als Beherrscherin der sinnlichen, die Welt der Ideen, welche, von Platon entdeckt, noch jetzt in den Tiefen des Bewußtseyns ruht. Die beiden Fundamentalgesetze, das der Causalität und Substanz, führen uns zu einer absoluten Ursache und Substanz (XXIII). Beide aber sind dem Wesen nach identisch. So werden diese Thatsachen Grundlage der Ontologie. Ebenso ist es eine Thatsache, daß wir mitten in den Bewegungen, welche äußere Agentien in uns erregen wider unsern Willen, die Kraft besitzen, die Initiative einer entgegengesetzten Bewegung zu ergreifen, bevor wir uns für die eine oder andere entscheiden, zu wählen, und dann uns zu entschließen, auszuführen, eine Bewegung anzufangen, fortzusetzen oder aufzuheben, zu vollenden oder anzuhalten, immer aber sie zu beherrschen. Die Thatsache ist gewiß, und ebenso gewiß, daß die Bewegung unter diesen Bedingungen in unsern Augen einen neuen Charakter erhält. Wir rechnen sie uns zu, betrachten sie als eine Wirkung von uns. Hier ist für uns der Ursprung des Begriffs der Ursache. Der eigenthümliche Charakter des Ich ist Causalität. Wollen, etwas wirken, Seyn sind für uns gleichbedeutend; Bezeichnungen derselben Thatsache, welche zugleich den Willen, die Causalität und das Ich enthält. Der Wille oder die innere Causalität, welche unmittelbar die Wirkung hervorbringt, darf nicht verwechselt werden mit den äußern Instrumenten, die scheinbar auch Wirkungen hervorbringen,

aber ohne die erſte, d. i. wahre Urſache zu ſeyn. Dieſe, z. B. die Muskeln, können gelähmt ſeyn, wodurch der Wille unfähig wird auf ſie zu wirken. Aber was keine Lähmung verhindern kann, iſt die Handlung des Willens an ſich, das Product der Entſchließung, d. h. eine rein-geiſtige Urſächlichkeit, das Vorbild der Cauſalität, wovon die äußern Handlungen nur unangemeſſene Symbole ſind. Die Empfindung endlich iſt ein ebenſo unbezweifeltes Phänomen des Bewußtſeyns, wie die übrigen. Dieſes führt unfehlbar auf eine äußere, von dem Ich verſchiedene Urſache. Hier iſt der Urſprung des Begriffs einer Außenwelt, des Nicht-Ich. Ganz richtig iſt die Bemerkung über die Zweideutigkeit des Ausdrucks Paſſivität. Die meiſten Philoſophen ſagen: in der Empfindung verhalte ſich die Seele paſſiv, leidend. Das Ich als freie Thätigkeit iſt nicht paſſiv und kann es nicht ſeyn. Auch das Object nicht; denn es wird uns hier gegeben unter der Form der Urſache, der Kraft. Die Paſſivität beſteht in nichts anderem als in dem Verhältniſſe zwiſchen zwei auf einander wirkenden Kräften. Die Außenwelt iſt nichts anderes als eine Vereinigung unſerer wirklichen oder möglichen Empfindungen correſpondirender Urſachen. Die Beziehung dieſer Urſachen unter einander iſt die Ordnung der Welt. Daher iſt dieſe Welt von dem nämlichen Stoffe wie wir; die Natur iſt die Schweſter des Menſchen, ſie iſt thätig, lebendig, beſeelt wie wir, und ihre Geſchichte iſt ſo gut ein Drama, wie das der Menſchheit.

Von dieſen Thatſachen des Bewußtſeyns aus glaubt Herr C. den Uebergang zu Gott auf folgende Weiſe gefunden zu haben. Unſere Vernunft bezieht die Empfindung auf eine äußere Subſtanz und Urſache. Dieſe aber haben ihrer offenbaren Zufälligkeit und phénoménalité wegen, d. h. weil ſie blos zur Erſcheinungswelt gehören und ſich zugleich gegenſeitig beſchränken, nicht die Charaktere des Abſoluten und wahrhaft Subſtanziellen. Die Vernunft muß ſie mithin auf eine einzige ſubſtanzielle Urſache beziehen, über welche hinaus kein Seyn geſucht werden darf. Die Exiſtenz iſt aber die Identität beider, der Urſache und der Subſtanz. Es wird mithin die ſubſtanzielle und urſächliche Exiſtenz mit den beiden endlichen Urſachen oder Subſtanzen, in denen ſie ſich entwickelt, in derſelben Zeit erkannt, in welcher dieſe Urſachen mit ihren Differenzen und ihren Vereinigungspuncten erkannt werden, d. h. die Ontologie wird uns in demſelben Momente gegeben, als wir die Pſychologie erhalten. So findet ſich in dem erſten Factum des Bewußtſeyns die pſychologiſche Einheit vis-à-vis der ontologiſchen in ihrer parallelen Triplicität. Das Bewußtſeyn, welches uns auf einmal drei innere Elemente

offenbart, enthüllt uns auch unmittelbar und auf einmal drei äußere; jede Thatſache des Bewußtſeyns iſt daher zugleich pſychologiſch und ontologiſch, und enthält ſchon die drei großen Ideen in ſich, welche die Wiſſenſchaft ſpäter theilt oder zuſammenfaßt: den Menſchen, die Natur und Gott. Und dieſe ſind keine leeren Formeln, ſondern Thatſachen, Weſenheiten. Der Gott des Bewußtſeyns iſt nicht ein abſtracter Gott, ein einſiedleriſcher König, verwieſen jenſeits der Schöpfung auf den verlaſſenen Thron einer ſchweigenden Ewigkeit und einer dem Nichts ähnlichen abſoluten Exiſtenz; ſondern der wahre und reelle Gott, die Subſtanz und abſolute Urſache, Eins und Vieles, Ewigkeit und Zeit, Raum und Zahl, Weſenheit und Leben, Untheilbarkeit und Totalität, Anfang, Ende und Mitte, auf dem Gipfel des Seyns und auf der niedrigſten Stufe, unendlich und alles Endliche zugleich, die Dreiheit endlich, d. h. Gott, Natur und Menſchheit zugleich. Kurz: Iſt Gott nicht alles, ſo iſt er nichts. Iſt er an ſich abſolut untheilbar, ſo iſt er auch unzugänglich und unbegreiflich, und ſeine Unbegreiflichkeit iſt für uns ſeine Zerſtörung. Unbegreiflich als Formel und in der Schule iſt Gott klar für die Welt, welche ihn offenbart, beſitzt und empfindet. In allem und überall gelangt er gewiſſermaßen zu ſich ſelbſt in dem Bewußtſeyn des Menſchen, deſſen Mechanismus und phänomenelle Triplicität er unmittelbar conſtituirt durch den Reflex ſeiner eignen Bewegung und die ſubſtanzielle Triplicität, wovon er die abſolute Einheit iſt. Auf dieſen Höhen angelangt, wird die Philoſophie klarer und größer, die allgemeine Harmonie der Gedanken erweitert und beruhigt ſie.

Der letzte Punct erfordert einige Bemerkungen. Hier ſcheint uns Herr C. ſeiner an ſich vortrefflichen und richtigen Methode, die auch die unſrige iſt, nicht ganz treu geblieben und durch Schlüſſe aus den Thatſachen des Bewußtſeyns mehr gezogen zu haben, als wozu dieſe berechtigen. Die Thatſachen des Bewußtſeyns erwecken in uns freilich die Ueberzeugung von der objectiven Realität einer von uns verſchiedenen Welt, und durch Schlüſſe aus den Phänomenen dieſer Welt können wir zu der Annahme eines ſubſtanziellen Seyns und einer ewigen Urſache der Dinge gelangen. Allein die Subſtanz der Dinge iſt noch nicht Gott, und die beſonders durch Spinoza berühmt gewordene Formel „Gott iſt die Subſtanz aller Dinge" gehört zu den härteſten der Mißdeutung am leichteſten ausgeſetzten Beſtimmungen. In welchem Sinne man auch den Ausdruck Subſtanz in der Metaphyſik nehmen mag, immer bleibt doch dabei die Grundbedeutung, das Inſichſeyn, Inſichbeſtehen im Gegenſatz zu den wechſelnden Erſcheinungen und mitten in ihnen. Ja, dieſer

Wechſel, ein gegenſätzliches Hervortreten mannichfaltiger Beſtimmungen in der Erfahrung, ſcheint das nothwendige Complement dieſer Idee zu ſeyn. So wenig der Wechſel wahrgenommen werden kann ohne ein beharrliches Seyn, ſo wenig würde man etwas als Subſtanz bezeichnen, wenn nichts wechſelte. Denn man nennt nicht jede Erſcheinung eine Subſtanz, noch auch jedes Beharrende ſo, nicht eine Goldmünze, oder die gelbe Farbe, das Runde, dieſe beſtimmte Größe u. dgl., auch wenn es viele Jahre lang daſſelbe bleibt; wohl aber das Gold, für deſſen Weſen dieſe beſtimmte Form, in die es durch Gewalt gebracht worden, zufällig iſt. Es kann dieſe aufgeben und als Petſchaft, Ring, Kette, Nadel und in unzähligen andern Formen erſcheinen, es kann ſeine Farbe verlieren und ſie wieder erhalten, zu Dämpfen verflüchtiget und wieder reducirt, mit andern gemiſcht und wieder ausgeſchieden werden, ohne aufzuhören Gold zu ſeyn. Auf gleiche Weiſe vieles Andere. Es iſt aber das Gold nicht ſelbſt, das freiwillig nach Schrot und Korn dem Tiegel zueilt, an der Adjuſtirbank regelrecht ſich ausdehnt und auf den Prägſtock legt, um gemünzt zu werden, ſondern durch den Menſchen und ſeine Inſtrumente gezwungen, wird es dergleichen, und dieſer ſelbſt wird das, was er iſt, zum Theil durch die Naturgewalt, welche ſeinen Organism beherrſcht. Und ſo in unzähligen andern Weiſen. Die Subſtanz des Goldes ſelbſt aber iſt nicht verſchieden von dem Goldſtück, dem Ringe u. dgl., ſondern dieſe ſind eben das Gold ſelbſt in dieſer beſtimmten Form. Die Subſtanz iſt in ihnen als ihr unveräußerliches Weſen. Mit der Subſtanz erhalten wir mithin zwar eine ruhige Grundlage, einen Stoff für die Natur, einen formenwandelnden Proteus von unendlicher Geſchmeidigkeit, nicht aber zugleich ein plaſtiſches ordnendes Princip. Gott als Subſtanz gedacht iſt mithin blos Materie, und wir kommen damit auf die indiſchen Sätze: „Die Dinge ſind eine bloße Form Gottes und Gott in ihnen als ihre wahre Subſtanz.“ Und in der That erinnern Herrn C.'s Beſchreibungen ſehr an jene Dichtungen. Unter Gott aber denken wir uns lauter Leben und Thätigkeit. Herr C. ſcheint das Unzureichende des Begriffs Subſtanz ſelbſt erkannt zu haben. Daher er noch die Cauſalität zu Hülfe nimmt. Dies iſt ſchon mehr, aber immer noch nicht hinreichend. Der nexus causalis führt uns zwar zur Annahme einer erſten Urſache aller Dinge, allein noch nicht zur erſten Idee der Gottheit; denn jene Urſache kann man ſich auch als eine blindwirkende Naturkraft, als ein willensloſes Fatum denken: Beſtimmungen, welche der Idee der Gottheit ganz entgegen ſind. Ja, wer conſequent ſeyn will, kommt dann in die Nothwendigkeit, dieſe zu leugnen. Dieſe Annahme zerſtört aber die Ethik.

Wozu Herr C. ſelbſt getrieben wird, zeigen folgende Sätze (XLI, XLII): „Jeder findet in ſeinem Bewußtſeyn alle in dieſem enthaltenen Ideen. Wenn er nur um ſein Selbſt weiß, ſo weiß er auch um das Uebrige, die Natur und Gott. Jeder glaubt an ſeine eigne Exiſtenz, alſo auch an die Welt und Gott; jeder Menſch denkt, alſo denkt er Gott; jeder Satz, der das Bewußtſeyn reflectirt, reflectirt zugleich dem Bewußtſeyn die Idee der Einheit und Weſenheit; jeder Satz ſchließt daher Gott in ſich; jeder Menſch, der ſpricht, ſpricht von Gott, und jedes Wort iſt ein Glaubensact und eine Hymne. Der Atheism iſt eine leere Formel, eine Negation ohne Realität, eine Abſtraction, die durch Poſition ſich ſelbſt zerſtört, Täuſchung einiger Sophiſten.“ Solche Behauptungen fallen ins Gehör, überraſchen anfangs und imponiren, beſtehen aber die Prüfung nicht. Will man conſequent ſeyn, ſo muß man den Irrthum, das Unſittliche, Laſterhafte, das im menſchlichen Leben ſo oft und in ſo mannichfaltigen Formen erſcheint, entweder auch von Gott ableiten oder ganz leugnen. Beides iſt abſurd. Das Erſte wäre der Idee der Gottheit diametral entgegengeſetzt, das Zweite den Thatſachen des Bewußtſeyns und würde ein nothwendiges Poſtulat unſerer Vernunft zerſtören. Wir alle laſſen uns von dem Grundſatze leiten: Einiges von dem, was durch den Menſchen geſchieht, ſey ſeine eigne That, und dürfe auf kein höheres Princip als auf den Willen bezogen werden. Herr C. ſelbſt gibt das zu (Préf., XXV). Was aber Gott in dem Menſchen wirkt, darf dieſem nicht zugeſchrieben werden. Und ganz undenkbar iſt, daß Gottes Wirken in dem Menſchen einen Irrthum erzeugen, der Geſinnung und dem Herzen eine Richtung nach dem Unreinen, Böſen geben ſollte. Dies letzte, als ein Factum, wird Herr C. ſelbſt nicht leugnen wollen. Iſt dies aber, ſo muß auch angenommen werden, der Menſch vermöge etwas aus eigner Kraft, es ſey in ihm etwas, das dem Einwirken Gottes zu widerſtehen vermöge, oder man muß jede Einwirkung Gottes leugnen, oder ſie nur auf gewiſſe Fälle beſchränken.

Sein eignes philoſophiſches Syſtem bezeichnet Herr C. ſelbſt mit den Worten: éclectisme impartial appliqué aux faits de conscience (XLVII), und erklärt ſich darüber ſo: „Jedes Syſtem drückt eine Ordnung von Phänomenen und Ideen aus, die für die Wiſſenſchaft reellen Werth haben, aber nicht das ganze Bewußtſeyn füllen und dennoch im Syſtem beinahe eine ausſchließliche Rolle ſpielen; woraus folgt, daß jedes Syſtem nicht falſch iſt, ſondern unvollſtändig, und daß man durch Vereinigung aller unvollſtändigen Syſteme eine vollſtändige Philoſophie erlangt, welche der Geſammtheit des Bewußtſeyns entſpricht. Dies iſt

das wahre hiſtoriſche Syſtem, allgemein und prăcis zugleich, das ſich in der ganzen Geſchichte der Philoſophie nachweiſen läßt und durch welches dieſe erläutert wird." Und (S. 214): „Es gibt kein falſches Syſtem, aber viele unvollſtändige, wahr an ſich, aber fehlerhaft durch die Pretenſion, die abſolute Wahrheit zu enthalten, die ſich nur in Allen findet. Die Philoſophie beherrſcht alle Syſteme, ſie verfolgt ihre Bahn mitten durch ſie und hält ſich bei keinem auf. Sie entwirft das vollkommene Gemälde aus Zügen, die ſie von jedem Syſtem entlehnt hat."

Da auch unter uns Hegel etwas Aehnliches behauptet hat *) und meine eigne Ueberzeugung als damit übereinſtimmend betrachtet werden kann **), ſo ſey es mir vergönnt, um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, einige Bemerkungen hinzuzufügen zugleich als Ergänzungen und Berichtigungen früherer Anſichten. Der von mir damals gebrauchte Ausdruck Vermittelung war zweideutig. Man denkt ſich unter einem Vermittler Einen, der zwiſchen ſtreitende Parteien tritt, um ſie zu verſöhnen und einen Vergleich zu ſtiften, mit welchem, weil jede von ihren Anſprüchen wenigſtens etwas gerettet ſieht, alle zufrieden ſeyn können. Es ſchien auf eine Vereinigung der Syſteme abgeſehen, wo Kant mit Schelling und dieſer mit Jacobi, und wer weiß noch welcher mit welchen, in Harmonie leben könnte. Dies war aber gar nicht meine wahre Meinung. Deshalb verwahrte ich mich ausdrücklich gegen den Verdacht des Eclecticism und verglich die Entwickelung dieſes Syſtems mit dem Wachsthum eines organiſchen Körpers. Herr C. hingegen wählt zur Charakteriſtik ſeines Syſtems den verdächtigen, etwas verrufenen Beinamen des Eclecticism. Er ſcheint das Irrige eines jeden Syſtems blos in ſeine Unvollſtändigkeit zu ſetzen und ſich das wahre Syſtem als ein vollkommenes Gemälde zu denken, als eine Art von Moſaik, wozu die einzelnen nothwendigen Stücke, jede Figur, Baumgruppe, die Berge, der Himmel, von verſchiedenen Meiſtern ſchon glücklich ausgearbeitet worden und die man nur aneinanderzurücken und ineinanderzufügen braucht, um ein vollkommenes Kunſtwerk von dem glänzendſten Effecte hervorzubringen. Dies würde aber eine der wunderlichſten Geburten werden, ein wahres Ungeheuer, ähnlich den Bildwerken indiſcher Mythologie, mit vielen Köpfen und Ar-

*) Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften (Heidelb. 1817), S. 9.

**) Ueber die Philoſophie meiner Zeit (Jena 1816), S. 300—308; und: Ueber Geſchichte der Philoſophie, 2te Aufl. (Jena 1820).

men, das ſich ſelbſt zerfleiſcht. Gleich die erſte unumgängliche Frage: welche der vorhandenen Syſteme in dem neuen vollendeten eine Stelle finden ſollen? würde uns in Verlegenheit ſetzen. Kant, Fichte, Schelling? Unſtreitig! Auch gewiß Leibnitz und Spinoza, Plato und Ariſtoteles. Aber auch Descartes, Malebranche, Condillac, Laromiguière? Locke und Berkeley? Wäre Herrn C.'s Vorausſetzung: die Syſteme ſind nicht an ſich falſch, ſondern nur unvollſtändig und irrig durch die Anſprüche auf ausſchließende Gültigkeit, richtig, ſo würde man bei einem conſequenten Verfahren ſich ganz ins Unbeſtimmte verlieren. Es dürften auch die unvollkommneren, weniger ausgebreiteten Syſteme nicht ausgeſchloſſen werden, weil ſie, obgleich geringere Ausbeute liefernd, doch als wahr angenommen werden müßten. Alſo müßten wohl auch Epikur, die Stoiker und die naturphiloſophiſchen Syſteme vor Sokrates eine Stelle erhalten? Und dies um ſo mehr, da die Atomiſtik noch jetzt in unſerer Wiſſenſchaft eine ſo wichtige Rolle ſpielt, noch jetzt mathematiſche Naturphiloſophie bearbeitet wird, und Herbart ſogar die Eleaten über alle andere Philoſophen der Vorwelt ſetzt. Dazu kommt noch die vage Bedeutung des Worts Syſtem in der Geſchichte der Philoſophie. Man verſteht darunter die Geſammtheit der Behauptungen eines Philoſophen in ihrem Zuſammenhange, geſetzt auch, dieſer Zuſammenhang iſt nur locker und viele der einzelnen Behauptungen ungegründet. Das wahre Syſtem kann doch unmöglich in einer Vereinigung aller Syſteme beſtehen. Auf der andern Seite kann nicht geleugnet werden, daß mehr das Qualitative als das Quantitative in Betracht gezogen werden muß. So ſind einige Dogmen der ältern Pythagoreer, des Heraklit, der Eleaten, tiefer gedacht und verrathen mehr echt-philoſophiſchen Geiſt, als manche voluminöſe Schriften der neuern. Wo ſoll nun die Grenze gezogen werden?

Wollte man aber auch hiervon abſehen und ſich über die aufzunehmenden Syſteme vereinigen, ſo würde doch wieder die Frage ſeyn: wie viel davon aufgenommen werden ſoll? Ein Syſtem enthält oft ſo mannichfaltige heterogene Beſtandtheile und iſt in ſo manchen Beziehungen einem andern diametral entgegengeſetzt, daß man den Gedanken an eine wahre Vereinigung ganzer Syſteme gar bald fallen laſſen muß. Alſo, welche Partien eines gewiſſen Syſtems paſſen zu gewiſſen Theilen eines andern wie die Glieder eines organiſchen Körpers oder die einzelnen Theile eines Kunſtwerks? Behalten wir Platon's Ideenlehre bei, was machen wir dann mit dem Ariſtoteles, welcher ſie verwirft und ihr allen Gehalt abſpricht? Wie vereinigen wir die Atome mit Leibnitz's Monaden? den Materialism mit

der vorher angeordneten Harmonie des Leibes und der Seele? Wie Kant's Sätze von den dialektiſchen ſophiſtiſchen Blendwerken der ſpeculativen Vernunft in ihrem Brüten über dem Unendlichen mit den Schelling'ſchen von derſelben Vernunft, als der abſoluten Identität des Denkens und Seyns, und der adäquaten untheilbaren Erkenntniß des Unendlichen durch intellectuelle Anſchauung? wie jenes Denkers Anſichten von den Dingen an ſich und dem transſcendentalen Ideale der Vernunft mit den Ausſprüchen des letztern: Gott ſey auch in der Erſcheinungswelt das einzige Wirkliche, Anſchaubare, weder ein Jenſeits, noch ein bloßes Gedankending? — Sollte dieſes aber als ein Unausführbares ſich ergeben, ſo können ſie auch im wahren Syſtem nicht neben einander beſtehen, und folglich müßte Einiges beibehalten, Anderes ausgeſchieden und verworfen werden. Damit kommen wir auf den Eclecticism, der auf den Namen eines wahren Syſtems keinen Anſpruch machen kann. Zwar verknüpft auch der Eclectiker die von verſchiedenen Syſtemen wie im Luſtwandeln gepflückten Blüthen der Erkenntniß manchmal zu einem recht lieblichen aromatiſchen Kranze und Strauße für Kopf und Herz; aber dies reicht doch noch lange nicht an den Baum der Erkenntniß in ſeiner Lebensfülle und fortſchreitenden Metamorphoſe. In der Wiſſenſchaft iſt jeder Gehalt durch die Form bedingt. Dieſe iſt aber eben bei den Eclectikern ſehr mangelhaft, und der Zuſammenhang der Gedanken nur loſe, wie ihre Schriften beweiſen.

Herr C. ſcheint die Rettung aus dieſen Verlegenheiten in der experimentellen oder beobachtenden Methode zu ſuchen. Gegen dieſe ſelbſt iſt nichts zu ſagen. Die Maimon'ſche Frage: quid facti? ſticht noch immer den Dogmatism und ſelbſt den Kriticism in die Ferſe. Thatſachen im Leben unſeres Geiſtes müſſen die Baſis jeder Wiſſenſchaft ausmachen. Und dieſe können weder durch Verſtandeshandlungen a priori, noch durch Schlüſſe aus allgemeinen Sätzen, ſondern allein durch unmittelbare Wahrnehmung und unbefangene, durch Theorien unverblendete Beobachtung erkannt werden. Ohne dieſe ſchwebt alles in der Luft und die glänzendſten Gedanken ſind nur opaliſirende Waſſerblaſen. Wird dieſes aber zugeſtanden, wird die beobachtende Methode, die wir lieber die kritiſche nennen möchten, ohne dabei eben auf Kant zu verweiſen, für die einzig wahre gehalten, und es kann nur eine einzige geben, ſo werden damit natürlich die andern verworfen, das Wahre in andern Syſtemen muß, ſoll es anders wiſſenſchaftlichen Werth haben, ſich durch dieſe Methode rechtfertigen laſſen; es muß durch ſie gefunden werden können. Damit ändert ſich aber das ganze Verhältniß. Die wahre Methode vereinigt nicht die ſchon vorhandenen unabhängig von einander aus-

gebildeten Glieder der Erkenntniß zu einem Ganzen, sondern läßt den ganzen Organism aus seinem Keime entstehen, sie sammelt nicht die zerstreuten Lichtstrahlen in einen Focus, sondern versetzt sich in den Centralkörper selbst, welcher leuchtende und lebenerregende Strahlen durch eigne Kraft nach allen Richtungen hin aussendet. Dieses Centrum der Wissenschaft, die irdische geistige Sonne unseres Lebens, ist das Bewußtseyn. Alles Uebrige, die ganze Natur, Gott selbst, werden für uns nur zu einer bestimmten belebenden Idee, inwiefern sie im Bewußtseyn reflectirt werden, und von der Stärke, der Innigkeit und Klarheit dieses reflexiven Seyns hängen alle die wohlthätigen Wirkungen ab, deren sie fähig sind. Von dem Bewußtseyn ausgehend und alles was sich als Thatsache in dasselbe drängt, aufnehmend und sichtend, müssen sich die Puncte angeben lassen, welche die einzelnen Systeme mit oder ohne deutliches Bewußtseyn aufgefaßt, auf denen sie weiter fortgebaut haben. Indem sie aber einseitig fortwuchsen, sind sie außer Verhältniß zu den übrigen eben so nothwendigen Gliedern der Wissenschaft getreten; sie sind Mißformen, Auswüchse, Verunstaltungen des wahren Systems geworden. So sind sie irrig. Sie sind es aber auch noch auf andere Weise. Sie sind oft gar nicht von wirklichen Thatsachen ausgegangen, haben phantastische Principien untergeschoben, oder wirkliche Thatsachen nicht richtig aufgefaßt, und aus ihnen nicht das gezogen, was darin enthalten ist, sondern Anderes und Unrichtiges. In der kunstgerechten Construction der Philosophie, von Thatsachen des Bewußtseyns aus, muß dann selbst das Wahre der einzelnen Systeme in einem andern Lichte erscheinen, als in ihnen selbst nach ihrer eigenen Construction. So z. B. gelangt man zwar von Thatsachen des Bewußtseyns aus zum Idealism; aber dieser Idealism ist deshalb doch nicht der des Berkeley, oder der transscendentale Kant's, oder Fichte'scher. Ebenso ist der Realism noch nicht Spinozism oder Corpuscularphilosophie.

Dies Wenige wird hoffentlich hinreichend seyn, um die Schwierigkeiten bemerkbar zu machen, welche sich einer Vereinigung der Systeme entgegenstellen. — Aus den übrigen Artikeln heben wir noch heraus das Programm über den philosophischen Cursus, den Herr C. an der Normalschule im Jahr 1817 gegeben. Dieses verstattet uns einige Blicke in den Gliederbau seines Systems. Sämmtliche metaphysische Probleme reducirt er auf drei: Erstens, welches ist der wirkliche Charakter der menschlichen Erkenntnisse in der entwickelten Intelligenz? Zweitens, welches ist ihr Ursprung? Drittens, welches ihre Gültigkeit? Alle unsere objectiven Erkenntnisse sind Thatsachen des Bewußtseyns, Phänomene. Die Wissenschaft des Subjectiven, Primiti-

ven, Actuellen, iſt die Pſychologie oder Phänomenologie. (Dies wohl mit Rückſicht auf Hegel's Phänomenologie des Geiſtes.) Die Wiſſenſchaft unſerer objectiven Erkenntniſſe in Beziehung auf ihr Object, d. h. auf reelle äußere Weſenheiten, iſt die Ontologie. Die Wiſſenſchaft von der Gültigkeit der Principien dieſer Erkenntniſſe iſt die transſcendentale Logik (die transſcendentale Logik Kant's). Hier ſind die Hauptobjecte die Seele, die Materie, Gott (ebenfalls mit Rückſicht auf Kant's drei transſcendentale Ideen, die ſubſtanzielle Einheit der Seele, die Einheit der objectiven Erſcheinungen als Welt und die Einheit des Weſens der Weſen). Ebenſo ſind alle Aufgaben der Moral in den drei Problemen begriffen: a) Welches iſt der wirkliche Charakter der moraliſchen Principien? b) Welches iſt ihr Urſprung? c) Welches ihre Gültigkeit? Die beiden erſten Fragen faſſen die moraliſchen Principien auf an ſich ſelbſt, in dem Subjecte, in welchem ſie ſind, d. i. unter einem ſubjectiven Geſichtspuncte. Dies iſt die eigentliche Moral. Die dritte Frage dagegen faßt die daraus hervorgehenden Folgen ins Auge, ſo wie die Beziehung auf die äußern Objecte. Die Religion im eigentlichen Sinne. Dies erinnert wieder offenbar an die Stellung der religiöſen Ueberzeugungen in Kant's Lehre. Dieſe iſt aber nicht die richtige. Die Religion wird auf dieſe Weiſe zu einem bloßen Anhängſel der Moral, da im Gegentheil beide aus derſelben Quelle unmittelbar entſpringen, und der Boden, in welchem das Moraliſche feſte Wurzel faſſen ſoll, ſchon belebt ſeyn muß von dem Hauche der Religion. Es ſtimmt dies auch mit C.'s eignen Behauptungen (S. 256) nicht gut zuſammen. Die Wiſſenſchaft von dem Objectiv-Moraliſchen nennt er nicht glücklich die transſcendentale Logik der Moral. Kant's Autorität, welcher die Freiheit als Princip der Moral auch in der transſcendentalen Logik deducirt, möchte zur Rechtfertigung dieſes Verfahrens wohl nicht hinreichen. In der moraliſchen Pſychologie werden die zufälligen und nothwendigen moraliſchen Principien unterſchieden. Zu den erſten gehören der moraliſche Inſtinct, und zwar a) expanſiv als Mitleiden, Sympathie; b) contractiv als Abſcheu vor der Unbehaglichkeit, Liebe zum Vergnügen, Selbſtliebe. Zu allgemeinen Maximen erhoben, entſpringt daraus die Moral des Gefühls, eine bewegliche, nicht verpflichtende Moral. Aus der Eigenliebe entſteht die Moral des Intereſſes, deren Princip iſt: Eine Handlung iſt nur zu würdigen nach ihren Folgen in Beziehung auf das perſönliche Intereſſe. Außerdem gibt es aber auch noch ein nothwendiges Moralprincip in uns, das allgemein iſt, alle Zeiten und Räume umfaßt, das Mögliche wie das Wirkliche. Dies iſt das Princip

des Gerechten und Ungerechten, des Guten und Böſen; die moraliſche (praktiſche) Vernunft. Der ſpecielle Charakter dieſes Princips iſt die Verpflichtung, das Moralgeſetz. Die Formel deſſelben iſt: Thue das Gute um des Guten willen; oder vielmehr: Wolle das Gute um des Guten willen. Der Probirſtein, woran man erkennt, ob ein Entſchluß mit dieſem Princip übereinſtimmt, iſt die Unmöglichkeit, das unmittelbare Motiv für einen Entſchluß zu einer Maxime der allgemeinen Geſetzgebung zu erheben (Kant's kategoriſcher Imperativ).

Der Anhang enthält noch einige kleinere Aufſätze von talentvollen Schülern, als: über die Metaphyſik der Geometrie, von Fribault; über die Freiheit, von Thery; über die Beweiſe für das Daſeyn Gottes, von Ampère; über das Moralgeſetz, von Paravey, und: über angeborne Ideen, von Carré. — Wir wären über manche einzelne Puncte gern noch ausführlicher geweſen, müſſen uns aber mit dieſem Wenigen begnügen. Wir ſchließen dieſe Anzeige mit dem Wunſche, Herr C. möge uns recht bald mit einem ausführlichern Werke über Philoſophie erfreuen, in welchem das in den Fragmenten mehr Angedeutete und Zerſtreute als ein Ganzes erſcheint, ſo wie wir hoffen, er werde in dieſen freimüthigen Aeußerungen unſere gute Abſicht und freundſchaftliche Geſinnung nicht verkennen, und darin nur einen Beweis finden, welchen innigen Antheil wir an ſeinen verdienſtvollen Bemühungen um die höchſte der Wiſſenſchaften nehmen. Je ausgezeichneter der Schriftſteller, je Bedeutenderes noch von ihm zu hoffen iſt, deſto ſtrenger muß die Beurtheilung ſeyn, um ihn zu noch Größerem anzuſpornen.

Karl Friedrich Bachmann.

X.

Ueber die indiſchen Studien in Deutſchland.

1. Bhagavad-gita, id est Thespesion melos, sive almi Krishnae et Arjunae colloquium de rebus divinis, Bharateae episodium. Textum recensuit, adnotationes criticas et interpretationem latinam adjecit Augustus Guilelmus a Schlegel. Bonn, Weber. 1823.
2. Indiſche Bibliothek. Eine Zeitſchrift von Auguſt Wilhelm von Schlegel. Mit Beiträgen vom Freiherrn von Humboldt. Erſter und zweiter Band. Bonn, Weber. 1820—1826. Gr. 8.
3. Arbſchuna's Reiſe zu Indra's Himmel. Nebſt andern Epiſoden des Mahabharata; in der Urſprache zum erſten Mal herausgegeben, metriſch überſetzt und mit kritiſchen Anmerkungen verſehen von Franz Bopp. Berlin, Logier. 1824. Gr. 4.
4. Grammatica Sanskrita. Nunc primum in Germania edidit Othmarus Frank. Würzburg, 1823.
5. Ausführliches Lehrgebäude der Sanſkrita-Sprache; von Franz Bopp. Erſtes und zweites Heft. Berlin, Dümmler. 1825. Gr. 4.

Die hier aufgeführten, alle in Deutſchland erſchienenen, Werke zeigen, daß das vor wenigen Jahren allein von Engländern gekannte und geförderte Studium der Sanſkritſprache und der indiſchen Literatur jetzt in Deutſchland kenntnißreiche und emſige Freunde gefunden hat, welche dieſem Studium unter uns nicht nur dauerndes Beſtehen ſichern, ſondern auch vielleicht bald größere Vollkommenheit verſchaffen werden, als die, zu welcher es Engländer und Franzoſen bis jetzt geführt haben. Denn die Herausgabe und Ueberſetzung indiſcher Originaltexte und die dadurch bedingte gründliche Erkenntniß und Anwendung der indiſchen Literatur zu linguiſtiſchen, hiſtoriſchen, mythologiſchen und philoſophiſchen Forſchungen werden nun nicht mehr von dem Belieben und der Methode engliſcher Gelehrter allein abhängen, da die zu jenen Unternehmungen erforderlichen Hülfsmittel gegenwärtig auch in Deutſchland vorhanden ſind. In Rückſicht hierauf iſt die durch Schlegel's Thätigkeit und die edle Bereitwilligkeit des preußiſchen Miniſteriums bewirkte Anſchaffung der Dewanagaritypen mit Achtung und Dank anzuerkennen; ſie eröffnet deutſchen Gelehrten ein weites und anziehendes Feld rühmlicher Forſchungen. Sowohl auf die Abfaſſung von Sprachlehren, als auf die Herausgabe indiſcher Schriftſteller, ſind ſchon Gelehrte

bei uns bedacht, und Schlegel hat in letzterer Hinsicht ein Werk angekündigt, die Herausgabe des ganzen Heldengedichts Ramajana mit Uebersetzung und Commentar, welchem, wenn es vollendet wird, selbst die Engländer nichts Aehnliches an die Seite zu stellen haben werden. Es läßt sich erwarten, daß die durch Deutsche besorgten Ausgaben den allgemeinern Bedürfnissen und Forderungen wirklicher Sprachforscher mehr Genüge leisten werden, als die bisher in Indien gelieferten. Denn diese letztern sind entweder durch Indier besorgt, und enthalten dann gewöhnlich einen bloßen Sanskrittext, ohne weitere kritische und exegetische Zugaben, so daß sie nur Geübteren nützen können; oder sie sind durch Missionare ausgeführt, und erfüllen dann die philologischen Erfordernisse sehr unvollkommen, wie z. B. die zu Serampor begonnene Ausgabe des Ramajana zeigt. Bis jetzt haben unsre des Sanskrit kundigen Gelehrten nur an die Bearbeitung leichterer Texte sich gewagt, nämlich an die beiden alten epischen Gedichte Ramajana und Mahabharata, deren einfacher, stets gleicher Styl klar und ungezwungen sich entfaltet, wenigstens im Vergleich mit dem Style andrer indischer Werke. Ungleich schwerer zu verstehen sind nicht nur die alten Religionsurkunden, die Wedas, sondern auch die spätern und kunstreichern Gedichte, wie Meghaduta oder der Wolkenbote, Kiratardschunija, eine Verwandlung Ardschuna's, Sisupalabadha oder Sisupalas Tod, und die Schauspiele und die philosophischen und scientifischen Bücher. Diese werden wahrscheinlich noch längere Zeit unbekannt bleiben; doch wenn erst durch Bekanntschaft mit dem Leichtern größere Uebung gewonnen worden, wird auch an sie die Reihe des Bekanntwerdens kommen. Ueberdies ist es zweckmäßig vom Aeltern zum Jüngern fortzuschreiten. Die zur Erlernung der Sprache erforderlichen Hülfsmittel haben sich seit zehn Jahren außerordentlich vermehrt: Sprachlehren, Wörterbücher, vorbereitende Uebersetzungen für die Anfänger, welches alles noch vor kurzem fast so gut wie gar nicht vorhanden war, sind jetzt vorhanden und nicht mehr schwer zugänglich.

Der edle und zarte Sinn, welcher oft aus den Schriften der alten Indier zu uns spricht, ist es ohne Zweifel zunächst, welcher diesen Büchern Freunde erworben hat und das Studium derselben belohnt. Aus diesen Schriften lernen wir ein gebildetes Menschenleben kennen, welches in alter Zeit in einem Lande stattfand, welches die Natur in mancher Hinsicht reich ausgestattet hat und worin würdige Gedanken und Bestrebungen sich entwickelten, wenngleich nicht von Verirrungen frei. Daß wir in unserer Zeit an den Meinungen und den Einrichtungen dieses alten Volkes manches zu tadeln finden, welcher der Geschichte

Kundige könnte dieſes anders erwarten? Denn wo wäre dies anders im Alterthume, vorzüglich in dem Alterthume ſolcher Völker, deren Heimath ſchon durch Himmelsſtrich und natürliche Beſchaffenheit von der unſrigen ſo ſehr verſchieden war? Auch die oft als Muſter aufgeſtellten Griechen und Römer hielten auf manche Dinge, mit welchen wir uns nicht mehr ausſöhnen können; wenigſtens wie wir vorgeben. Denn der des Lichtes unſrer Zeit ſich rühmende Europäer will das große Gebot der Gerechtigkeit zwar zu ſeinem eignen Beſten beobachtet wiſſen; kommt es aber an die Bewohner andrer Welttheile, welche nicht ſeiner Farbe und ſeines Glaubens ſind, ſo erklärt er dieſe für uncivilisirt, für außerhalb der Menſchenrechte ſich befindend, und thut alles gegen ſie, was ihm ſein Vortheil zu heiſchen ſcheint, höchſtens durch philanthropiſche Phraſen ſein Thun beſchönigend; ja, er ſucht wohl gar durch philoſophiſche Sophismen zu beweiſen, es ſey vollkommen recht, die außereuropäiſchen Völker ſo zu behandeln, ſie ihrer Freiheit, ihres Landes und übrigen Güter zu berauben; und es ſey abſcheuliche Barbarei, wenn dieſe unglücklichen Völker es wagen, gegen die europäiſchen Eindringlinge die Hand aufzuheben. Finden wir nun auch an den Indiern einen Roſt des Alterthums, ſo wird uns dies nicht hindern dürfen, auch das Gute in ihnen zu erkennen und zu achten; glauben wir Einrichtungen derſelben tadeln zu müſſen, ſo folgt daraus nicht die Verwerflichkeit des Volkes überhaupt; welches Volk könnte ſonſt als ehrenwerth beſtehen? Ferner muß die alte, vortrefflich gebildete Sprache der Indier, deren genaue Verwandtſchaft mit den berühmteſten Sprachen der Welt, der griechiſchen, der lateiniſchen und der germaniſchen, täglich deutlicher und umfaſſender dargelegt wird, nothwendig das Intereſſe aller derjenigen in Anſpruch nehmen, welche mit Unterſuchungen über den Bau und die Entwickelung jener Sprachen ſich beſchäftigen. Scheint dies dennoch nicht überall zu geſchehen, ſo iſt ſolches wohl daraus zu erklären, daß die Sanſkritſprache noch zu wenig bekannt iſt und die Mühe, ſie zu lernen, gemieden wird.

Wiewohl nun manche Männer in Deutſchland, und zwar auch ſolche, welchen die griechiſchen und römiſchen Muſen nicht fremd ſind, das Studium der indiſchen Sprache und Literatur für anziehend und für nützlich halten, ſo gibt es doch auch heftige Gegner jener Studien unter uns, welche das Durchforſchen und Bekanntmachen indiſcher Schriften für unnütz und thöricht, und ſelbſt für ſchädlich und verderblich erklären. Freunde der griechiſchen Literatur klagen: es ſey doch traurig, daß geſcheidte Männer darauf verfielen, einem ſo gar keine Ausbeute gewährenden Studium ſelbſt obzuliegen und es auch noch Anderen anzu-

preiſen; es ſey zu bedauern, daß eine freigebige Regierung für ſo leere Dinge, wie die indiſchen Bücher, ſo vieles Geld wegwerfe. In der „Antiſymbolik" ſpricht Voß öfter von indiſcher Mythologie und Literatur, aber ſo, daß dieſe im gehäſſigſten Lichte erſcheinen. Er malt die indiſchen Götter wie ſchändliche, in Qualm und Stank tölpelnde Scheuſale; er bezeichnet die indiſchen Lehren und Bücher als Beförderer pfäffiſcher Spitzbübereien und Schurkereien, und die Bekanntmacher derſelben als Verbreiter der Barbarei, des Jeſuitismus, der unnatürlichen Laſter. Wer für indiſche Literatur ſich intereſſirt, den nennt er einen Indomanen; Schlegeln wünſcht er: „zu ſeiner indiſchen Buchdruckerei noch mehrere des barbariſchen Morgenlandes." Wozu dieſen Wunſch? Damit der Indomane in der Fülle der Barbarei endlich erſticken möge? Doch Ganeſa wird ja ſeinen Jünger zu ſchützen wiſſen. Wenn Jemand das Gebiet der Wiſſenſchaft zu erweitern ſucht, und ohne dadurch das Beſtreben in einem andern Fache zu kränken oder zu beeinträchtigen, ſo ſcheint dies kein Verbrechen zu ſeyn, welches mit Hohn und Spott aufgenommen zu werden verdiente. Aber nicht die Indier allein verdammt Voß; die Morgenländer überhaupt erklärt er für herzlos, pfäffiſch, bäuriſch, viehiſch; keine Spur von Edlerem regt ſich bei ihnen; was an den Griechen Schlechtes war, das haben nur die verruchten Morgenländer ihnen angethan. Nur bei Griechen gibt es Gutes und Schönes; die Andern dürfen ſelbſt auf Toleranz nicht Anſpruch machen. Voß eifert, und gewiß mit Recht, gegen päpſtliche Intoleranz und empfiehlt das Proteſtiren; nur merkt er nicht, daß er ſelbſt der ärgſte Papſt der Gräkomanie geworden. Die Orientaliſten laufen Gefahr, durch ſeine Inquiſition bis auf den geiſtigen Scheiterhaufen zu gelangen, für alle die Pfäfferei, und Ketzerei, und Sodomiterei, welche die Orientalen den edeln Griechen eingeflößt haben, und welche nun noch aus den Büchern jener peſtilentialiſchen Länder hervorgeholt werden; nur die mögen Gnade finden, welche ihr orientaliſches Wiſſen blos dazu gebrauchen wollen, den Orient zu ſchildern als den ſchwarzen Urpfuhl jeder Abſcheulichkeit. Was über Griechenland hinausliegt, das iſt vom Uebel; alte ägyptiſche Schriften erklären zu wollen, iſt elend; gar nach Indien ſich zu verlieren, bedauernswerth; Zoega wird angerufen, um zu bezeugen, wie thöricht es ſey, in ſo dunkle Sachen, wie das indiſche Alterthum, ſich einzulaſſen.

Unbefangene werden dies nicht mißverſtehen und nicht glauben, daß Referent die lobenswerthen Beſtrebungen Voß's in der „Antiſymbolik" verkenne. Nicht genug zu billigen iſt ſein zürnender Eifer für gründliche Gelehrſamkeit und ein unbefangenes, genaues Studium der alten Schriftſteller, welches aus ihren Wor-

ten nicht mehr herausdeutet als ſie hineinlegten; ſein Widerwille gegen das Zuſammenwerfen alter und neuer, ferner und naher Einzelnheiten, um daraus umfaſſende, phantaſiereiche Syſteme und kühne Combinationen zuſammenzukitten, deren Grund der vorſichtige Forſcher nicht einſehen, deren Glaubwürdigkeit er nicht faſſen kann. Nicht nur auf das Feld der claſſiſchen Literatur und Mythologie werden ſolche Phantome ausgeſendet; auch die Orientaliſten werden von dieſen Unweſen heimgeſucht, und um ſo leichter, als der Orient ſo viele und mannichfaltige Gegenden umfaßt, aus denen allen zur Nahrung der Phantome etwas geſchöpft werden kann. Wer dieſen ſeinen Beifall verſagt, wird leicht Pedant geſcholten und beſchränkt und ſchwerfällig; indeß kann er ſich dies ſchon gefallen laſſen, im Bewußtſeyn, daß er der Wahrheit treu zu bleiben ſucht. Ebenſo ſehr iſt Voß's Eifer gegen die Verdüſterung der Geiſter zu ehren, und gegen die Beſchönigung des Laſters durch den Schein des Heiligen, mag ſie nun in alten oder in neuen Zeiten verſucht worden ſeyn. Auch den Griechen darf alle Ehre, welche ſie verdienen, ungekürzt bleiben, ohne daß man deshalb gegen andre Völker einſeitig und ungerecht werde. Nur dies mag behauptet werden, daß nicht alle indiſche Lehren und Bücher ſo abſcheulich ſeyen, wie Voß ſie darſtellt, daß das indiſche Volk nicht ſo verworfen ſey, wie man aus ſeinen Ausdrücken ſchließen muß, daß der Orient überhaupt nicht ſo leer an Edlerem ſey, wie er es vorgibt, und daß man einiges Intereſſe für ihn hegen kann, ohne deswegen ein Jeſuit zu ſeyn.

Zuvörderſt iſt zu bemerken, daß Voß, da wo er von indiſcher Mythologie ſpricht, die von ihm ſelbſt für mythologiſche Forſchungen aufgeſtellten Grundſätze gar nicht befolgt. Er macht keinen Unterſchied zwiſchen Altem und Neuem, nicht zwiſchen dem, was in den Büchern der Indier wirklich ſteht und zwiſchen dem, was nach der Angabe Anderer darin ſtehen ſoll. Was vor einigen Jahrzehnten ein engliſcher Oberſt, der kein Wort Sanſkrit verſtand, über einen Theil der indiſchen Sagengeſchichte zuſammenſchrieb, oder was heutiges Tages ein ärgererfüllter Miſſionarius aus Indien berichtet, das gebraucht er als die Quellen der indiſchen Mythologie. Aus den indiſchen Büchern ſelbſt entlehnt er nichts; die wirklichen Quellen erwähnt er nie, mag es nun ſeyn, daß er ſie nicht kannte, was ſchwerer zu glauben iſt, oder daß er ſie nicht gebrauchen mochte noch wollte. Und doch, welche Grundſätze gibt er ſelbſt uns für das Studium der Mythologie? Er belehrt uns S. 165 alſo: „Ein tüchtiger Forſcher der Mythologie muß, begeiſtert von nichts als Wahrheitsliebe, vorſichtig und beſonnen den Weg der Geſchichte gehen, von der früheſten Erſcheinung an, durch die allmäligen Fortſchritte und Umbildungen. Soll eines Gottes Urſprung und Bedeu-

tung, soll ein öffentlicher Religionsgebrauch oder ein geheimer Dienst in Mysterien enthüllt werden; die Frage muß seyn: Wann zuerst, und wo, wird des Gottes, des Gebrauchs, des Geheimdienstes erwähnt? Wie waren die Zeitverhältnisse, die Sitten, die Erfahrungen, die Begriffe von Welt und göttlicher Natur? Hatte das Wort der alten Sprache den Sinn der späteren? und mögen wir heutigen Europäer bei dem Ausdruck unserer Sprache genau das denken, was der alte Grieche und der spätere gedacht? Verstehen wir den Zeugen recht? Was konnt' er wissen? was wollte, was durft' er mittheilen? War er leichtgläubig und mährchenhaft? bei herrschendem Glauben achtlos? bei geheiligtem behutsam? Ist sein Ernst Schonung? Wink zum Besseren? verhaltener Spott? Half er selbst täuschen in gutmüthiger Absicht, oder zu Gewinn und Herrschaft? War, was er meldet, Glaube der alten Zeit ohne Zusatz? war es ursprünglicher Gebrauch, oder ins Alterthum hinaufgefabelte Neuerung? So muß sich der Redliche hindurchzweifeln, durch verjährten Wahnglauben und erneuerten Priesterbetrug, zur Wahrheit. Ein mühseliger Gang auf stolpriger Bahn, wo auch die gespannteste Wachsamkeit gegen täuschenden Schein, gegen fremdes und eignes Vorurtheil, gegen Selbstliebe, gegen Gunst oder Abgunst, gegen Vertrauen oder Mißtrauen, kaum vor Fehltritten und Verirrungen bewahrt!" Vollkommen richtig sind diese Grundsätze, und mit jedem Puncte derselben muß man einverstanden seyn. Nur werden sie ohne Zweifel eben sowohl für die indische Mythologie angewendet werden müssen, wie für die griechische. Voß behauptet, der alte griechische Dionysos sey nicht in grauer Vorzeit als Siwa aus Indien nach Griechenland gewandert, wie Creuzer es glaubt. Hier wäre es nun doch wohl jenen Grundsätzen gemäß, und überhaupt das Natürlichste gewesen, zu zeigen, daß der alte griechische Dionysos sehr verschieden war von dem alten indischen Siwa. Aber welchen Siwa vergleicht Voß mit dem Dionysos? Den Siwa des Colonel Polier vom Jahre 1775 und den Siwa des Missionarius Ward vom Jahre 1810. Woher haben diese Leute ihre Schilderungen genommen? und auf welches Zeitalter beziehen sich die Schilderungen? und welche Glaubwürdigkeit verdienen sie? Dieser Fragen wird nicht gedacht. Gesetzt nun, der Gegner sey ebenso verfahren, so berechtigte solches nur dazu, seine Unvorsichtigkeit auch in diesem Puncte zu rügen und das bessere Verfahren zu beobachten. Wenn Jemand Polier's Buch zur Darstellung der indischen Lehren gebraucht, so ist dies gerade so, wie wenn Einer jetzt über die griechische Götterlehre Urtheile fällen wollte, dabei aber weder auf Homer, noch auf Hesiodus, noch auf Aeschylus, noch auf sonst irgend einen alten griechischen Schriftsteller irgend einige Rücksicht nähme, sondern seine Sätze nur entlehnte aus einem Buche, welches zur Zeit

des Kaiſer Julian ein chriſtlicher Hauptmann gemacht hätte, dadurch, daß er ſich einen heidniſchen Kriegskameraden holen ließ, dieſen nun befragte, was denn die alten Griechen von den Göttern gelehrt hätten, und dann die erhaltenen Antworten getreulich aufſchrieb. Wahrſcheinlich würde ein ſo entſtandenes Buch ein ſonderbares Gemiſch über die griechiſche Götterwelt enthalten haben, das zur Darſtellung und Beurtheilung des griechiſchen Alterthums nicht ſonderlich geeignet geweſen ſeyn möchte. Eben ein ſolches Gemiſch darf man auch erwarten in dem Buche, welches dem Oberſt Polier der indiſche Krieger Ramatſchandra dictirte, und welches überdies vor ſeiner Erſcheinung in der gedruckten Welt noch mancherlei Schickſale erlitt, die deſſen Glaubwürdigkeit völlig mit Dunkel umhüllen, wie unten näher wird angegeben werden. Aber gibt es denn gar keine unmittelbaren Quellen der Erkenntniß des indiſchen Glaubens von den Göttern und der Erkenntniß des Charakters der alten Inder? Oder iſt uns noch nichts von dieſen Quellen zugänglich?

Die älteſten Bücher der Indier ſind die vier Wedas: der Rigweda, der Jadſchurweda, der Samaweda, der Atharwana. Unterſucht worden ſind ſie von Colebrooke, welcher unter allen der gründlichſte Kenner der Sanſkritſprache iſt und die größte Beleſenheit in allen Theilen der indiſchen Literatur beſitzt, und der zugleich glücklicherweiſe ein ſo nüchterner und kaltblütiger Forſcher iſt, daß auf ſeine Ausſagen volles Vertrauen geſetzt werden darf, indem von einem Enthuſiasmus für indiſche Literatur bei ihm nichts zu beſorgen iſt. Seine Abhandlungen bilden den Kern deſſen, was die „Asiatic researches“ über die alte Literatur der Inder zu Tage gefördert haben, und es iſt nur zu bedauern, daß ſie dort unter ſo vielem unbrauchbaren Schutt, wie z. B. die Abhandlungen von Wilford ſind, gleichſam vergraben liegen; ſie verdienten geſammelt und beſonders herausgegeben zu werden, aber von einem ſachkundigen Manne, der nicht blos Engliſch, ſondern auch Sanſkrit verſteht. Daß nun die Wedas älter ſind als die übrigen indiſchen Bücher, ergibt ſich daraus, daß ihre Sprache ein ſehr eigenthümliches und alterthümliches Sanſkrit iſt, daß Citationen aus ihnen und Beziehungen auf ſie in allen andern Claſſen indiſcher Bücher vorkommen, ſelbſt in den Büchern der abgeſonderten Glaubensparteien, wie z. B. der Dſcheinas, daß eine Menge Commentare vorhanden ſind, welche ihren Text erläutern, daß ihre Lehren anders und alterthümlicher ſind als die der übrigen Bücher. Im Atharwana unterſcheidet Colebrooke einige Stücke, die er für nicht völlig ſo alt wie die übrigen Beſtandtheile der vier Wedas hält. Für die Echtheit und das hohe Alter des Ganzen erklärt er ſich auf das beſtimmteſte. Er ſagt z. B. „Asiatic researches“, Th. 8, S. 484: „In allen dieſen Zwei-

gen der indischen Literatur habe ich, indem ich die Werke mannichfaltiger Verfasser durchlas oder zu Rathe zog, immerwährende Beziehungen auf die Wedas gefunden, und ich habe häufig die Citate verificirt. Aus diesem Grunde behaupte ich, daß der Text der heiligen Bücher der Indier echt sey, so wie er gegenwärtig vorhanden ist. Wiewohl die Stellen, welche ich auf solche Weise verificirt habe, wenn wir sie mit dem großen Umfange der Wedas vergleichen, als wenig erscheinen, so habe ich doch hinreichende Gründe zu schließen, daß keine noch so große Geschicklichkeit in den verderblichen Künsten der Erdichtung und Verfälschung im Stande gewesen seyn würde ein so schwieriges Unternehmen auszuführen, wie die Verfertigung weitläufiger Bücher, welche übereinstimmten mit den außerordentlich zahlreichen Citationen, welche durch Tausende von Bänden durchgehen, die über verschiedene Gegenstände in jedem Zweige der Literatur geschrieben werden und unter den mannichfaltigen indischen Nationen in Hindostan und Dekan zerstreut sind." Die weitern Gründe für diese Behauptung entwickelt Colebrooke ausführlich ebendaselbst S. 480—489. Daß ferner die Wedas eine andre und ältere Mythologie enthalten als die übrigen Bücher, erklärt Colebrooke wiederholt. Er sagt z. B. S. 398: „Jede Zeile in den Wedas ist voll Anspielungen auf Mythologie, aber nicht auf eine Mythologie, welche eingestandenermaßen vergötterte Helden verherrlicht, wie es in den Puranas geschieht, sondern auf eine Mythologie, welche die Elemente und Planeten personificirt, und welche den Himmel und die untere Welt mit verschiedenen Ordnungen von Wesen bevölkert. Ich bemerke zwar an einigen Stellen den Keim der Sagen, welche in den mythologischen Gedichten die gewöhnlichen sind, wie z. B. den Dämon Writra, welchen Indra erschlug, der daher Writrahan, d. i. Writratödter, genannt wird; aber ich bemerke gar nichts, welches übereinstimmte mit den Lieblingssagen der Secten, welche den Linga verehren, oder Sakti, oder den Rama, oder Krischna. Hiervon nehme ich ein paar abgesonderte Stücke aus, deren Echtheit zweifelhaft erscheint, wie gegen das Ende dieses Aufsatzes gezeigt werden wird." Er sagt ferner S. 494, in Beziehung auf diese abgesonderten Stücke im Atharwaweda: „Ich habe in keinem andern Theile der Wedas die geringste Spur von der Verehrung des Rama und des Krischna, als Incarnationen des Wischnu, wie sie jetzt besteht, gefunden. Die wirkliche Lehre der ganzen heiligen Schrift der Indier, d. i. der Wedas, ist die Einheit der Gottheit, in der das Universum enthalten ist; der scheinbare Polytheismus, welchen sie zeigt, stellt uns die Elemente und die Sterne und Planeten als Götter dar. Die drei wichtigsten Aeußerungen der Gottheit, nebst andern personificirten Eigenschaften und Wirksamkeiten, und die meisten der übrigen Götter der indischen Mythologie

werden zwar erwähnt, oder wenigſtens angedeutet in den Wedas; allein die Verehrung vergötterter Helden bildet keinen Theil dieſes Syſtemes, noch werden die Incarnationen der Götter in irgend einem andern Theile des Textes, den ich geſehen, vorgetragen, wenngleich die Commentatoren bisweilen auf ſie hinweiſen." Von dem Unterſchiede zwiſchen dem wirklichen Inhalte der Wedas, und dem, was ſpätere Commentare lehren, führt Colebrooke außerdem Beiſpiele an, z. B. S. 385. Wer da weiß, welche große Rolle Rama und Kriſchna in den übrigen Schriften der Indier ſpielen, wird ſich davon überzeugen, daß ein großer Unterſchied zwiſchen den ſpäteren Büchern und den Wedas ſtatt finde, wenn in dieſen Rama und Kriſchna nicht als Götter erſcheinen. Folglich wird, wer die älteſten Vorſtellungen der Indier von der Gottheit wiſſen und gebrauchen will, dieſe Vorſtellungen aus den Wedas entlehnen müſſen, und aus keinem andern Buche. Von den Wedas aber ſind uns bis jetzt mehrere Bruchſtücke überſetzt und mitgetheilt worden in den Abhandlungen von Colebrooke: „On the religious ceremonies of the Hindus" („As. research." vol. 5, vol. 7) und: „On the Vedas, or sacred writings of the Hindus" („As. research., vol. 8).

Den Wedas zunächſt ſtehen die beiden epiſchen Gedichte Ramajana und Mahabharata, und die übrigen älteſten Puranas. Sie enthalten die weitere Ausführung der ſpäteren mythologiſchen Sagen und der hiſtoriſchen Sagen; in ihnen erſcheinen die großen Helden des indiſchen Alterthums, zum Theil zu Halbgöttern und Göttern geſteigert. Die Vorſtellungen dieſer Werke dürfen nicht mehr identificirt werden mit denen der Wedas. Von dem Ramajana ſind drei Bände Textes mit engliſcher Ueberſetzung erſchienen und außerdem manche einzelne Stücke bekannt gemacht worden, z. B. Wiswamitras Büßungen in Bopp's „Conjugationsſyſtem der Sanſkritſprache", die Herabkunft der Göttin Ganga in Schlegel's „Indiſcher Bibliothek", der Tod des Jadſchnadatta durch Chézy. Aus dem Mahabharata kennen wir gleichfalls manche Stücke, vorzüglich durch Bopp, z. B. den Kampf mit dem Rieſen, die Geſchichte des Königs Nala, jetzt auch die Himmelsreiſe des Ardſchuna. Die philoſophiſche Epiſode Bhagawadgita haben Wilkins und Schlegel überſetzt. Aus dem Brahmapurana hat Chézy überſetzt: Die Einſiedelei des Kandu, aus dem Markandejapurana: Die Geſchichte der Dewi. Das Geſetzbuch des Menu iſt bekannt genug. Es fehlt alſo nicht an unmittelbaren Quellen, aus welchen die indiſchen Vorſtellungen in dieſem zweiten Zeitraume erkannt werden können.

Von den Werken eines jüngeren, dritten Zeitraumes, der an

Literatur außerordentlich reich ist, sind mehrere herausgegeben worden, z. B. die Sakontala, und der Wolkenbote, vom Verfasser der Sakontala, sanskrit und englisch durch Wilson.

Diese Bücher, in welchen die Indier selbst reden, sind es ohne Zweifel, aus denen Darstellungen des Glaubens und des Lebens der alten Indier genommen werden müssen. Voß inzwischen entlehnt aus ihnen nichts von dem, was er über diese Gegenstände anführt; sondern seine Quellen sind die Bücher von Polier und Ward. Wie es mit der Glaubwürdigkeit dieser Bücher beschaffen sey, darüber muß nun einiges gesagt werden.

Der Oberst Polier hatte sich, wie er uns in der Vorrede seines Buches erzählt, ungefähr dreißig Jahre in Indien herumgeschlagen, bald im Dienste der Engländer, bald in dem der indischen Fürsten sich befindend. Gegen 1785 setzte er sich zu Lukno in Bengalen zur Ruhe, und wollte etwas schriftstellern über indische Geschichte. Da bemerkte er mit Erstaunen, daß er nach einem so langen Aufenthalte, während dessen er mehr unter Eingebornen als unter Europäern gelebt hatte, dennoch von der Religion des Landes so wenig oder gar nichts Zuverlässiges wisse. Die Ursachen hiervon gibt er sehr richtig an, und sie treffen auch jetzt noch die Berichte mancher europäischer Reisenden über Indien. Er sagt unter andern: „Rien n'est cependant aussi commun que cette ignorance; parcequ'en arrivant dans l'Inde, on y apporte les idées prises sur les rélations des voyageurs, qui à quelques exceptions près méritent peu de foi; par la raison, que n'ayant eu la plûpart ni le tems ni la volonté de faire une étude approfondie de ce système, le peu, qu'ils en ont saisi, est tellement embrouillé et mêlé de vrai et de faux, qu'on ne peut en trouver le fil.“ Ich führe diese Worte an, um zu bemerken, daß nicht die Berichte jedes in Indien gewesenen, der uns nach der Heimkunft jenes große Land in allen Beziehungen schildern zu müssen meint, für unfehlbare Wahrheiten gehalten werden dürfen; diese Berichte enthalten häufig sehr oberflächliche, mangelhafte und einseitige Angaben. Eine Lady, welche eine kleine Veränderung zu haben wünscht, reiset auf ein Paar Monate nach Calcutta, kehrt heim, und beschreibt nun alles mögliche aus allen möglichen Gegenden Indiens, von welchem allen sie nichts gesehen hat, und ohne ein Wort von indischen Sprachen, nicht einmal von den neueren, geschweige denn von den alten, zu verstehen. Ein englischer Indigopflanzer zieht und erntet einige Jahre in Bengalen seinen Indigo, kehrt nach England zurück und folgt dem Beispiele jener Lady, ohne besser mit Kenntnissen ausgerüstet zu seyn, als sie. Am wenigsten kann man die-

ſen Leuten in dem trauen, was ſie über Mythologie und Literatur von ſich geben, weil ihnen faſt durchgängig alle Sprachkenntniß fehlt. Indien enthält eine Menge ſehr verſchiedenartiger Völker, Sprachen und Sittenſyſteme, die niemand kennen lernen kann, der ſich auf einem Fleck oder in einer Provinz herumtreibt. Daher ſagt das „Edinburgh review“ bei Beurtheilung der Reiſe des Hrn. Heude nicht mit Unrecht: vielen der engliſchen Reiſenden, die, kaum vom Wagen geſtiegen, ihre Schreibereien zum Drucker ſenden, könne der wohlmeinende Freund keinen größeren Dienſt erweiſen, als wenn er gleich bei der erſten zärtlichen Umarmung ihnen in die Taſche griffe, ihr Manuſcript herauszöge und es ins Feuer würfe, damit doch des unnützen Reiſegeſchwätzes etwas weniger würde. Die Reiſenden ſind viel zu ſehr geneigt, von einem einzelnen Orte auf das Ganze zu ſchließen. Sie ſollten ſagen: in Calcutta thut man dieſes; aber nicht: in Indien thut man dieſes.

Bei Polier war an Kenntniß des Sanſkrit nicht zu denken; ſelbſt von den neueren Sprachen Indiens verſtand er nur das ſogenannte Moors, welches jetzt bei den Engländern gewöhnlich Hindoſtani heißt, und ein mit mongoliſchen und perſiſchen Worten vermiſchter indiſcher Dialekt iſt. Sonderbar genug nennt der Oberſt dieſe allerdings weitverbreitete Sprache ſchlechthin: la langue vulgaire de l'Inde; er bedachte alſo nicht, daß außer dem Moors noch dreißig andere Vulgärſprachen in den verſchiedenen Provinzen Indiens gegenwärtig geredet werden, oder er wußte dieſes auch nicht einmal. Mit eben dem Rechte hätte er das Engliſche la langue vulgaire de l'Europe nennen können. Damit er nun doch im Stande ſeyn möchte über indiſche Religion etwas zu ſchreiben, rief Polier einen Indier zu ſich, fragte ihn aus und ſchrieb auf, was er antwortete. Dieſer Indier, Namens Ramtſchuud, oder nach der richtigen Sanſkritform des Wortes, Ramatſchandra, war kein Brahmane, ſondern ein Kſchatrija oder Krieger (bei Polier iſt das Wort in Kaettris corrumpirt); er war ferner von der abgeſonderten Glaubenspartei der Sikhs. Er erzählte nun dem Polier allerlei, aber aus den Wedas nichts, die er vielleicht gar nicht ſtudirt hatte, ſondern aus dem Inhalte einiger Puranas; aus welchen Büchern er aber dieſes eigentlich genommen, ob aus den Originalen in der Sanſkritſprache, oder aus Ueberſetzungen und Bearbeitungen in den neuern Sprachen Indiens, darüber ſagt uns Polier nichts. Da alle die von Polier mitgetheilten Namen ſo außerordentlich corrumpirt ſind und von den Sanſkritformen der Namen ſo ſehr abweichen, daß man oft Mühe hat, ſie wieder zu erkennen, ſo läßt ſich daraus faſt ſchließen, Ramtſchund habe in den neuern Sprachen abgefaßte

Bearbeitungen gebraucht, welche die Originale vielfältig umändern. Vergleicht man z. B. die perſiſche Ueberſetzung des Mahabharata mit dem Originale, ſo glaubt man oft zwei ganz verſchiedene Geſchichten zu leſen. Wahrſcheinlich wußte Polier ſelbſt nicht, woher Ramtſchund eigentlich das habe, was er ihm erzählte. Inzwiſchen dieſem ſey wie ihm wolle, Polier ſagt uns ferner gar nicht, auf welche Weiſe ſein franzöſiſcher Text zu Stande gekommen ſey, ob Ramtſchund franzöſiſch dictirt habe, welches nicht wahrſcheinlich iſt, oder ob Polier die franzöſiſche Ueberſetzung während des Dictirens extemporirt habe, oder ob er das anfangs in der Moorsſprache Niedergeſchriebene ſpäter ins Franzöſiſche übertragen habe, hierüber erfahren wir nichts.

Im Jahre 1788 nahm nun Polier ſeine Manuſcripte mit nach Europa, ließ ſich in der Schweiz nieder, und übertrug die Bekanntmachung derſelben ſeiner Couſine, Madame de Polier Chanoineſſe du Heiliggraben. Der Kopf dieſer Dame war erfüllt mit dem Gedanken, daß bei den aſiatiſchen, insbeſondere den indiſchen Völkern zu ſuchen ſeyen les opinions fondamentales primitives, des quelles dérivèrent en suite dans les divèrs âges du monde tous les systèmes et toutes les sciences comprises sous le nom de philosophie; aber zur verſtändigen Unterſuchung und Prüfung eines ſolchen Gedankens fehlten ihr die Erforderniſſe. Aus Polier's Papieren lieferte ſie einen Extract, mit Speculationen von ihr ſelbſt bereichert. Sie unterwarf jene Papiere ihrer Redaction, und ſagt über das, was ſie mit den Papieren vorgenommen, z. B. Folgendes: „Je commençais à debrouiller et polir ces materiaux précieux, entassés sans choix, sans ordre, ni liaison"; und ferner Polier's „Mythologie des Indous"; préface, pag. XLIII: „Il fallait les polir, les dégager d'accessoires, qui les offusquaient, leur donner une liaison, qui leur manquait, placer les fables éparses dans l'ordre, qu'elles ont en effet dans le système, dont elles font partie, et leur conserver cependant leur intégrité et leur originalité." Lauter allgemeine Ausdrücke, welche es zweifelhaft laſſen, wie viel in dem Buche unmittelbar von Polier, und wie viel von Mad. la Chanoineſſe ſtammt. Hätte ſie nur den franzöſiſchen Styl und die franzöſiſche Orthographie etwas corrigirt; denn alle Seiten des dicken Buches wimmeln von Schnitzern in dieſer Hinſicht; weder der Hr. Oberſt noch Mad. la Chanoineſſe konnten franzöſiſch ſchreiben. Wie geringe aber die Kenntniſſe der Dame von Gegenſtänden der orientaliſchen Literatur waren, zeigt ſich z. B. S. XLIX, wo ſie bewundert: les excellentes et lumineuses notes, dont Mr. Langlès, célèbre par ses profondes con-

noissances dans les langues orientales, a enrichi la traduction française des mémoires asiatiques; wer Langlès des connoissances profondes dans les langues orientales zuſprechen kann, bezeichnet dadurch das Maß ſeiner eigenen Kenntniſſe deutlich. Ein Werk der Chanoineſſe ſcheint es, nach S. XLIV, auch zu ſeyn, daß das Buch die artige Einkleidung in eine Converſation, ungefähr wie zwiſchen ma bonne und mes chères, erhalten hat; man wird in der That ganz überraſcht durch ſo geiſtreiche Intermezzos, wie folgende: „Bon dieu, s'écria Mr. de Polier, cela n'en finit pas!“ und: „En vérité, mon cher docteur, dit Mr. de Polier, en interrompant ici son instructeur, vous avez eu raison de me dire, que les amours de Chrisnen sont un mystère; car, d'honneur, je n'y comprends rien.“ Oder ſollte der Oberſt ſelbſt dergleichen protocollariſch mit verzeichnet haben?

Wie wenig treffend und gründlich erklärend übrigens die verzeichneten Antworten des Docteur häufig ſind, zeigt z. B. Th. I, S. 541, wo gefragt wird, was der von ſterbenden Kriegern ausgeſtoßene Schrei: Jeye! (ſprich: Dſcheje!) bedeute, und es dann heißt: „Il marque, répondit le docteur, qu'en recevant la mort de la main de l'incarnation, ils lui rendaient hommage; car les Deiotas font rétentir le même cri à l'honneur de Bhagavat et de la divinité.“ Ungeachtet mehrerer Zeilen Erklärung weiß man nun doch nicht, was das eine Wort Dſcheje eigentlich bezeichnet. Da alle Sanſkritworte in dem Buche verſtümmelt ſind, ſo iſt es ſchwer zu erkennen, welches Wort mit Dſcheje gemeint ſey. Vielleicht iſt es das Subſtantiv Dſchaja, oder eine Form des Verbi Dſchi, da dann der Sinn wäre: Sieg! oder: ſiege! Die weitläuftige Introduction und das achtzehnte Capitel ſind ganz von der Chanoineſſe, und allem was hierin ſteht, kann man nur ſoviel Autorität beilegen, als man den Einſichten der Dame zugeſtehen zu dürfen glaubt. Was den übrigen Theil des Buches betrifft, ſo bleiben wir im Dunkeln darüber, wie viel von den Ausdrücken dem Oberſten gehöre, und wie viel der Chanoineſſe, wie viel dem Ramtſchund, und wie viel den indiſchen Quellen. Herr und Madame Polier verſichern uns wiederholt, ihr Buch enthalte in Abſicht auf die indiſche Mythologie: le système complet tel qu'il fut dans son origine, tel qu'il a été dans ses variations, tel enfin, qu'il est actuellement. Allein dieſe Behauptung iſt ungegründet: denn von einer Unterſcheidung älterer und neuerer Begriffe, und Nachweiſung ihrer allmäligen Entwickelung, findet ſich in dem Buche keine Spur, und von den älteſten Vorſtellungen kommt überhaupt ſehr wenig oder gar nichts vor. Polier's Intereſſe für dieſe Ge-

genſtände war gewiß rühmlich; allein dies darf uns nicht bewegen dem Buche eine Autorität einzuräumen, die es nach der Art ſeiner Entſtehung nicht haben kann. Es kann allerdings Wahres darin enthalten ſeyn, aber man weiß nicht, wie viel deſſen iſt. Die Namen ſind, wie ſchon erwähnt, alle verſtümmelt, wie ſie in den neueren Mundarten Indiens erſcheinen, oder wie falſches Hören und falſches Schreiben ſie corrumpirten; z. B. anſtatt der richtigen Sanſkritformen: Kriſchna, Mahadewa, Lakſchmana, Apſaras heißt es bei Polier immer: Chrisnen, Mhadaio, Latchemund, Apatcheras. Da noch manche Gelehrte unter uns das Werk von Polier als die wahre Quelle der indiſchen Mythologie gebrauchen, ſo ſchien es nicht unzweckmäßig, hier auf die Beſchaffenheit des Buches etwas ausführlicher aufmerkſam zu machen.

Wir kommen nun zu Ward, welchen Voß in der „Antiſymbolik", S. 122, den „redlichen Selbſtforſcher" nennt. Dieſer war engliſcher Miſſionair in Indien, und predigte daſelbſt, wie ſeine Amtsgenoſſen, ohne großen Erfolg. Voll Verdruß hierüber ſuchte er die engliſche Regierung dahin zu bewegen, daß ſie die Annahme des Chriſtenthums unter den Indiern durch Zwangsmaßregeln bewirken möge. Um dies Verfahren als nothwendig darzuſtellen, ſchilderte er nicht nur die Religion, an welcher das indiſche Volk mit ſolcher Feſtigkeit hänge, als ein Gewebe von Schändlichkeiten, ſondern auch das Volk ſelbſt, welches man bis dahin als ein ſanftes und gutmüthiges beſchrieben hatte, als den Abſchaum der Menſchheit, in welchem nicht nur jedes Beſſere nicht vorhanden, ſondern auch jedes Abſcheuliche feſt eingewurzelt ſey. Dieſe haßerfüllte Stimmung herrſcht in Ward's Schriften: „View of the history, literature and mythology of the Hindoos; with translations from their principal works" (London, 1822), und „Farewell letters to a few friends in Britain and America, on returning to Bengal" (London, 1822). Die hierin gegen die Indier ausgeſtoßenen Beſchuldigungen ſind ſo fürchterlich, wie ſie ſich nur denken laſſen; das Volk wird noch unter die Thiere geſtellt, indem z. B. den Frauen auch das geringſte Gefühl für ihre Kinder abgeſprochen iſt. Bei der engliſchen Regierung, welcher es an unparteiiſcheren Berichten nicht fehlen konnte, ſcheinen Ward's Inſinuationen keinen Eingang gefunden zu haben. Gegen die Schmähungen aber, die er wider das indiſche Volk und deſſen Cultur verbreitete, hat ſich der Miſſionair Dubois erhoben, in der Schrift: „Letters on the state of the christianity in India; in which the conversion of the Hindoos is considered as impracticable. To which is added a vindication of the Hindoos male and

female, in answer to a severe attack made upon both by the reverend * * * * (London, 1823). Dubois war zwei und dreißig Jahre lang katholiſcher Miſſionair in Indien, und lebte fortwährend im unmittelbarſten Umgange mit den Eingebornen, um dadurch ihr Zutrauen zu gewinnen, wie auch ſein früheres ausführliches Werk zeigt: „Description of the character, manners and customs of the people of India“ (London, 1818). Seine angeſtrengteſten Bemühungen für die Ausbreitung des Evangeliums waren ſo vergeblich, wie die der übrigen Miſſionaire. Die Urſachen der Anhänglichkeit des indiſchen Volkes an ſeine Religion, und das oft ſo verkehrte Benehmen der europäiſchen Prediger gegen ſie, ſchildert er nun in jener Schrift, und zeigt, daß das Volk einen achtungswerthen Charakter beſitze, und daß ſeine Cultur nichts weniger als eine blos bäueriſche ſey. Er deckt die ungeheueren Uebertreibungen in Ward's Schilderungen auf, deſſen Unwahrheit in der That im übelſten Lichte erſcheint; entſtanden mag dieſe ſeyn aus einem urſprünglich guten Eifer, der durch getäuſchte Erwartungen in einen bitteren Aerger ſich verwandelte. Dubois ſagt über die Veranlaſſung ſolcher Verleumdungen von Seiten der Miſſionaire z. B. Folgendes, S. 148: „Unglücklicherweiſe kommen dieſe neuen Verbeſſerer von Europa nach Indien mit ſtarken Vorurtheilen gegen die Indier, und mit der ſtolzen Hoffnung, daß ſie im Stande ſeyn würden, in den religiöſen und bürgerlichen Einrichtungen der Indier Veränderungen und Verbeſſerungen zu bewirken, welche einzuführen auch den angeſtrengteſten Beſtrebungen der wohlmeinendſten Männer noch nie gelungen iſt. Nach ihrer Ankunft im Lande fahren ſie fort mit europäiſchen Augen und europäiſchen Vorurtheilen auf das Volk zu ſchauen, und dem gemäß zu handeln. Aber wenn ſie ſich nun getäuſcht finden in allen ihren Verſuchen, in Anſehung der Religion oder in andern Dingen einen Eindruck auf ſie zu machen, dann rächen ſie ſich in ihrem furchtbaren Eifer, oder vielmehr in ihrer Verzweiflung dadurch, daß ſie jede Art der Verleumdung und der Schmähung nicht nur auf die Religion des Volkes häufen, ſondern auch auf alle Einrichtungen deſſelben, ſowohl öffentliche als häusliche, heilige und weltliche. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich es mit einer Art von Indignation geſehen habe, wie ſeit kurzem jenes friedfertige und folgſame Volk gleichſam zur Zielſcheibe gemacht worden iſt, um alle Pfeile der Anſchwärzung und des Uebelwollens wider daſſelbe zu ſchleudern und es durch die häßlichſten Mittel herabzuwürdigen.“

Ward hatte z. B. von den indiſchen Frauen geſagt: „Jede Mutter in dem Stamme der Radſchaputen (die zum Krieger-

stande gehören) tödtet ihr weibliches Kind, sobald es geboren ist." Dubois setzt auseinander, wie unwahr diese schreckliche Behauptung sey, und sagt unter andern: „Jener gehässige Satz ist eine der empörendsten Verleumdungen, welche in des Verfassers Briefe enthalten sind. Es gibt eine große Anzahl verheiratheter Radschaputen in jedem Bataillon der eingebornen Armee. Ich rufe an alle brittische Officiere jedes Bataillons, welche in den drei Präsidentschaften dienen, und fordere sie auf, auch nur ein einziges Beispiel jenes schrecklichen Gebrauches anzuführen." Ward hatte sich inzwischen mit jenem nicht begnügt, sondern zur lebhafteren Ausmalung der Sache noch hinzugesetzt: „Welches muß der Zustand des weiblichen Gemüthes seyn, wenn Millionen gefunden werden, welche die Kinder ihres Bundes in das Meer werfen?" Die Absurdität dieser eben so tollkühnen als gräulichen Beschuldigung machte Dubois so sehr bemerklich, daß Ward, von der Widerlegung seines Amtsgenossen sich getroffen fühlend, dazu schritt, einen Druckfehler als Entschuldigung vorzutragen. Er erklärte im „Asiatic journal", durch ein unglückliches Versehen des Setzers sey das Wort Millionen in jenen Satz gerathen, und es habe heißen sollen: Mütter. Englische Kritiker meinten daher, Ward würde wohl gerne noch mehrere seiner Behauptungen auf die Rechnung des Setzers bringen wollen, wenn es sich oft so leicht machen ließe, wie mit millions und mothers. Dubois hält dafür, Ward könne die Indier nicht nach eigenen Wahrnehmungen geschildert haben, sondern nur nach den Berichten anderer, welche merkten, daß es ihm darum zu thun sey, sie so schwarz als möglich zu schildern, und ihn dem gemäß bedienten; S. 202: „It appears that the Reverend **** has chiefly derived his knowledge of the Hindoos from informers, and to this source, above all, I am willing to attribute the many inaccuracies, exaggerations, and misrepresentations which abound in his writings." Eben so wie Dubois erzählen zwar nicht die unter uns gedruckt erscheinenden Missionsberichte, wohl aber die Berichte unparteiischer Männer, welche nicht Missionaire waren, z. B. Fitzclarence in seiner Reise: „Journal of a route across India" (Lond. 1819) und Crawfurd in seiner „History of the Indian Archipelago" (Edinburgh, 1820) und der dänische Bericht über die Mission in Indien, welcher in Röhr's „Kritischer Predigerbibliothek," Bd. 5, St. 1, S. 152 fg., abgedruckt ist; vergleiche: Dubois's „Briefe über den Zustand des Christenthumes in Indien; übersetzt und mit Nachträgen begleitet von Hoffmann" (Neustadt an der Orla, 1824). Mit den Aussagen des Dubois stimmen überein die Schrift: „Correspondence relative to the prospects of chri-

stianity, and the means of promoting its success in India" (London, 1825), verfaßt vom Profeſſor Ward, of Harvard College, Cambridge, united states, und dem reverend William Adam, missionary in Calcutta, und dem bekannten Ramohun Roy; ferner Lyal in ſeiner „Beſchreibung von Indien"; Brunet in ſeiner „Reiſe nach Isle de France und Oſtindien," (Paris, 1825); Seely in ſeiner Schrift: „The wonders of Elora," (London, 1824); und viele andere. Deswegen ſcheint Ward nicht der Mann zu ſeyn, den man den „redlichen Selbſtforſcher" nennen könnte, und deſſen Schriften über Indien als ganz zuverläſſige Quellen betrachtet werden müßten, zumal da, was den älteren Zuſtand des Landes betrifft, doch die Bücher der Indier ſelbſt immer die unmittelbarſten und echteſten Quellen bleiben.

Gebraucht nun jemand ſolche Bücher, wie die von Polier und Ward, um daraus den Zuſtand des alten Indiens zu ſchildern, ſo wird dieſem, dünkt uns, das widerfahren, was uns Voß in der „Antiſymbolik", S. 167, beſchreibt, indem er ſagt: „Wer ausgeht von ſpäteren Angaben, von befangenen Zeugniſſen, von allerlei Bildwerken der Prieſterſatzung und der üppigen Kunſt, von pfäffiſchen Umdeutungen und grammatiſchen Faſeleien, um hin und her, vom Einheimiſchen zum Fremden, vom Neueſten zum Aelteſten, und wieder zurück, ſpazierend, durch erwitzelte Möglichkeiten und Aehnlichkeiten und etymologiſche Seltſamkeiten, bis zum höchſten Urſprung des Geſchichtlichen, ja zum vorgeſchichtlichen Spring des Urſprunges, ſich hinaufzutaſten: der kann des gelehrten Scheins und Dunſtes genug zur Ausbeute finden, nie Wahrheit. Vollends ein Unwahrhaftiger, der, im Dienſte der Pfäfferei, ſein Ziel, wo er anlangen will, ſich ſelbſt geſteckt hat, und keine der Schleichkrümmungen verfehlt."

Zu erwähnen ſind nun zuerſt Voß's Aeußerungen über indiſche Mythologie und Literatur, und hernach die über den Orient überhaupt. Voß ſagt: der griechiſche Dionyſos iſt nicht der indiſche Siwa. Ueber dieſen Punct ſind nicht viele Worte zu verlieren, und die des indiſchen Alterthumes etwas mehr Kundigen werden gerne dem beipflichten, daß bis jetzt die Identität jener beiden mythologiſchen Weſen keineswegs erwieſen worden, und wenn wir nach unſerer gegenwärtigen Kenntniß des indiſchen Alterthumes ſchließen, auch wenig Ausſicht dazu vorhanden ſey, daß die Sache je werde bewieſen werden, indem eine ſolche Identität nicht ſtatt finde *). Ueberhaupt halte ich das

*) Wie die Sage von dem Zuge des Bacchus nach Indien hin zur Zeit Alexanders entſtanden, hat Schlegel im zweiten Bande der „Indiſchen Bibliothek," S. 299, einleuchtend entwickelt.

Vergleichen und das Vermengen der indischen Mythologie mit der griechischen für unnöthig und für schädlich. Für unnöthig deswegen, weil das indische Alterthum ganz abgesondert betrachtet, gerade in seiner Originalität und Eigenthümlichkeit, schon Interesse genug erweckt, und es also gar nicht nöthig ist, ihm erst dadurch ein Interesse verleihen zu wollen, daß man es in einen Zusammenhang mit dem griechischen Alterthume zu bringen sucht. Für schädlich deswegen, weil wir eine reine und genaue Darstellung der alten indischen Lehren von den Göttern noch gar nicht haben, und nie eine solche Darstellung zu Stande kommen wird, wenn man sich an das Werk macht, während man den Kopf angefüllt hat mit Ideen von aufgefundenen und aufzufindenden Aehnlichkeiten mit Zeus, Here, Ares, Apollo, Olympos, Musen und dem ähnlichen. Wenn wir eine unmittelbar aus den Quellen geschöpfte, in Perioden abgetheilte, ohne Sucht nach philosophischen Systemen entworfene, ganz unbefangene und objective Schilderung der indischen Mythologie erhalten, in welcher kein einziger griechischer, noch römischer, noch ägyptischer Name vorkommt, dann werden wir am ehesten zu richtigen Ansichten, Urtheilen und Folgerungen, die indische Mythologie und Literatur betreffend, gelangen. Nichts kann verkehrter seyn als das Verfahren, welches man bis jetzt in dieser Sache häufig befolgt hat. Ehe der Leser noch irgend etwas davon weiß, welches Wesen Kârttikêja bei den Indiern sey, wann und wo es vorkomme, was es thue, welche seine Attribute seyen, was sein Name bedeute, fängt man damit an, dem Leser zu sagen: Kârttikêja ist Mars. Dadurch wird dem Leser nun gleich eine bestimmte Vorstellung aufgedrungen, welche dieser sich natürlich nicht aus den indischen Quellen, sondern nur aus den ihm bekannten griechischen und römischen, welche vom Mars erzählen, zusammensetzen kann, und der ganze Standpunct der Untersuchung ist damit verrückt.

Eine zweite Meinung Voß's ist, daß die Indier Religionssagen und literarische Cultur von den Griechen angenommen; er bestreitet also nicht nur Creuzer's Ansicht, sondern stellt auch eine gerade entgegensetzte auf. Dieser Punct ist schon zweifelhafter, als der zuerst erwähnte. Wir lesen in der „Antisymbolik," S. 94, Folgendes: „Aus dem baktrischen Reiche, welches an beiden Ufern des Indos hinab sich dehnte, empfingen die Indier dionysische Kunsterzeugnisse und bacchische Religionssagen, wie die Aegypter von den milesischen Ansiedlern. Sie hatten im Indischen den Homer, wenigstens einzelne Erzählungen, wie die Araber. Am Hydaspes hatte schon Alexander ein Dionysosfest mit einem Satyrspiele gefeiert. Schwerlich blieben die schaulustigen Griechen in

ihrer behaglichen Anſiedelung ohne Drama; und indohelleniſchen Meiſtern verdankt die Sakontala, was ſie von claſſiſcher Bildung hat. Alexanders thebiſch-phrygiſcher Dionyſos iſt noch Volksſage der Tamuler: Ein Recke mit Stierhörnern habe mit Fleiſch und Wein ſich genährt, und gegen die Götter (Indiens) Krieg geführt; der ſey aus der Stadt Niſadabura, ohnweit dem Berge Meru. Bayer ſagt: „von den Griechen lernten die Indier Zahlenlehre, Mathematik und andere Künſte und Wiſſenſchaften. Und Wilford meldet: ein berühmter Aſtronom, der kurz vor Muhamed gelebt, hieß Yawanacharya, der griechiſche Gelehrte.“ Unter den hier von Voß zur Begründung ſeiner Behauptung angeführten Umſtänden ſind einige noch nicht hinlänglich erwieſen, andere aber thun blos die Möglichkeit dar, daß einiges in der religiöſen und literariſchen Bildung von den Griechen zu den Indiern hätte übergehen können. Von der Möglichkeit zur Wirklichkeit iſt aber noch immer ein großer Schritt übrig, und von vielen Möglichkeiten ſind überall nur wenige zu Wirklichkeiten geworden. Daß das baktriſche Reich in der nächſten Berührung mit Indien geweſen, daß Alexander griechiſche Spiele in Indien gefeiert, wird niemand leugnen; aber daraus allein folgt doch noch nicht, daß die Indier von den Griechen Religion und Literatur nothwendig hätten annehmen müſſen. Auch die Perſer ſtanden damals in unmittelbarem Verkehre mit den Griechen; aber in ihren auf uns gekommenen Büchern und Religionslehren, im Zendaveſta, der unter den Saſſaniden galt, findet ſich ſchwerlich Griechiſches. Die Römer waren in Deutſchland feſt angeſiedelt; aber Wodan, Thor und Freya dürfen wir darum doch wohl nicht für von den Römern entlehnt halten. So lange nicht deutliche Anzeigen eines ſolchen, nicht blos möglichen, ſondern wirklich ſtattgefundenen Ueberganges angegeben werden, iſt man nicht genöthigt den Uebergang anzunehmen; denn auch aus ſich ſelbſt können Völker ſich heraufbilden. Auch die Chineſen haben viele Schauſpiele; haben denn dieſe ſie auch nur von den Griechen empfangen? Konnte kein Volk des Alterthumes etwas Gebildetes beſitzen, ohne es von den Griechen angenommen zu haben? Der indiſche Geiſt zeigt wohl in ſeiner Literatur und in ſeinen Baudenkmälern ſoviel ſchöpferiſche Kraft, daß man ihm auch den Gedanken eines Schauſpieles zutrauen darf. Die Perſer, welche den Griechen eben ſo nahe ſtanden wie die Griechen, haben von dieſen kein Drama angenommen. Ob die tamuliſche Volksſage wirklich von den Griechen entlehnt ſey, ſcheint noch ſehr zweifelhaft; denn wie oft haben oberflächliche und nach Aehnlichkeiten haſchende Berichterſtatter Dinge für identiſch ausgegeben, die nichts weniger als identiſch ſind. Daß die Indier in

einigen Wissenschaften, wie Arithmetik und Astronomie, von den westlicheren Völkern, besonders von den Griechen und Arabern in späterer Zeit Kenntnisse empfangen haben, scheint viel glaublicher; obgleich dieser Umstand noch nicht ganz ins Klare gebracht worden ist. Allein dieser einzelne Umstand berechtigt noch nicht zu einem ähnlichen Schlusse in Bezug auf die gesammte indische Religion und Literatur. Auch die Araber haben in der Mathematik, in der Medicin und in der Philosophie von den Griechen vieles aufgenommen; nichtsdestoweniger sind ihre Religion, ihre Poesie und ihre Geschichte selbständig und von griechischer Einwirkung freigeblieben. Wilford's Nachrichten sind in so hohem Grade unzuverlässig, daß auch auf seinen Yawanacharya nicht viel gebaut werden kann. Von einer arabischen Uebersetzung des Homer ist mir nichts Sicheres bekannt; auch von einem arabischen Livius ist viel gefabelt worden. Uebrigens scheint es mir im Allgemeinen wohl sehr möglich, daß, seitdem die Griechen in nähere Berührung mit den Indiern gekommen, auch einzelne Einwirkungen dieses Verkehres auf Theile der indischen Literatur statt gefunden; fortgesetzte Forschungen werden diesen Punct genauer bestimmen können. Allein daraus folgt noch nicht, daß nicht schon vorher eine indische Religion und eine indische Literatur vorhanden gewesen, und daß nicht bei weitem der größte Theil der indischen Literatur eine durchaus selbständige, von der griechischen Bildung unabhängige, Schöpfung des indischen Volkes sey. Der Geist, welcher in den wichtigsten Theilen der indischen Literatur herrscht, erscheint so verschieden von dem griechischen, daß er allein schon die ursprüngliche Unabhängigkeit der indischen Literatur beurkundet.

Wo Voß der indischen Götter erwähnt, da schildert er sie nur als pöbelhafte Ungeheuer, nach den Fratzen, welche besonders die Missionaire liefern. Da Schlegel gesagt hatte, der Engländer Jones habe das Große und Schöne in den Sagen der Indier gefühlt, und in einem menschlichen und philosophischen Sinne darüber gesprochen, so entgegnet ihm Voß in der „Antisymbolik," S. 136: „Allerdings mit so menschlichem Gefühl als philosophischem Sinne verweilt Jones bei den großen und schönen Meerkatzen, mit deren heroischen Altvordern Pavons Sohn, der hochkinnbackige Hanumat, dann Heiland Rama die sündhaften Tyrannen überwältigte." S. 106 sagt er: „Auch hier (bei dem Missionair Ward), wie bei Polier, folgt auf Wischnu der Stierreiter Schiwa, nicht umgekehrt zum Behufe der verabredeten Symbolik. Und keineswegs dionysisch ist das Aeußere dieses Schiwa. Er hat gewöhnlich die Gestalt eines mit Asche besudelten und im Rausche taumelnden Landstreichers, mit rothentzün-

deten Augenliedern, weil er (was die artige Stiftsdame Polier milder ausdrückt) ſtets betäubende Kräuter ſchmaucht. Blos ein Tigerfell zur Bedeckung und Lager tragend, gleicht er einem andächtigen Bettler, der durch Wuſt und Abtödtung ſich den Himmel verdienen will. Viele der Heiligen, ſagt Ward, leben in immerwährender Betäubung; und ihre Dumpfheit, die vom Schmauchen narkotiſcher Kräuter kommt, nennen ſie den Geiſt heften auf Gott. Schaut doch das würdige Symbol der Symbolik, dieſen rothäugigen Lump Schiwa = Deunyſos, wie er, von des Schmauchpfeifchens myſtiſchem Qualme duſſelig, auch ſeine Andächtigen benebelt;" und S. 131: „aber wie ſein (Creuzer's) indiſcher Heerführer Schiwa = Dewaniſchi, jener vom Bangſchmauchen rothäugige und betäubte Bettelgott, mit der heiligen Schädelſchnur, auf dem Stiere umhertorkelnd, bei Eroberung und Triumph gebährt habe: das in Wort oder Bild darzuſtellen, verſchont er unſere Blödherzigkeit."

Erſcheinen denn wirklich die Götter der Indier nur in ſo pöbelhaften Geſtalten, wie die ſind, welche uns Voß beſchreibt? Dies wollen wir bald ſehen, indem wir einige, nicht aus Ward oder aus Polier, ſondern aus Gedichten der Indier ſelbſt entlehnte Stellen vergleichen, in welchen die Geſtalt indiſcher Götter geſchildert iſt. Eine ſolche Stelle finden wir in der Dichtung Nala, einer Epiſode des Mahabharata. Hier ſoll die Fürſtentochter Damajanti einen Gatten wählen, und zu dieſer Wahl findet ſich eine zahlreiche Verſammlung von Helden und Fürſten ein. Unter ihnen iſt auch der König Nala von Niſchada, welchen Damajanti liebt und zu wählen beabſichtigt. In der Verſammlung erſcheinen aber auch vier Götter, nämlich die vier hohen Welthüter Indra, Agni, Waruna und Jama, welche auch von der Damajanti gewählt zu werden wünſchen. Sie nehmen eine Geſtalt an, welche der des Nala ganz ähnlich iſt, damit Damajanti ſie mit Nala verwechſeln möge. Daher geſchieht es, daß Damajanti, als ſie in die Verſammlung tritt und den Nala ſucht, dieſen nicht erkennen kann. Auch kann ſie die anweſenden vier Götter, von deren Gegenwart ſie gehört hat, nicht erkennen, weil dieſe ihre unterſcheidenden Merkmale abgelegt haben.

Damajanti betrat hierauf dieſe Halle mit holdem Blick,
Zu ſich hinreißend durch den Glanz aller Könige Sinn und Aug',
Auf ihre Glieder hinſenkte der Hochherzigen Blick ſich ſchnell;
Dort, dort gefeſſelt auch blieb er; nicht bewegten die Schauer ihn!
Dann, als die Namen der Herrſcher genannt wurden, o Bharata!
Schaute des Bhima Maid alsbald fünf der Männer, von Anſehn gleich.

Da ſie nun ſolche ſah ſämmtlich nicht unterſcheidbar von Geſtalt,
Konnte Widarbhas Maid zweifelnd, Nala, den Herrn, erkennen nicht;
Auf wen von ihnen ſie ſchaute, der ſchien Nala, der Herrſcher, ihr.
Darauf im Geiſte nachſinnend, dachte bei ſich die Treffliche:
„Wie mag ich kennen die Götter? merken Nala, den Herrſcher wohl?"
Während Widarbhas Mägdlein dies überdenket, voll Traurigkeit,
Sucht ſie die Götterkennzeichen, die geſagt ihr, o Bharata!
„Jene Kennzeichen der Götter, die geſagt von den Alten mir,
Solche gewahr' ich an keinem derer, die hier verſammelt ſind."

Da nun Damajanti ſich nicht zu helfen weiß, ſo wendet ſie ſich endlich flehend an die anweſenden Götter und beſchwört ſie in einer feierlichen Anrede, daß ſie doch aus Rückſicht auf ihre treue Liebe zu dem Nala, welcher auch den Beinamen Punjasloka führt, von ihrem Vorhaben abſtehen möchten, und zugleich ihre unterſcheidenden Merkmale wieder annehmen, damit ſie ſie von dem Nala unterſcheiden könnte. Die vier Götter willfahren dieſer Bitte und zeigen ſich nun mit den göttlichen Kennzeichen. Wir erfahren daher, wodurch die Geſtalt der Götter ſich unterſchieden habe von der Geſtalt der Menſchen.

„Mögen ihre Geſtalt anthun die Welthüter, die großen Herrn,
Alſo daß mir bekannt werde Punjasloka, der Männerfürſt!"
Nachdem nun jene vernommen Damajanti's Geſuch voll Leid,
Die Weisheit, Wahrheit, die Liebe für den Niſchadhafürſten auch,
Des Sinnes Reinheit, die Klugheit, treue Liebe zum Nala wohl:
Gewährten die Götter den Wunſch, nahmen ſofort die Zeichen an.
Da ſah ſie alle die Götter ſchweißlos ſtehend, mit ſtierem Aug',
Mit ſteifen Kränzen, und ſtaublos, und den Boden berührend nicht.
Mit welkem Kranz, allein ſchattend, und mit Staub und mit Schweiß bedeckt,
Stand Niſchadha's Herrſcher alldort, auf dem Boden, und wankend auch.
Den Punjasloka jetzt ſchauend, und die Götter, o Bharata,
Erkohr Bhimas Tochter nach Recht Niſchadha's Herrn, o Panduſohn!
Die großäugige, ſchamhafte griff an ſeines Gewandes Saum,
Schlang um die Schultern ihm darnach einen Kranz von ſehr hoher Pracht;
Alſo erwählte dort jenen ſich zum Gatten die Liebliche.

Es iſt vollkommen klar, daß der Dichter die Geſtalt der vier Götter Indra, Agni, Varna und Jama nur wie eine edle

Menschengestalt dachte. Die Gestalt der Götter unterscheidet sich von der Gestalt der Menschen blos dadurch, daß sie frei ist von jenen Mängeln, welche unter dem indischen Himmel den Leib der Sterblichen vor andern drücken müssen. Sie ist nämlich frei von Schweiß, frei von Staub, und die sie schmückenden Kränze sind steif, das heißt, die Blumen sind noch aufgerichtet und frisch. Ferner unterscheiden sich die Götter durch den stieren, festen Blick, und durch das Schweben über dem Boden. An dem sterblichen Nala gewahrt Damajanti von allem diesen das Gegentheil. Nichts Gemeines, nichts Pöbelhaftes tragen diese Götter an sich.

Eine andere Stelle dieser Art finden wir in dem Gedichte: „Urdschuna's Himmelsreise," gleichfalls einer Episode des Mahabharata, welche Herr Bopp herausgegeben hat. Hier wird eine himmlische Nymphe oder Apsaras, Namens Urwasi, beschrieben, welche der Gott Indra absendete, damit sie die Liebe seines Sohnes, des jungen Helden Urdschuna, fesseln möchte.

Als entlassen der Gandharwe, dessen Auftrag erfüllt war,
Badete sich die Reizvolle, Urdschun's Herz zu gewinnen, froh;
Herrlichen Schmuck sich anlegend, Blumenkränze voll Wohlgeruch,
Denn Urdschuna's Gestalt hatte mit Pfeilen, welche Liebe fand,
Ihr durchbohret das Herz gänzlich, Anangas lenkte ihren Sinn.
Als am Himmel der Mond glänzte, frische Kühlung der Abend bot,
Ließ ihr Gemach die Starkhüft'ge, ging zu Urdschun's Palaste hin.
Ihr langes Haar, bekränzt reichlich mit Blumen, und gelocket schön,
Wogt' auf den Schultern, so ging sie tändelnd dahin, die Strahlende.
Durch des leuchtenden Blicks Anmuth, durch Glanz und holde Lieblichkeit,
Herausfordernd den Mond gleichsam zum Kampf mit des Gesichtes Mond.
Ihre Brüste, wie zwei Blumen frisch entfaltet, in vollem Reiz,
Bewegten sich im Gang schwellend, Knospen tragend vom schönsten Roth.
Bei jedem Schritt gebeugt war sie, ob des schwellenden Busens Last,
Ein Gürtel, bunter Pracht, zierte ihre Mitte gar wonniglich.
Ihre Hüften, wie zwei Hügel, strotzten in runder Fülle sie,
Ananga's weißer Sitz gleichsam, mit leichter Hülle schön geziert,
Jenen himmlischen Hochweisen zur Herzensqual gebildet selbst.
Ein licht Gewand verbarg minder als es zeigte den schönen Reiz.
In einem Augenblick kam sie, schnell wie Gedanke, schnell wie Wind,
Zum Palaste des Sohns Pandu's, ein heiteres Lächeln zierte sie.

In eben diesem Gedichte finden wir den Himmel geschildert,

welchen der Gott Indra bewohnt. Dieſer hatte nämlich einen himmliſchen Wagen, geführt von dem Wagenlenker Matali, zur Erde geſendet, um ſeinen Sohn Ardſchuna von dort abzuholen. Ardſchuna beſteigt den Wagen, ſchwebt mit ihm in die Luft empor, naht den glänzenden Geſtirnen und erblickt die himmliſche Stadt.

Auf den Wagen ſodann ſtieg er, glänzend ſowie des Tages Herr.
Mit dem Zaubergebild fuhr er, dem Sonn'-ähnlichen Wagen nun,
Dem himmliſchen, emporfreudig, der weiſe Sproß aus Kuru's Stamm.
Als er nun dem Bezirk nahte, der unſichtbar den Sterblichen,
Erdewandelnden, ſah Wagen wunderſchön' er zu Tauſenden.
Dort ſcheinet Sonne nicht, Mond nicht, dorten glänzet das Feuer nicht,
Sondern in eigenem Glanz leuchtet allda, durch edler Thaten Kraft,
Was in Sternengeſtalt unten auf der Erde geſehen wird,
Ob großer Ferne gleich Lampen, obwohl es große Körper ſind.
Dieſe ſchaute daſelbſt leuchtend und voll Schönheit des Pandu's Sohn,
An ſeinem eignen Ort jeden, und auch glänzend mit eigenem Glanz.
Allda waren vereint Siddha's, kampferſchlagene Helden auch.
Fürſtliche Weiſen und Büßer waren daſelbſt zu Hunderten;
Tauſende auch von Gandharwen, welche der Sonne gleich an Glanz,
Der Guhjaka's und Hochweiſen, der Apſaraſen Schaaren auch,
Sämmtlich mit eignem Glanz leuchtend; ſie ſehend ſtaunte Ardſchunas,
Den Matalis entzückt fragt er, dieſer gab ihm zur Antwort drauf:
„Vollbringer edler Thaten ſind es, welche da ſtehn an ihrem Ort,
Die in Sternengeſtalt, Edler, du geſehn von der Erde haſt."
Den Airawatas, vierzähnig, dem gipflichten Kailaſas gleich,
Sah er dann an der Thür ſtehn, den hehren Siegs-Elephant,
Der Siddah-Straß' genaht war er, der Edelſte der Pandawa's,
Und freute ſich ſo, wie vormals Mandhatri, jener große Fürſt.
Den Königswelten nun nahte Lotos-ähnlich von Augen er.
Alſo im Himmelsraum wandernd, ſah Ardſchunas von großem Ruhm
Des Götterfürſten Stadt endlich, die Amarawati genannt.

Jene reizende Stadt ſah' er von Siddah's, Tſcharana's bewohnt,
Mit Blumen aller Art prangend und mit Bäumen gezieret ſchön.
Ein ſanftes Wehn umfing Ardſchun von Winden mannichfach daſelbſt,
Die ihm lieblichen Duft brachten der wohlriechendſten Blumen all.
Und Nandanam den Wald ſah er, von ſchönen Nymphen angefüllt,
Und mit Blumen geziert himmliſch, die mit Bäumen vergleichbar ſelbſt.

Wer nicht Buße geübt ſtrenge, nicht dem Feuer gehuldigt fromm,
Und wer dem Kampf' entflohn feige, ſchaut jene Welt der Guten nicht.
Wer dem Opfer, der Entſagung, und den Weda's ein Fremdling blieb,
Und den heiligen Badplätzen, Opfergabe geſpendet nicht,
Wer die Opfer zerſtört ruchlos, kann jenem Raume niemals nahn;
Blutſchänder nicht, und Trinkſücht'ge, und Fleiſcheſſer, die ſchändlichen,
Jenen himmliſchen Wald ſehend, der von himmliſchem Sang erklang,
Trat er nun ein, der Machtvolle, in des Indra's geliebte Stadt.

In dem Gedichte Brahma Purana ſendet der Gott Indra, in einem von Chézy und von Schlegel überſetzten Abſchnitte, die himmliſche Nymphe Pramnotſcha zur Erde, um durch deren Reize den frommen Einſiedler Kandu von ſeinen ſtrengen Bußübungen abzubringen. Damit ſie dieſen Zweck deſto ſicherer erreiche, gibt Indra ihr als Gefährten mit den Liebesgott und den Frühling und den Zephyr. Dieſe machen ſich mit ihr auf den Weg, und der Dichter ſagt dann: „Einige Zeit irrten ſie unter geräumigen Schattengängen umher, die ihnen das ewige Grün der bezauberten Gärten Indra's darzuſtellen ſchienen. Die geſchmückte Erde lächelte ſie an, und bot ihnen Blumen und Früchte dar; melodiſche Geſänge begrüßten ihren Eintritt. Dort verweilte ihr Blick auf einem ſtolzen Mango, hier ſahen ſie Citronenbäume mit goldnen Früchten prangen, oder hohe Palmen ihre Kronen entfalten; Bananen, Granaten und breitblättrige Feigenbäume liehen ihnen wechſelsweiſe Schatten und Kühlung. Geflügelte Schaaren, ſo bunt von Gefieder als mannichfaltig an Stimmen und Geſang, wiegten ſich auf den ſchwankenden Zweigen und ſchmeichelten zugleich dem Auge und dem Ohr. Hier und da ſah man kryſtallklare Bäche und kleine Silberſeen, auf deren ſtiller Fläche ſich die purpurnen und azurnen Blumenkelche des heiligen Lotos erhoben, und blendendweiße Schwäne, anmuthig gepaart, gelinde Furchen zogen; während muntere Waſſervögel, gelockt von dem Schatten und der Kühle, an den Ufern ſich eintauchend und plätſchernd ſpielten. Pramnotſcha wurde nicht müde, dieſes entzückende Schauſpiel zu betrachten; jedoch erinnerte ſie den Zephyr, den Frühling und den Liebesgott an die Abſicht ihrer Reiſe und forderte ſie auf, im Einverſtändniß mit ihr zu handeln und das Gelingen ihres Unternehmens zu fördern. Sie ſelbſt hielt alle Waffen der Schönheit, alle Künſte der Bethörung in Bereitſchaft. „Ach!" rief ſie aus, „ſo werden wir ihn denn ſehen, den unerſchrockenen Lenker von Brahma's Wagen, der ſich rühmt das feurige Roß der Sinne unter dem Joche zu zähmen! O

wie ich für ihn fürchte, daß bei dieser Ueberraschung die Zügel seiner Hand entgleiten werden! Ja wäre er Brahma, Wischnus, selbst der unerbittliche Siwas, sein Herz wird heute erfahren, was die Pfeile der Liebe vermögen." — Mit diesen Worten näherten sie sich der Einsiedelei, wo, durch die Macht des heiligen Klausners, die grimmigsten Raubthiere ihre Wildheit ablegen mußten. Abwärts am Ufer des Flusses gesellte sie ihre bezaubernde Stimme zum Gesange des Kokilas und ließ lobpreisende Hymnen vernehmen. In demselben Augenblicke ergoß der Frühling neue Reize über die ganze Natur; der Kokilas flötete inniger und sehnsuchtsvoller: eine unnennbare Harmonie versenkte die Seele in wollüstiges Schmachten. Der Zephyr, beladen mit allen Wohlgerüchen seiner Heimath, der Malaga-Hügel, fächelte die Lüfte gelinde und besäete die Erde überall mit den duftendsten Blüthen; der Liebesgott, mit seinen brennenden Pfeilen bewaffnet, trat in Kandu's Nähe und verwirrte sein innerstes Gemüth mit unwillkürlichen Regungen. Hingerissen von dem melodischen Gesange, schon von Verlangen trunken und kaum sich seiner selbst bewußt, eilt er der Gegend zu, von woher die Töne kommen: er entdeckt die Schöne und steht in Staunen verloren bei dem Anblick der Reize, welche die Nymphe vor seinen Augen entfaltet. „Wer bist du? welcher Herkunft rühmst du dich, himmlisches Wesen?" ruft er aus: „Du, deren schlanker Wuchs, deren zartgeschwungene Augenbraunen, deren bezauberndes Lächeln mich aller Herrschaft über meine Sinne beraubt? Ich beschwöre dich, sage mir die Wahrheit!" — „Du siehst in mir", erwiederte Pramnocha, „die demüthigste der Dienerinnen, die nur beschäftigt war, diese Blumen zu pflücken. Gebieter! laß mich deine Befehle wissen. Sage, was kann ich thun, um dir gefällig zu seyn?" Bei diesen holdseligen Worten schwand die ganze Standhaftigkeit Kandu's dahin; er ergriff die Hand der jungen Nymphe und führte sie mit sich in seine Waldhütte. Der Liebesgott, der Frühling und der Zephyr sahen nun, daß es ihrer Bemühung nicht mehr bedürfe. Sie erhoben sich zu den ätherischen Regionen und erzählten den hocherfreuten Göttern das Gelingen ihres schlauen Ueberfalls."

Schilderungen dieser Art, welchen man in den indischen Dichtungen überall begegnet, führen doch wirklich in eine bessere Umgebung, als die ist, welche Voß der indischen Götterwelt ausschließlich anzuweisen scheint. Und die Religionsbücher der Indier, enthalten diese nur Gedanken eines von narkotischen Schmauchdämpfen betäubten Geistes? Mich dünkt, es sind viele wahre und schöne Stellen darin. Wir wollen einige Stücke aus den Wedas betrachten, nach der Uebersetzung, welche Colebrooke davon gegeben hat im

achten Bande der „Aſiatiſchen Unterſuchungen.“ Im Rigweda begrüßt der indiſche Weiſe die im Oſten aufſtrahlende Sonne mit folgendem Gebet:

„Dieſe neue und edle Lobpreiſung deiner, o ſchimmernde, fröhliche Sonne, wird durch uns dir dargebracht. Möge dir wohlgefallen dieſe meine Rede. Nahe dieſem ſehnenden Gemüthe, wie der liebende Mann ſuchet das Weib. Möge dieſe Sonne, welche beſchauet und durchblickt alle Welten, unſer Beſchützer ſeyn. Laſſet uns nachdenken über das anbetungswürdige Licht des göttlichen Herrſchers; möge es leiten unſere Vernunft. Bedürftig der Speiſe, flehen wir an die Milde der ſtrahlenden Sonne, welche aufrichtig verehrt werden ſoll. Ehrwürdige Männer, geleitet durch die Einſicht, begrüßen die göttliche Sonne mit Darbringungen und Lobpreiſung.“

In dieſem Gebete iſt das Gefühl der Ehrfurcht, welches der erhabene Anblick der aufgehenden Sonne weckt, wahr und einfach ausgedrückt und mit einem ſittlichen Gefühle und Entſchluſſe verbunden worden. In demſelben Weda befindet ſich folgende Stelle über das Weſen der Gottheiten:

„Gottheiten gibt es nur drei; deren Oerter ſind die Erde, der mittlere Raum und der Himmel, nämlich Feuer, Luft und Sonne. Sie ſollen ſein die Gottheiten der geheimnißvollen Namen einzeln, und der Herr der Geſchöpfe iſt die Gottheit derſelben zuſammen. Das Wort Om bedeutet jegliche Gottheit; es gehört ihm, welcher wohnt in der höchſten Behauſung; es gehört dem unendlichen Einen; Gotte; der waltenden Seele. Andere Gottheiten, angehörend verſchiedenen Räumen, ſind Theile jener drei Götter. Denn ſie werden verſchieden benannt und beſchrieben, nach Maßgabe ihrer verſchiedenen Wirkungen. Aber in Wahrheit gibt es nur einen Gott, die große Seele. Er wird genannt die Sonne; denn er iſt die Seele aller Weſen, und die Weiſen haben geſagt: die Sonne iſt die Seele deſſen, was ſich bewegt, und deſſen, was feſtſteht. Andere Gottheiten ſind Theile von ihm; und dieſes wird durch den Weiſen deutlich erklärt: die Einſichtsvollen nennen Feuer Indra, Mitra.“

In demſelben Weda heißt es in einer Betrachtung über die Schöpfung: „Wer weiß genau und wer wird in dieſer Welt erklären, woher und wie dieſe Schöpfung geſchah? Die Götter ſind ſpäter, als die Hervorbringung dieſer Welt; wer kann denn wiſſen, woher ſie kamen? Oder woraus dieſe verſchiedenartige Welt entſtand? Oder ob ſie ſich ſelbſt erhält, oder nicht? Er, welcher im höchſten Himmel wohnt und der Herrſcher des Univerſums iſt, weiß es in Wahrheit; aber kein Anderer kann beſitzen dieſes Wiſſen.“

In demſelben Weda ſteht folgende Betrachtung über das Weſen der Seele: „Was iſt dieſe Seele? Daß wir ſie verehren mögen. Wer iſt die Seele? Iſt ſie das, durch welches der Menſch

sieht? durch welches er hört? durch welches er Düfte riecht? durch welches er Rede hervorbringt? durch welches er unterscheidet angenehmen oder unangenehmen Geschmack? Ist sie das Herz? oder der Wille? Ist sie Empfindung? oder Vermögen? oder Unterscheidung? oder Begreifung? oder Wahrnehmung? oder das Behalten? oder Aufmerkung? oder Anstrengung? oder Eile? oder Gedächtniß? oder Beistimmung? oder Entschluß? oder unwillkürliche Handlung? oder Wunsch? oder Begehren? Alle diese sind nur verschiedene Namen des Fassens. Aber diese Seele ist Brahma; er ist Indra; er ist der Herr der Geschöpfe. Diese Götter sind er; und so sind es auch die fünf Urstoffe: Erde, Luft, Aether, Wasser und Licht; diese, und die nämlichen verbunden mit kleinen Gegenständen und anderen Samen, und wiederum andere Wesen hervorgegangen aus Eiern, oder geboren aus Mutterschooß, oder entstanden in heißer Näße, oder entsprungen von Pflanzen; Rosse, Rinder, Menschen, Elephanten, was lebt und geht, oder fliegt, oder was unbeweglich ist; alles dieses ist das Auge der Intelligenz. Auf Vernunft ist alles gegründet; die Welt ist das Auge der Vernunft; und Vernunft ist deren Gründung. Intelligenz ist der große Eine. Durch diese vernünftige Seele stieg jener Weise empor von der gegenwärtigen Welt zu dem segensvollen Raume des Himmels; und, empfangend seine Wünsche, ward er unsterblich. Er ward unsterblich."

Das Gesetzbuch des Manu sagt im zweiten Capitel: „Wer seine Sinneswerkzeuge an sinnliches Vergnügen kettet, ist ganz gewiß strafbar; wer sie aber völlig im Zaume hält, wird himmlische Wonne genießen. Verlangen wird nie durch den Genuß des erwünschten Gegenstandes gestillt, ebenso wenig wie Feuer mit gereinigter Butter gelöscht, sondern nur noch heftiger entflammt wird. Wer sich durch Sinnlichkeit befleckt hat, dem können weder die Wedas, noch Freigebigkeit, noch Opfer, noch Ausübung strenger Regeln, noch fromme Härte gegen sich selbst, Glückseligkeit gewähren."

Gedanken, wie diese, scheinen doch nicht einen ganz bäuerischen oder abgestumpften Geist zu bezeichnen. Und die Gefühle, welche in den indischen Dichtungen die Menschen laut werden lassen, sind diese nur die einer gemeinen Natur? Schwerlich darf dies mit Wahrheit behauptet werden. In dem Gedichte Malodaja hat der König Nala, getrieben von dem bösen Dämon Kali, seine im Walde schlafende Gattin, die Tochter des Bhima, mit welcher er in die Wildniß geflohen war, verlassen. Sie erwacht und sieht mit Entsetzen ihre Einsamkeit; doch ihr Gefühl sagt ihr, daß der Gatte solches nicht freiwillig gethan haben könne.

„Und es irrt die Fürſtin dann umher
In der Waldung, die der Schlangen Heimath,
Dicht von Bäumen und durchſummt von Bienen,
Die der Vögelſchaaren Zuflucht iſt.

Bei dem Rennen fliegt das ſchwarze Haar;
Alſo wehklagt Bhima's Mägdlein dort:
Mit dem Schwert, o Fürſt! und mit dem Köcher
Schlägſt du Feind' und ſchützeſt dein Geſchlecht.

Wie, Pflichtkund'ger, höchſter Tugend Herr!
Konnteſt du wohl jetzt ein Weib verlaſſen,
Welches ſtolz, doch hülflos nun im Walde
Schranken ſetzend deiner Herrlichkeit?

Doch nur Andre, denk' ich, thaten dieſes,
Das ich nimmer dir gedenken will;
Wider dich will ich nicht klagen, Gatte,
Als wenn dein wär' dieſer Trübſal Schuld!"

In dem von Bopp überſetzten Gedichte: „Des Brahmanen Wehklage," ſoll aus der Familie eines Brahmanen Jemand einem menſchenfreſſenden Rieſen geopfert werden. Die Gattin und die Tochter verlangen für den Vater zu ſterben und ſuchen dieſem mit vielen Gründen zu beweiſen, daß ihr Leben geringeren Nutzen für die Familie habe als das ſeine. Aber der Vater verwirft dieſe Anerbietungen; er ſagt zur Gattin:

„Dich, die rechtlich geſinnt, fromme, ſtets der Mutter vergleichbar mir,
Die von den Göttern als Freundin mir Beſchiedne, mein höchſtes Gut,
Welche die Eltern einſt gaben als Gefährtin des Hauſes mir,
Die nach Sitt' ich gewählt habe und geehlicht der Schrift gemäß,
Die edele und ſittſame, meiner Kinder Gebärerin;
Dich kann um eignen Seyns Friſtung, die Gute, die kein Leid gethan,
Ich dem Tode nicht preisgeben, mein ergebenes, treues Weib.
Doch wie kann ich den Sohn laſſen, ihm entſagen, der noch ein Kind,
In der Jugend ihn aufopfern, noch entblößt von des Kinnes Flaum? —
Sie, die Brahma, der Hochgeiſt'ge, für den Gatten gebildet hat,
Durch welche mir und Vorahma die töchterliche Welt zu Theil,
Die ich ſelber gezeugt habe, die Jungfrau, könnt' ich laſſen ſie? —

Ein'ge glauben: „den Sohn liebet der Vater mehr mit Zärtlichkeit;"
„Er liebt die Tochter mehr," Andre; ich aber liebe Beide gleich.
Sie, welche Welten trägt in sich, Nachkommen, ew'ge Wonne dann,
Meine Tochter, die Sündreine, wie könnte ich entsagen ihr? —
Wenn ich selber mich aufopfre, grämt mich der Gang zur andern Welt;
Denn verlassen von mir können diese sämmtlich ja leben nicht.
Eines von ihnen aufopfern, ist von Weisen als Schmach erkannt.
In unendliche Noth sank ich, kann dem Unglücke entrinnen nicht.
O des Elendes! wo finde ich Zuflucht mit den Meinigen?
Besser daß wir gesammt sterben! denn zu leben ertrag' ich nicht."

Doch die Gattin erwiedert ihm standhaft:

„Nicht mußt du also wehklagen wie aus niedrigem Stande wer;
Nicht zum Klagen ist's Zeit jetzo, dies ist dir kund, dem Kundigen.
Unvermeidlich Geschick heischet, daß Menschen alle dem Tode nahn;
Was unvermeidlich ist aber, darum ziemt sich's zu klagen nicht.
Gattin, Tochter und Sohn, all' dies wünschet zu eigenem Heil der Mann,
Darum hemme den Gram weise; selber werde ich gehen dahin.
Der Gattin höchste Pflicht ist es, eine ewige, auf der Welt,
Daß sie das Leben aufopfre, wo es des Gatten Wohl erheischt.
Solche vollbrachte That aber schaffet hier die Befriedigung,
Währt in der andern Welt ewig, und Ruhm bringt sie in dieser Welt.
Sehr erhabene Pflicht ist es, die ich nun dir verkünden will.
Dein Nutzen und dein Recht, beide findest gefördert du hierbei."

In dem Gedichte: „Ardschuna's Himmelsreise," wird der junge Held Ardschuna zu seinem Vater Imbra abgeholt von dem Berge Mandara, wo er einige Zeit verweilt hatte. Da er nun von diesem Berge scheidet, grüßt er ihn mit liebreichen Worten also:

„Den Frommen, die das Recht üben, den Einsiedlern, die Gutes thun,
Die den Himmel zu sehen streben, dienst du, o Berg, als Zuflucht stets.
Durch deine Huld, o Berg, wandeln Krieger, Priester und Wisa's auch,
Zu dem Himmel gelangt, immer mit den Göttern von Noth befreit.
O Fürst der Höhen, Bergkönig, du Zuflucht frommer Büßenden!
Ich gehe, dich zuvor grüßend, vergnügt hab' ich auf dir gewohnt.
Deine Gebüsche, Hocheb'nen, deine Flüsse und Bäche auch,

Deine heiligen Bauplätze hab' ich geſehen in Menge hier.
Die anmuthigen Bergwaſſer, deinem Rücken entquollen rein,
Die wie der Göttertrank lieblich, hab' ich geſchlürft, die fließenden.
So wie ein Kind vergnügt weilet auf Vaters Schooß, o Heiliger,
Hab' ich auf deinem Haupt' Freude genoſſen, edler Bergesfürſt!
Das von Nymphen beſucht, tönet vom Gebete der Prieſterſchaar.
Sehr entzücket, o Berg, hab' ich auf deinen Höhen ſtets gewohnt."
Arbſchunas ſprach, der Feindtödter, Abſchied nehmend, zum Berge ſo,
Auf den Wagen ſodann ſtieg er, glänzend ſo wie des Tages Herr."

In dem Buche „Hitopadeſa," d. i. Freundeslehre, wird S. 68, 86, 87, darüber geſprochen, zu welcher Zeit der Held gerechtfertigt zum Kampfe ſchreiten dürfe, wie ſchön der Tod in der Schlacht ſey, wie die Tugend dem Menſchen die Kraft verleihe, das Blut zu verſpritzen für einen Andern, und wie ſolches Thun im künftigen Leben gelohnt werde. Hier heißt es unter Anderem:

„Wenn er nun außer dem Kampfe keine Seligkeit für ſich ſieht,
Dann geht zum Tode der Weiſe, ſtreitend wider die Feindesſchaar.
Durch den Sieg erwirbt er ſich Glück, göttliche Schönheit durch den Tod;
Wer, da die Leiber vergänglich, zaudert zu ſterben in der Schlacht?"

Gefühle und Geſinnungen dieſer Art ſind nicht der Verhöhnung und der Verachtung werth. Ein Freund Voß's ſagt: Voß berühre das indiſche Alterthum nur oberflächlich, weil er einen unüberwindlichen Ekel vor demſelben empfunden und in der griechiſchen Welt ſich glücklich gefühlt habe. Dies iſt eine ſchlechte Entſchuldigung. Wer damit umgeht, einen Andern anzuſchwärzen, hat, wenn er redlich verfahren will, am meiſten Urſache, zuvor gründlich zu forſchen, ob wirklich an dem Andern nur Schlechtes gefunden worden.

Der Charakter des indiſchen Volkes iſt von den frühern Reiſenden faſt immer als ein milder und gutgearteter geſchildert worden. Aber der Miſſionarius Ward und einige Gleichgeſinnte haben ſich neuerdings bemüht die heidniſchen Indier als Leute darzuſtellen, welchen jeder Funke der Tugend abgehe und welche mit den abſcheulichſten Laſtern befleckt ſeyen. Glücklicherweiſe gibt es auch jetzt noch unparteiiſche Männer unter den Reiſenden, welche dieſen verleumderiſchen Darſtellungen widerſprechen, und auch die engliſche Regierung ſelbſt zeigt durch ihr Verfahren gegen die in ihren Dienſten ſtehenden heidniſchen Indier, daß ſie über den Charakter dieſer Leute anders urtheilt. Der Engländer Seely, welcher funfzehn Jahre im Innern Indiens lebte, ſagt in

seiner Schrift „The wonders of Elora“ (London, 1824): „Alle Reisende, die nur die Hafenorte und Küstengegenden besuchen, lernen die Indier eigentlich gar nicht kennen; denn die dortigen sind alle ganz verändert durch die Fremden. Die Indier sind ein gelehriges, fröhliches, gutartiges Volk; ihre schlechten Eigenschaften rühren blos von ihrer übeln Regierung her.“ Der Missionarius Dubois sagt in seiner oben erwähnten Schrift: „Es ist heutzutage eine Art Mode geworden, von Verbesserungen und Vervollkommnungen in der Civilisation und den Einrichtungen der Hindus zu sprechen, und Jedermann hat seine eignen Pläne sie zu bewirken; aber wenn wir unsere europäischen Augen und europäischen Vorurtheile für einen Augenblick abzulegen und die Hindus mit einiger Unparteilichkeit zu betrachten im Stande wären, wir würden vielleicht finden, daß sie in alle dem, was gut ist, uns fast gleich sind, und blos in alle dem nachstehen, was schlecht ist. — Man vergleiche, wenn wir zuvörderst auf die untern Stände sehen, das Benehmen und die Gewohnheiten unserer Soldaten und Matrosen mit denen der indischen Soldaten und Matrosen im Dienste der ostindischen Compagnie. Die erstern können, wie das Vieh, nur durch Schläge und die strengste Disciplin in den Banden der Pflicht erhalten werden. Man darf ihnen im Allgemeinen nicht die geringste Nachsicht beweisen oder den geringsten Grad von Freiheit lassen, ohne daß sie sie mißbrauchten, indem sie sich Excessen überlassen. Auf der andern Seite sind ihre niedrigen Privatgewohnheiten und ihre gänzliche Vernachlässigung alles Anstandes ein Gegenstand des Ekels, um nicht zu sagen des Entsetzens, sogar für die niedrigen Pariahs, die einzige Classe der Hindus, welche sich ihnen zu nahen wagt. Betrachten Sie dagegen Ihren ostindischen Soldaten und Matrosen, und Sie werden alle Zeit sein Benehmen, sowohl öffentlich als in Privatkreisen, ordentlich, friedlich und anständig finden und selten werden Sie ihn gegen den öffentlichen Anstand verstoßen sehen. Selbst unter dem niedrigsten Pöbel bei den Hindus werden Sie niemals etwas bemerken, was diesen widrigen, anstößigen Auftritten, dieser gänzlichen Vernachlässigung aller Decenz und alles Anstandes nahe käme, welche täglich in den Bierschenken und Branntweinhäusern in England und in den Cabarets und Gargotes in Frankreich vorkommen. Von der andern Seite bedürfen die Hindus in der Erfüllung gesellschaftlicher Pflichten gegen sich keiner Verbesserung. Sie verstehen diesen Punct eben sowohl und vielleicht noch besser, als die Europäer. Man möchte sie vielmehr darin sogar bei manchen Gelegenheiten übertreibend nennen. Sie werden es nie über sich gewinnen, den Dürftigen, welcher ihre Wohlthätigkeit ansteht, ohne Unterstützung

zu lassen." Dubois geht darauf die einzelnen lobenswerthen Eigenschaften der Indier durch, wie z. B. die Treue in Schuldsachen, wenn ihnen ohne Zeugen und ohne Schuldschein geborgt worden ist, die Treue in der Aufbewahrung anvertrauter Güter, die Bereitwilligkeit zur Unterstützung ihrer Brüder, und andere. Da Ward besonders den Charakter der indischen Frauen herabzuwürdigen suchte, so hat Dubois auch diese vertheidigt. Er sagt in dieser Hinsicht z. B.: „Ich habe überhaupt bemerkt, daß in guten Kasten die indischen Frauenzimmer im Allgemeinen, und die verheiratheten insbesondere, würdig sind, als Muster der Keuschheit und ehelichen Treue ihrem Geschlechte in aufgeklärten Ländern vorgehalten zu werden. Ich meine nicht, daß unter ihnen keine Beispiele von Vernachlässigung dieser Tugenden vorkämen, sondern ich glaube, daß sie noch weit seltener bei ihnen angetroffen werden als bei Personen ihres Geschlechts in Ländern, welche eine weit höhere Stufe der Civilisation erreicht zu haben sich rühmen. — In der That ist bei den Hindus die Person eines Weibes heilig. Sie darf öffentlich von keinem Manne, selbst nicht mit der Fingerspitze, berührt werden. Wie niedrig auch ihr Loos seyn mag, sie wird von Niemandem, auch nicht einmal von Personen des höchsten Ranges, anders als mit dem achtungsvollen Namen Mutter (amma) angeredet. Eine Wohnung, worin blos Frauen sich befinden, selbst die Hütte der hülflosesten Wittwe, ist ein unverletzliches Asyl, in welches der entschlossenste Wüstling niemals einzudringen wagt; oder sollte er es thun, so wird seine Verwegenheit nicht unbestraft gelassen. Ein Weib kann auf den besuchtesten Plätzen sich einfinden, ohne der geringsten Beleidigung ausgesetzt zu seyn. Ein Mann, der blos stehen bliebe, um ein vorbeigehendes Frauenzimmer zu begaffen, wie unsere Müßiggänger in Europa zu thun pflegen, würde von Allen als ein unverschämter und ungebildeter Mensch betrachtet werden. Sogar ein bloßer Blick, der eine Frau beleidigen soll, wird übel aufgenommen und geächt. Kurz, die geringste Beleidigung durch Worte oder auf andere Weise, das geringste Zeichen von Unhöflichkeit, welches öffentlich eine Frau trifft, wird augenblicklich von ihrem Gatten, ihren Söhnen oder ihren Brüdern geahndet und geächt, welche sich eher allen Gefahren aussetzen, als eine ihren Frauen, ihren Müttern oder Schwestern zugefügte Beleidigung übersehen, oder sie öffentlich mit Unehrerbietigkeit behandeln lassen. — Ich habe niemals bei meinen Forschungen und Untersuchungen über die Hindus Andere befragt, da meine schmale Einnahme mir nicht erlaubte Personen dieser Art in meinem Dienste zu haben. Was ich über diesen Gegenstand geschrieben habe, ist das Resultat meiner eignen Beobach-

tungen, die ich in einem freien Umgange mit dem Volke von allen Kasten und Religionen, während einer Periode von dreißig, fast ganz unter den Eingebornen verlebten, Jahren mir erworben habe."

Die Engländer unterhalten in Ostindien ein geregeltes eingebornes Heer von mehr denn hunderttausend Mann, welches die Hauptstütze ihrer dortigen Macht bildet, da die englischen Truppen bei aller Geübtheit und Tapferkeit doch wegen zu geringer Anzahl nicht im Stande seyn würden, den Besitz so ausgedehnter Landstrecken zu sichern. Die Reiterei dieses eingebornen Heeres besteht zum größern Theile aus mohammedanischen Indiern, das Fußvolk dagegen hauptsächlich aus solchen Indiern, welche der indischen Religion anhängen. Auch Officierstellen werden mit Eingebornen besetzt. Das Heer ist abgetheilt in die drei Armeen von Bengalen, von Madras und von Bombay, weil die sämmtlichen dortigen Besitzungen der Engländer in diese drei Präsidentschaften zerfallen. Der East India military calendar enthält die genauere Beschreibung dieses Heeres, und äußert sich über den achtungswerthen und männlichen Charakter dieser indischen Krieger mit folgenden Worten: „Armee von Bengalen. In der eingebornen Infanterie von Bengalen bilden die Hindus drei Viertheile in Verhältniß zu den Mohammedanern. Sie bestehen vorzüglich aus Radschputan, einem ausgezeichneten Geschlechte in der Ketrikaste, oder Kriegerkaste. Keiner dieser Soldaten ist unter fünf und einem halben Fuß; die meisten Grenadiere haben sechs Fuß und mehr. Der Radschput ist ein geborner Krieger; die Mutter spricht mit dem Kinde von nichts als Waffenthaten, und jeder Gedanke und jede Handlung des Mannes zeigt, daß dies der erste Eindruck war, den er empfing. Bearbeitet er das Feld, welches die gewöhnliche Beschäftigung dieser Kaste ist, so liegen sein Schwert und sein Schild neben der Furche, und werden, so wie die Arbeit fortrückt, weiter getragen. Fast jeder Radschput treibt militairische Uebungen, was auch sonst seine Beschäftigung seyn möge. Er ist von Natur mäßig, von herzlicher, obgleich hitziger Gemüthsart, und von guter moralischer Aufführung. Wird er gut behandelt, so ist er gehorsam, dienstbeflissen und treu. Weder der hinduische, noch der mohammedanische Soldat in Indien kann rachsüchtig genannt werden, obgleich sie zu großer Heftigkeit geneigt sind, wenn sie sich an ihrer Ehre, von der sie einen sehr zarten Begriff haben, gekränkt fühlen. Dem Radschputan fehlt es manchmal an Schnellkraft, aber nie an Muth. Selbst wenn ihre Körperkräfte sie verlassen, begegnen sie dem Tode, in welcher Gestalt er auch erscheinen mag, mit erstaunenswerther Festigkeit und Resignation. Dies ist der allgemeine Cha-

rakter einer Menſchengattung, deren Anzahl im bengaliſchen Heere ſich auf dreißigtauſend bis vierzigtauſend Mann beläuft und deren wir in unſern eignen Provinzen ſo viel haben können, wie wir nur wollen. Allein dieſes Werkzeug der Macht muß mit Sorgfalt und Weisheit gehandhabt werden; ſonſt dürfte das, was jetzt unſere Stärke bildet, einſt unſere Gefahr werden. — Armee von Madras. Der Infanterieſoldat von Madras iſt etwas klein, aber er iſt thätig, und im Stande, viele Strapazen bei geringer Koſt zu erdulden. Niemand lernt die militairiſchen Uebungen mit größerer Genauigkeit; ſeine Mäßigkeit, Nüchternheit und Geduld geben ihm eine Geſetztheit, die ſelbſt Europäern faſt unbekannt iſt. Der auffallendſte Zug im Charakter der Indier iſt eine Geneigtheit zum Gehorſam, mit einer großen Empfindſamkeit für gute oder üble Behandlung gepaart, und es gibt Wenige im Lande, welche dieſe Gefühle in einem höhern Grade beſitzen, als der Soldat von Madras, weswegen ſeine Behandlungsweiſe die größte Sorgfalt erfordert. — Armee von Bombay. Wahrſcheinlich iſt es eine Folge der eigenthümlichen Zuſammenſetzung dieſer Armee und der Lage der Landſchaften, worin ſie aufgeſtellt iſt, daß dieſe Soldaten ſich allezeit bereitwillig gezeigt haben, ſich zu auswärtigem Dienſte einzuſchiffen. Sie ſind mit dem Meere vertraut, und nur wenige darunter fühlen ſich in einer Fahrt auf dieſem Elemente den Unbequemlichkeiten unterworfen, welchen Andere in Folge ihres Kaſtenvorurtheils ausgeſetzt ſind. Dies iſt indeſſen nur eins der vielen Verdienſte des eingebornen Soldaten von Bombay. Er iſt geduldig, treu und tapfer, und ſeinem europäiſchen Officier außerordentlich ergeben. Es kann nicht wohl eine Menſchenclaſſe geben, welche heiterer im Mangel und in Schwierigkeiten iſt; und obgleich das Ausreißen unter den Rekruten dieſer Armee oft vorkommt, weil ſie wegen der Lage von Bombay, bei der erſten Anwandlung von Unzufriedenheit ſich leicht in das Mahrattengebiet flüchten können, wo ſie gegen Verfolgung ſicher ſind, ſo gibt es doch keine Männer, die, nachdem ſie einmal Soldaten geworden, feſter zu ihren Fahnen halten." Die engliſchen Beſchreiber der Landſchaft Napal ſchildern die dortigen Indier, oder die Gurkas, als die unerſchrockenſten Krieger, welche gefunden werden können.

Daß aber die Indier bisher keine Chriſten haben werden wollen, davon liegt die Urſache in mannichfachen Umſtänden, unter welchen die wenigſten dem Charakter des Volks zur Laſt gelegt werden dürften. Ueber alle dieſe Umſtände will ich hier mich nicht weiter verbreiten, jedoch einen derſelben erwähnen. Die Chriſten haben durch ihr Betragen in jenen Ländern ihre Reli-

gion verhaßt und verächtlich gemacht. Denn sie haben den Völkern mit dem Christenthume zugleich die Sklaverei gebracht. Die Eingebornen mußten nicht blos Christen, sondern auch Knechte der Europäer werden. Die Christen raubten den Eingebornen ihr Land, ihre Freiheit, ihre Selbständigkeit, ihren Handel, ihren Wohlstand, ihre väterlichen Sitten. Die Einführung des Christenthums ward benutzt als Werkzeug der Unterjochung. Wie in Ostindien und im indischen Archipelagus das unmenschliche Verfahren der Portugiesen, Holländer, Engländer und Spanier gegen die Eingebornen bei diesen einen tiefgewurzelten Haß gegen die christliche Religion befestigt habe, hat der Engländer Crawfurd, welcher lange Zeit in Indien verweilte und am Hofe des Sultan von Java englischer Resident war, in seinem Werke History of the Indian Archipelago (Edinburg 1820. 8. 3 Thle.) ausführlich geschildert. Er sagt im zweiten Bande unter Anderem folgendes: „Die Europäer machten durch ihre Unmäßigkeit und vor allem durch ihren Geiz und ihre Habsucht ihre Religion verhaßt. Die Absichten, welche die europäischen Besucher des indischen Archipelagus hegten, waren lediglich geldsüchtig und kaufmännisch; Plünderung des Orients, denn ihr Gewerbe verdient nicht den Namen des Handels, war ihr Ziel. Einen billigen Preis für die Waaren zu geben, welche sie suchten, oder nicht mehr zu fordern als einen mäßigen Gewinn, kam nie in ihren Sinn. Sie betrachteten die Eingebornen dieser Länder als ein gutes Wildpret. Zu derselben Zeit breiteten mohammedanische Missionarien im indischen Archipelagus ihre Religion mit viel mehr Vorsicht und glücklichem Erfolge aus. Sie bildeten unter den Eingebornen keine fremde bevorrechtete Classe, welche die einheimischen Bewohner des Landes unterdrückten. Ihre Ueberlegenheit an Einsicht und Civilisation benutzten sie blos zur Belehrung und Bekehrung der Nation. Sie waren Kaufleute so gut wie die Europäer, aber ließen sich niemals einfallen, zu der ungerechten Maßregel ihre Zuflucht zu nehmen, dem Volke den Ertrag seines Bodens und seiner Industrie zu rauben. Die Europäer haben den ehemals lebhaften Handel und blühenden Wohlstand der eingebornen Staaten des indischen Archipelagus zu Grunde gerichtet. Die christliche Religion ist in den Gegenden des Archipelagus und in den umliegenden Ländern durchaus unbeliebt, weil sie zu jeder Zeit entweder das Instrument politischer Intrigue war, oder mit Gewalt verbreitet wurde; denn die Folge ihrer Einführung war unvermeidlicher Verlust der wichtigsten politischen und bürgerlichen Rechte. Den braven, thätigen und zahlreichen Bewohnern der großen Insel Celebes wurde zu gleicher Zeit Mohammeds und Jesu Religion dargeboten, und sie

gaben der mohammedaniſchen Religion den Vorzug, weil dieſe ihre nationale Unabhängigkeit nicht gefährdete. Seit ſie nachher ihres reichen Handels und ihrer Unabhängigkeit durch die Chriſten beraubt wurden, haben ſie wenigſtens keine zahlreichen Urſachen gehabt, ihre Wahl zu bereuen. Wenn wir die Geſchichte des Chriſtenthums bei den großen aſiatiſchen Nationen überſchauen, welche die unmittelbaren Nachbaren von den Stämmen der indiſchen Eilande ſind, ſo werden wir eine völlige Beſtätigung von alle dem finden, was hier angegeben worden. In einem jeden Lande des Orients iſt das Chriſtenthum immer mit denſelben verhaßten Gefährten, mit nichtswürdiger Ehrſucht und kaufmänniſcher Raubgier, bei dem Volke eingeführt worden. Schon De la Loubere ſagte in ſeiner Beſchreibung Siams: „Die Morgenländer haben kein Vorurtheil für eine Religion, und wenn die Schönheit der chriſtlichen Religion ſie nicht überzeugt hat, ſo muß man geſtehen, daß dieſes hauptſächlich von der ſchlechten Meinung herrührt, welche der Geiz, die Treuloſigkeit, die Invaſionen und die Tyrannei der Portugieſen und mehrerer anderer Chriſten in Indien ihnen eingeflößt und eingeprägt haben.“ Ganz Aehnliches ſagt der Engländer Hunter von der Geſinnung der nordamerikaniſchen Eingebornen gegen die chriſtliche Religion: „Der nordamerikaniſche Wilde iſt edel, großmüthig, ein Mann von Wort, und Aeltern und Kinder vereint ein enges, unauflösbares Band der Pietät. Dabei iſt er unverzagt im Augenblicke der Gefahr, tapfer im Kriege und ſcharfſinnig, wenn es auf Vertheidigung und Entfernung drohender Gefahren ankommt. Als Feind iſt er zwar grauſam und rachſüchtig; aber er wird ſelten Feind und nie ohne hinlänglichen Beweggrund. Die Weißen ſind es, die ihn als roh und jeder edlen Regung fremde dargeſtellt haben. Belogen, hintergangen, gequält, verfolgt von dieſen, wird er erſt gereizt, Waffen und Wehr gegen ſie zu gebrauchen; die Weißen haben den Samen der Zwietracht unter dieſe friedlichen Stämme erſt ausgeſtreut und ihre Leidenſchaften geweckt. Dieſe ſogenannten Wilden haben keine Obrigkeiten und keine Geſetze, und doch iſt jede Sache bei ihnen in Ordnung und wohl beſtellt. Alter und Erfahrung geben den Rang, Weisheit gibt Macht, Muth und tadelloſer Wandel Ehre. Mit unendlicher Liebe hangen Kinder an Aeltern und dieſe an jenen, und ſie erziehen ſie einfach, natürlich und brav. Bei ihnen haben Gottesfurcht und Tugend noch unbeflecktere Altäre, als in irgend einem Theile der civiliſirten Welt. Die Bemühungen, das Chriſtenthum unter ihnen auszubreiten, ſind bis jetzt von geringem Erfolge geweſen. Denn ſie ſetzen ihren Bekehrern ein einfaches Argument entgegen. „Chriſten“, ſagen ſie, „waren es, die uns unſere Freiheit, unſer

Vaterland raubten, die unsere Greise und Krieger mißhandelten; Christen, die wie die Thiere des Waldes gegen uns verfuhren, die uns berauschende Getränke gaben, uns dadurch zu Thieren machten und uns so noch leichter hintergingen; Christen waren es, die keine Verträge hielten; Christen, die uns ekelhafte Krankheiten und Uebel mittheilten, welche wir früherhin nicht kannten. Kann der Gott der Christen solche Thaten billigen? Welch ein Wesen ist er, wenn er das gestattet? und welch einen Einfluß hat der Glaube der Christen auf ihre Denkart und Handlungsweise? Ist es nicht recht, dem großen Geist treu zu bleiben, der das Gute will und segnet und das Böse verabscheuet?" Der große Geist ist bekanntlich der Ausdruck, mit welchem die nordamerikanischen Stämme den von ihnen verehrten Gott bezeichnen. Diese Angaben Hunter's bestätigt vollkommen der Verfasser des Star in the Western, ein nordamerikanischer Geistlicher, welcher eine Reihe von Jahren als Missionarius unter den eingebornen Stämmen lebte. Seine Berichte enthalten eine Menge von Zügen der edelmüthigen Gesinnung und der männlichen Beredtsamkeit, welche die nordamerikanischen Eingebornen auszeichnen, aber auch eine Menge Beispiele der oft niedrigen Ungerechtigkeit, mit welcher die europäischen Ankömmlinge gegen die Eingebornen verfuhren, nicht nur in älteren Zeiten, sondern auch in neuern, wenngleich jetzt von der nordamerikanischen Regierung dergleichen Handlungen in dem Scheine legaler Kaufcontracte und freiwilliger Concessionen dargestellt zu werden pflegen. Diesem Missionarius setzten die Amerikaner häufig das Verfahren der europäischen Christen gegen die gleichfalls zum Christenthume sich bekennenden Neger entgegen.

Dubois bemerkt, daß die Indier nicht weniger aufmerksam sind auf die Fehler und Laster der Europäer, als umgekehrt die Europäer auf die Fehler der Indier. Sie sehen daher, da sie an ein viel mäßigeres und geregelteres Leben gewöhnt sind, mit Abscheu die Ausschweifungen, welchen sich die Christen vor ihren Augen hingeben. Er sagt: „Wenn man den Indier auffordert das Christenthum anzunehmen, so antwortet er unbedenklich: Ihr redet von Rechtschaffenheit und von Reinheit der Sitten, und ihr rühmt euch darin vor uns großer Vorzüge. Aber es scheint mir, daß bei euch Verbrechen und Laster jeder Art mehr vorherrschen, als in unserem angeblich ganz verdorbenen Vaterlande. Ihr rühmt euch reiner und feiner Sitten; aber wie kommt es, daß beständige Trunkenheit in den niedern Ständen eurer Gesellschaft herrscht, und Hurerei in den höhern Ständen, und in so hohem Grade, ohne daß diese Laster auch nur ein Gefühl von Scham oder Gewissensbisse in den ihnen ergebenen Menschen zu erwecken scheinen?" Wenn die Christen nur liebreich

unter den fremden Völkern aufträten und Achtung gegen sie hegten, und bei der Einführung des Christenthums ihnen auch den Besitz ihres Landes und ihrer Freiheit lassen könnten, dann würde wahrscheinlich die christliche Religion den Fremden liebenswerther erscheinen.

Aber nicht die Indier allein stellt Voß als ein niedriges und gemeines Geschlecht dar, alle Morgenländer schildert er als herzlose, wollüstige, stumpfsinnige, ja viehische Menschen. In der Antisymbolik, S. 172—182, bemüht er sich darzuthun, daß in Phönicien, Aegypten, Syrien und dem Morgenlande überhaupt höchstens eine Betriebsamkeit für thierischen Genuß, aber kein höheres, edleres Gefühl gelebt habe, welches letztere den Griechen allein zu Theil geworden: „Lauter Künste des äußeren Wohllebens, wie im Kalifenreich, oder im baukundigen Europa der Papstherrschaft. Nirgends jedoch eine Spur von Musenkünsten der Begeisterung, von entzückendem Heldenliede zu apollonischem Saitenspiel, von nachgebährdendem Festreigen der Anmuth und der Feierlichkeit. — Gegen Fremdlinge vortheilsüchtig, mißtrauisch und grausam, sühnten sie auch ihre Gottheiten mit Menschenblut, und befreundeten sie, als rohsinnliche Kananiter, durch den Wust unzüchtiger Verehrung. — Nicht Raum fand in Fönike und Syrien weder heiterer Geistesanbau, noch veredelnde Musenkunst, oder Begeisterung, die von kindischen Phantasien und Staubgedanken den Sinn zum reinmenschlichen Gefühle des Göttlichen erhebt. Aber wenn der griechische Satz wahr ist, daß, wie zu Schönem Gutes, auch zu Unschönem Ungutes sich geselle; wenn ausgebildete Menschennatur, im bebenden Körper ein zartfühlender Geist, nach dem Urtheil des staatsklugen Polybius nothwendig ist, um ein Volk gegen Rohheit und Verfall zu sichern: welche Volkssitten, welche Haustugenden erwarten wir in jenen nur thierischer Leibespflege nachsinnenden Pfaffenländern? — Solche Vorstellungen von gottgefälliger Menschentugend und solche zum Unmenschlichen und Thierischen versunkene Entwürdigung der Gottheit brachten die orfischen Geheimlehrer aus den herzlosen und wollüstigen Morgenländern. — Gleich ungereimt ist es, einen frygischen Homer zu denken, wie einen syrischen Sophokles, und unter Aegyptens Geistbändigern einen Pindar, einen Sokrates, einen Platon. Oder soll jener geistlichen und weltlichen Liedeler Gesinge für Gesang gelten? jener Tanznickel und satyrähnlichen Hanswurste leichtfertiges Spiel, sammt des erniedrigten und erhöhten Osiris Nachgaukelung und den Zoten des mendesischen Pan, für Drama? und angereihete Mordgeschichten tölpischer Wigande und Götterkobolte sogar für Epos? Dann hat auch Deutschlands pfäffisches Zeitalter genug der naturkräftigen Musenwerke. Die freisinnigen Hellenen, stolz auf den er-

rungenen Adel der Menſchheit, nannten ſich ſelbſt Hellenen; und die andern dort, ſo viel kunſtreicher auch, als Biber und einſpeichernde Bienenkaſten, ſie baueten und wirthſchafteten, nannten ſie Barbaren. — Für des Lebens Gebrauch und Bequemlichkeit möchten die Altgriechen wohl mehreres von den benachbarten Aſiaten benutzt haben: wie wenn die Unſeren etwa den Bonzendienern Lackarbeit, Dungmehrung, Kupferguß, den Fröhnlingen der Türken echte Garnröthe, den Kelten und Angelſachſen die Hebung ungeheurer Felsblöcke nachprobeten."

Alſo Lackarbeit, Dungmehrung, Unzucht, Viehheit, Herzloſigkeit, Wolluſt, Tanznickel und Liedeler ſind das Erbtheil der Morgenländer. Gern wird man zugeben, daß viele Gebrechen und Laſter unter den Morgenländern ſtattfanden; doch welches Volk iſt davon frei geblieben? Waren etwa die Griechen ganz reine und himmliſche Weſen? Leicht würde es ſeyn, ein abſchreckendes Bild von dem Charakter der Griechen zu entwerfen durch Zuſammenſtellung der Fehler deſſelben; ſelbſt der von Voß citirte Polybius urtheilt über dieſen Charakter freimüthig genug. Aber blos die Schwächen eines Volkes aufſuchen zu wollen, hat etwas Gehäſſiges. Allein hat es denn nichts als Gebrechen und Laſter im Morgenlande gegeben? Hat kein edlerer Gedanke ſich dort geregt und zu höherer menſchlicher Bildung emporgeſtrebt? Wo entſtand denn zuerſt Sittigung der Menſchen? Wo haben, nach dem Zeugniſſe unſerer Geſchichte, die erſten größeren menſchlichen Geſellſchaften ſich vereinigt und dadurch den Grund zur vollkommnern Ausbildung des Menſchen gelegt? Unter welchen Völkern ward die bewundernswürdige Kunſt der Buchſtabenſchrift erfunden, jenes mächtige Werkzeug zur Erhaltung des erworbenen geiſtigen Gutes, und eben dadurch auch zum unbeſchränkten Fortſchritt auf der Bahn der Forſchung? Lebt in den Bildſäulen Aegyptens, welche lange vor der Bekanntſchaft mit den Griechen verfertigt wurden, keine Ahnung künſtleriſcher Schönheit? Und die Felſentempel Ellora's, zeugen ſie von nichts als von pfäffiſcher Dummheit? Wenn der perſiſche Geſetzgeber im Wendidad ſagt: „Wie der Menſch rein und des Himmels würdig erſchaffen worden, ſo wird er wieder rein durch das Geſetz der Ormuzddiener, das die Reinigkeit ſelbſt iſt; wenn er ſich reinigt durch Heiligkeit des Gedankens, durch Heiligkeit des Worts und durch Heiligkeit der That — ſiehe da das Geſetz;" und wenn Konfucius im Buche Lün-jü lehrt: „Wenn ihr eure Andacht verrichtet, ſo denkt euch die Gottheit als gegenwärtig. Wenn das Herz nicht beim Gottesdienſte bewegt wird, ſo iſt es als ob wir nicht anbeteten. — Der Jüngling befleißige ſich im älterlichen Hauſe kindlicher Ehrfurcht, außer demſelben brüderlicher Achtung. Er

ſey klug und redlich, voll parteiloſer Menſchenliebe, vertraut mit allem Guten. Wer, mit gefühlvollem Herzen begabt, ſeinem Vater und ſeiner Mutter aus allen Kräften dient, der wird auch ſein Leben im Dienſte des Fürſten aufopfern. Er iſt treu den Freunden und ſeinem Worte. Glaubt er nicht weiſe zu ſeyn, ſo will ich ihn weiſe nennen." — Sind dieſe Gedanken auch nichts als dumpfſinnige Pfäffereien? Wenn Konfucius, der fernen Freunde gedenkend, ſpricht: „Wenn die Blume des Tang ti ein ſanfter Wind bewegt, ſo neigt ſie ſich nach allen Seiten; und neigt ſich nicht mein Herz eben ſo gegen euch? Doch ihr wohnt weit von mir!" Und wenn der indiſche Dichter ſagt:

„In dieſer Welt, zur Läuterung und Höllenmeidung uns gewährt,
Gebiert die Tugend jene Kraft, das Seyn für Andre hinzugeben —"

ſind dies nur herzloſe Zoten? Unter welchem Volke lebte der Geſetzgeber, welcher gebot: „Du ſollſt deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt? Der Fremdling ſoll bei euch wohnen wie ein Einheimiſcher unter euch; und ihr ſollt ihn lieben wie euch ſelbſt. Denn ihr ſeyd auch Fremdlinge geweſen im Lande der Aegypter. Und du ſollſt den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Vermögen. Und dieſe Worte, die ich dir heute gebiete, ſollſt du zu Herzen nehmen, und ſollſt ſie deinen Kindern einſchärfen und davon reden, wenn du in deinem Hauſe ſitzeſt oder auf dem Wege geheſt, wenn du dich niederlegeſt oder aufſteheſt." Und zu welchem Volke gehörte der Prophet, welcher ſprach: „Es iſt dir geſagt, o Menſch, was gut iſt und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten, und Liebe üben, und demüthig ſeyn vor deinem Gott." Iſt Davids Wehklage um Jonathan, ſind die Reden Jeſaias nichts als läppiſche Liebelei? Aus welchem Lande kam denn und unter welchem Volke erſchien zuerſt die menſchenfreundliche chriſtliche Religion? Heißt das wahrhafte und gerechte Urtheile über die Völker fällen und ihren Werth gegen einander abwägen, wenn man von einem ganzen Erdtheile nur das Schlechte anführt, von dem Beſſern deſſelben aber auch nicht das Geringſte erwähnt? Iſt es denkbar, daß die Gottheit einzig und allein die Bewohner des kleinen Griechenlands mit einem Funken edleren Gefühls ausgerüſtet, die übrigen Bewohner der Erde aber nicht viel beſſer als Beſtien geſchaffen habe?

Wir wollen uns nun zu den Büchern wenden, welche die Veranlaſſung zu dieſem Aufſatze gaben. Ich will verſuchen einige Puncte zu bezeichnen, welche das indiſche Sprachſtudium für uns anziehend und nützlich machen können; wiewohl dieſes Studium, wie Schlegel in der indiſchen Bibliothek richtig bemerkt, ein Ge-

biet des Forschens genannt werden darf, wo alles noch im Werden begriffen ist, wo man den Umfang und die Grenzen des Gegenstandes noch nicht einmal deutlich überschaut, wo noch manche Entdeckungen gemacht werden müssen, ehe man zu einiger Vollständigkeit gelangen kann, und wo solche Entdeckungen täglich zu erwarten sind. Theils die Kenntniß der Sanskritsprache, theils die Kenntniß der Sanskritliteratur können unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Ich will zuvörderst über den ersten Gegenstand einiges bemerken.

Die Kenntniß der Sanskritsprache führt uns eine Sprache vor, welche durch ihren Reichthum an Wurzeln, durch die Mannichfaltigkeit und Regelmäßigkeit der grammatischen Ausbildung dieser Wurzeln, durch die Festigkeit und Schärfe der Wortfügung zu den ausgezeichnetsten gehört. Schlegel sagt in seiner indischen Bibliothek: „Die indische Sprache gehört zu dem edelsten Stamme und hat unter den ihr im Bau und Wesen verwandten Sprachen zugleich das ursprüngliche Gepräge am reinsten bewahrt und die höchste in sich beschlossene Vollendung erreicht. Sie ist ein wunderwürdiger Beweis von dem Umfange jenes zusammenfassenden, einigenden Vermögens im menschlichen Geiste, kraft dessen Anschauung und Begriff sich gegenseitig durchdringen, und das Ganze eines Gedankens seinen Theilen vorangeht."

Wilhelm von Humboldt bemerkt über eine Gattung der Nomina in der Sanskritsprache: „Die schöne Bezeichnung des die Malerei inwohnend Belebenden durch ein bloßes grammatikalisches Suffixum, z. B. in dehin, d. i. der im Leibe wohnende, oder die Seele, von dem Worte deha, der Leib, ist allerdings in jeder andern Sprache unnachahmlich. So wie die indische philosophische Terminologie überhaupt bewundernswürdig ist, so hat sie, wie in diesen Wörtern, sehr oft den Vorzug, dem Wortlaut gerade nur das an Bedeutung zu lassen, was der abstracte Begriff erfordert, und nicht mehr." Schlegel fügt hinzu: „Auf keine Sprache hat vielleicht der speculative Geist einen so entscheidenden Einfluß gehabt als auf das Sanskrit: die ganze Sprache ist, so zu sagen, mit Metaphysik tingirt. Statt daß in andern Sprachen die Philosophie ihre Bezeichnung der Begriffe der Sinnlichkeit hat abborgen müssen, sind im Sanskrit ursprünglich philosophische Ausdrücke in das Leben und in die Poesie eingetreten, wo sie aber nothwendig in gewissem Grade ihre Natur ablegen. Deha, Körper, von der Wurzel dih, contaminare, ist ein solches Wort. Die ganze platonische Lehre von der Verunreinigung der reinen Geister durch ihre Vermischung mit der Materie liegt wie im Keime darin beschlossen. Auch in dehin offenbart sich der alte Spiritualismus. Es ist gerade das Um-

gekehrte von der Anſicht Homer's, welcher ſagt, die Seelen der Helden ſeyen in die Unterwelt geſendet, ſie ſelbſt aber den Hunden und Vögeln zum Raube geworden: als ob der Körper das wahre Weſen und die Seele nur eine fremde Zuthat wäre. In der epiſchen und ſelbſt in der alten gnomiſchen Poeſie wird dehin faſt immer durch mortalis nicht nur überſetzt werden dürfen, ſondern müſſen. Nun iſt die Bl. G. zwar ein philoſophiſches Gedicht, aber, was nicht überſehen werden darf, im epiſchen Styl geſchrieben. Es kann daher gar oft der Zweifel eintreten: muß dieſes und jenes Wort, an dieſer Stelle, nach dem ſtrengen philoſophiſchen Begriff, oder als ein Ausdruck des volksmäßigen Lebens gefaßt werden?"

Die Grammatik der Sanſkritſprache iſt von den Indiern ſelbſt eifrig und mannichfach in zahlreichen Werken bearbeitet worden; mehrere dieſer einheimiſchen grammatiſchen Werke ſind auch in Indien gedruckt erſchienen, aber für europäiſche Anfänger natürlich zu ſchwer und unbrauchbar. Für die Europäer ſind bisher Grammatiken geliefert worden von den Engländern Colebrooke, Carey, Wilkins, Forſter und Yates, und in Deutſchland vom Herrn Profeſſor Frank zu München. Jetzt hat Herr Profeſſor Bopp zu Berlin in ſeinem Lehrgebäude, von welchem bisher zwei Abtheilungen erſchienen ſind, eine ausführliche Bearbeitung der Sanſkritſprachlehre zu liefern angefangen. Sie zeichnet ſich aus durch Klarheit und Beſtimmtheit. Der Verfaſſer behandelt einige Gegenſtände erſchöpfender als die Engländer; die Wohllautsregeln, nach welchen die urſprünglichen Endungen der Sanſkritworte häufig verändert werden, wenn gewiſſe Buchſtaben unmittelbar auf ſie folgen, hat er in großer Vollſtändigkeit entwickelt; bei der Declination hat er eine allgemeine Caſuslehre aufgeſtellt, in welcher von jedem Caſus im Beſondern gehandelt und erklärt wird, wie derſelbe nach Maßgabe der verſchiedenen Ausgänge der Grundformen ſich bilde. Er hat dieſes gethan, damit der Anfänger in der Caſusbildung das Weſentliche von dem Zufälligen ſogleich unterſcheiden, und jeden Caſus ſowohl in ſeiner vollkommnen Geſtalt, wie auch in einzelnen Entartungen überſchauen könne. Herr Bopp iſt auch in einigen Puncten abgewichen von den engliſchen Grammatikern, und ſelbſt von den indiſchen. Anſtatt daß dieſe letztern im Paradigma den Nominativ vieler Worte mit dem Schriftzeichen wisarga, oder h, ſchließen laſſen, wie nalah, indrah, ſetzt Herr Bopp dieſe Worte mit einem ſchließenden s in das Paradigma, wie nalas, indras. Er hat ſich wegen dieſer Veränderung allerdings auf erhebliche Gründe geſtützt und gezeigt, daß durch ſein Verfahren den Anfängern manche Verwechſelungen in Betreff der urſprünglichen

Formen der Worte erspart werden. Auffallend bleibt es indeß immer, daß die indischen Grammatiker dennoch die Form mit dem wisarga wählten; diese Männer haben ihrer Sprache ein so emsiges Studium gewidmet, daß man fast voraussetzen darf, sie hätten die Form mit wisarga nicht ohne einigen Grund vorgezogen. Die Engländer schrieben in Uebersetzungen die indischen Namen, welche zu jener Gattung von Worten gehören, am Schlusse ohne das wisarga, und ließen sie also in den Vocal endigen, wie nalah, indrah. Schlegel und Bopp aber versehen auch in deutschen Uebersetzungen diese Namen mit jenem schließenden s, und schreiben daher jetzt in deutschen Texten nalas, indras. Allein sie verfahren hierin auch nicht consequent: denn wir finden bei ihnen die weiblichen Namen kesini, urwasi, welche doch nach derselben Regel geschrieben seyn müßten kesinis, urwasis. Daß sie uns wenigstens bei den Frauen diese Schlußzischlaute ersparen, darüber ist ihnen indeß gewiß nicht zu zürnen; es möchte vielmehr zu wünschen seyn, daß sie auch bei den Männern diese Zischlaute, deren die Engländer sich überhoben, nicht für nothwendig geachtet hätten. Als ein Grund für das den Männern angehängte s ist auch der Umstand angeführt worden, daß dieses s die männlichen Namen in kurz a unterscheiden würde von den weiblichen Namen in lang a. Männernamen und Frauennamen gleicher Endung finden sich indeß in den meisten Sprachen, und an mit a schließende Männernamen sind wir genug gewöhnt durch die Römer Cotta, Caecina, Catilina, Publicola und andere. Ich führe aber diesen kleinen Krieg gegen das von Schlegel und Bopp den indischen Männern wieder aufgehängte s nur deswegen, weil mich dünkt, daß die Namen ohne das s wohllautender sind als mit demselben. Die Indier selbst lehren uns durch ihre Verwandlung des am Schlusse stehenden s in wisarga, daß ein solches zu oft wiederkehrendes s übel klingt. Sehr schätzbare Untersuchungen über einzelne Puncte der Sanskritgrammatik von Humboldt und Schlegel finden sich in mehreren Aufsätzen der Indischen Bibliothek. Ein lexikographisches Werk hat in Deutschland der Doctor Rosen zu Berlin, ein Schüler von Bopp, begonnen, nämlich eine ausführlichere Bearbeitung der verba im Sanskrit. In seiner Schrift: „Corporis radicum sanscritarum prolusio" (Berlin 1826) ist dieses Werk angekündigt worden.

Die Kenntniß der Sanskritsprache gewährt uns Erläuterungen und Berichtigungen der alten Nachrichten, welche die classischen Schriftsteller über Indien und die benachbarten Länder hinterlassen haben. Interessante Erläuterungen dieser Art hat Schlegel in der Indischen Bibliothek mehrere mitgetheilt. Ich will

eine davon, welche ſich auf geographiſche, hiſtoriſche und mythologiſche Verhältniſſe bezieht, als Beiſpiel anführen. Bekanntlich wird die nordweſtliche Provinz Indiens, die heutiges Tages bei uns unter der perſiſchen Benennung Pendschâb, d. i. Fünfſluß, bekannt iſt, von fünf großen Flüſſen durchſtrömt, welche von Alexander erreicht wurden. Ueber die Art und Weiſe nun, wie die Griechen die Namen dieſer Flüſſe überliefert haben, und wie überhaupt Alexanders Genoſſen in der Geographie und Mythologie häufig verfuhren, bemerkt Schlegel folgendes: „Die alten Namen der fünf Flüſſe des Penjab. Die fünf Flüſſe, von welchen das Land am linken Ufer des obern Indus den Namen Penjab führt, folgen von Weſten nach Oſten in dieſer Ordnung aufeinander: der Behut oder Jhylum, der Chinaub, der Ravey, der Beyah und der Sutuleje. Dies ſind ihre Namen in den heutigen Mundarten des Landes; ich gebe ſie, in Ermangelung eines beſſeren, nach der engliſchen Schreibung. Bei den Geſchichtſchreibern Alexanders des Großen heißen ſie in derſelben Ordnung: Hydaspes, Akeſines, Hydraotes, Hyphaſis und Heſidrus. Die Aufgabe wäre nun, dieſe Namen in indiſchen Quellen wiederzufinden und ſie aus dem Sanſkrit zu deuten; aber es iſt die Frage, ob es uns gelingen wird. Zuvörderſt tritt hier ein auffallender Umſtand ein, den aber, ſo viel ich weiß, noch keiner von den neuern Geographen Indiens bei Erörterung der griechiſchen Berichte bemerkt hat: der zweite Name, Ἀκεσίνης, iſt rein griechiſch und bedeutet, der den Schaden heilt; buchſtäblich, Heilſchaden. Wie kommt nun ein indiſcher Fluß zu einem griechiſchen Namen? Fand ſich etwa eine zufällige Aehnlichkeit, welche durch eine leichte Umgeſtaltung zu einer glücklichen Deutung benutzt ward? Dies iſt wirklich dem Fluſſe Hiron ya-vâhus, der goldarmige, und Hiron' ya vâhos, der goldführende, begegnet, welcher als Ἑρανnοβόας, der lieblichrauſchende, ſo claſſiſch lautet, daß er uns in den homeriſchen Geſängen nicht als fremd auffallen würde. Heſychius gibt uns die Auflöſung des Räthſels durch folgenden kurzen Artikel: Σανδαροφάγος· ὑπὸ Ἀλεξάνδρου ποταμὸς μετωνομάσθη, καὶ ἐκλήθη Ἀκεσίνης. Der Fluß hieß alſo anders, aber Alexander ertheilte ihm aus ſeiner freien Vollmacht als Herrſcher und Eroberer einen neuen Namen. Der alte gefiel ihm vermuthlich nicht, war ihm nicht wohlklingend genug, oder er fand gar etwas Unheilbedeutendes darin. Die auf — φάγος ausgehenden Zuſammenſetzungen ſind der griechiſchen Sprache geläufig, und Ἀνδροφάγος, der Männerfreſſer, lag ganz nahe. Ein ſcharfſinniger Kenner der alten Geſchichte hat mir die Vermuthung mitgetheilt, daß die Macedonier den Namen ihres Königs in der Volksmundart vielleicht

abgekürzt Xandros aussprachen, so daß in Sandrophagos etwas Drohendes gegen ihn selbst zu liegen schien. Ueberdies hatte er ja mit dem Akesines große Absichten: er wußte, daß dieser die Gewässer der übrigen Flüsse dem Indus zuführte; auf den Fluthen beider sollte Nearchus in den Ocean gelangen. Alexander schiffte sich auf dem Hydaspes ein, an dessen Ufer die Flotte erbaut war, und fuhr bis zu dessen Mündung in den Akesines hinab. Aber hier, wo die durch die Regenzeit angeschwellten Gewässer zwischen engen Felsenufern zusammentrafen, erlitt er große Gefahr und büßte an Mannschaft und Schiffen nicht wenig ein. Es ist wirklich als ob der tückische Flußgott für die angethane Gewalt sich hätte rächen und seines neuen Namens spotten wollen. Indessen hat Alexanders Machtgebot so gut gegolten, daß der Fluß dem ganzen classischen Alterthum sowie den neuern Erzählern der alten Geschichte immer der Akesines blieb. Nur ein Glossator hat uns aus dem Bericht eines Zeitgenossen oder eines späteren Geschicht- oder Reisebeschreibers die wirkliche Unterschiebung verrathen.

Auf den wahren Namen eines Flusses möchte uns so viel nicht ankommen, wenn nur die Einerleiheit des geographischen Gegenstandes feststeht; aber diese Anekdote, dieser Zug von Alexanders Verfahrungsweise ist wichtig für die Kritik seiner Geschichte. Es finden sich mehr dergleichen. Die letzte Niederlage erlitt Darius bei dem Flecken Gaugamela; dieser Name misfiel dem Ohr des Siegers, er nannte es die Schlacht bei Arbela, wiewohl dies fünf bis sechshundert Stadien von der Wahlstatt entfernt lag. Den Paropamisus nannte er den Kaukasus, warum? weil Hercules bis zu diesem Gebirge hindurchgedrungen war, um den Prometheus zu erretten. Als man im Indus Krokodile bemerkt hatte, schrieb er in kindischer Freude an seine Mutter, er habe die Quellen des Nils entdeckt. — Wer unnütze Mühe liebt, der möge nach solchen Proben das fabelhafte Nysa in der Wirklichkeit aufsuchen. Aus indischen Quellen wird es weder sachlich noch sprachlich nachzuweisen seyn. Alexander begehrte ein bacchisches Nysa, und man fand ihm eins. Da die nysäischen Gefilde bereits aus Thracien, wo sie beim Homer liegen, nach Arabien hingewandert waren, so konnten sie nun wohl durch einen neuen Schwung nach Indien gelangen. Es fehlte nicht viel, sagte Eratosthenes witzig genug, so hätten die Begleiter Alexanders auch den Schlauch wiedergefunden, worin Aeolus dem Ulysses die Winde einband. —

Wir kehren zum Akesines zurück. Die Angabe des Hesychius bestätigt sich vollkommen. Der wahre Name des Flusses war chandrabhâgâ, oder tschandrabhaga. Dieser Name ist

ſo claſſiſch wie möglich, denn er ſteht im Amara-Koſcha (lib. I, cap. II, sect. 3, Sl. 34), er konnte mit griechiſchen Buchſtaben nicht wohl genauer geſchrieben werden. Der erſte Beſtandtheil iſt derſelbe wie in dem Namen des chandra-guptas, Σανδρόκυπτος; der zweite kommt, nur mit verſchiedener Quantität der erſten Sylbe, in dem Namen eines indiſchen Königs vor: Σοφαγασῆνος, su-bbagasênas (vergl. Bd. 1, S. 248). Chandra heißt der Mond, bbâga, pars, portio. Auch in der neueren Zeit iſt dieſer Name noch nicht vergeſſen worden. Abul-fagel ſagt in ſeinem Ayin-Akberi: „Ein anderer Fluß iſt der Chinab, nach Chanderbakha genannt. Auf dem Gipfel der Gebirge von Khutwar entſpringen zwei Quellen, wovon die eine Chander, die andere Bakha heißt. In der Nachbarſchaft von Khutwar vereinigen ſie ihre Ströme, und werden dann Chanderbakha genannt.“ Dieſe Erklärung laſſe ich dahingeſtellt ſeyn. Wilſon gibt in ſeinem Wörterbuche eine andere. Durch das Bisherige iſt auch beiläufig eine Vermuthung des gelehrten Geographen Mannert beſeitigt, der in dem Fluſſe Akes beim Herodot, durch die Aehnlichkeit des Lautes verführt, den Akeſines oder heutigen Chinab zu erkennen glaubte. Wenn dieſer Fluß vor Alexander dem Großen gar nicht Akeſines hieß, ſo kann auch weder der letzte Name als eine Verlängerung von jenem, noch Akes als eine Verkürzung von Akeſines betrachtet werden. —

Ich gehe nun zu den übrigen Flüſſen fort. Nach obiger Probe würde man ſich nicht wundern, wenn auch das Uebrige nicht zuträfe; indeſſen hat dabei nur eine beſcheidnere Willkür ſtatt gefunden, um dem fremden Namen den Schein des Hellenismus zu geben. Die indiſchen Lexikographen ſind leider ſehr karg mit geographiſchen Namen, und laſſen dabei noch überdies alle örtlichen Beſtimmungen weg. In einem noch ungedruckten, für die alte Erdkunde Indiens wichtigen Abſchnitte des Maha-Bharatam, den Hr. Laſſen nächſtens mit einer ausführlichen Abhandlung herausgeben wird, werden die Flüſſe des Penjab aufgezählt, und zwar von Oſten nach Weſten:

Pantscha nadjo wahantjetâ jatra pîluwanadbahih
Satadrutscha wipâśâ tu tritijeirâwati tathâ
Tschandrabhâgâ witastâ tscha sindhuschaschtâ bahirgireh.

Ich überlaſſe meinem gelehrten Freunde die Erklärung des Uebrigen und hebe nur die Namen heraus. Vitastâ, der nächſte am Indus, der Hydaspes. Dieſer Name fehlt in Wilſon's Wörterbuch. Er hat ſich aber noch in neueren Zeiten im Andenken erhalten, und wird im Ayin-Akberi angeführt, nur mit der verderbten Schreibung Beduſta (Gladwin Ay. Akb. II, p. 132).

Andere Sanſkritnamen ſind vâhadhâ, saita vâhini (Am. Ko. ed. col. p. 61, sl. 32). Die Beſtandtheile beider ſind klar, aber von dem letzten finde ich die Beziehung nicht befriedigend angegeben. Vâhadâ, die Armgeberin, heißt der Fluß, weil ein Heiliger ſeine unbrauchbar gewordenen oder ſonſt eingebüßten Arme durch ein Bad darin wiedererhalten haben ſoll. Aus Vâhadâ iſt das heutige Behat verderbt. Man kann zweifeln, aus welchem der beiden Namen, vitastâ oder vâhadâ, ὑδάσπης gebildet iſt. Denn die beiden erſten Sylben des griechiſchen Namens ὑδα drücken ſo genau wie möglich die beiden letzten des indiſchen va-hadâ aus. Indeſſen iſt es doch wahrſcheinlicher, daß vitasta ſo verdreht worden. Wir werden die Sylbe vi, da der erſte Buchſtabe den Griechen fehlte, noch einmal durch ὑ ausgedrückt finden. Man hat in der erſten Sylbe ὑδ-άσπης den Anklang auf ὕδος, ὕδωρ, in den beiden andern auf eine häufige perſiſche Endung von Perſonen- und Ortsnamen -ασπης geſucht. Der Fluß Choaspes war längſt berühmt.

Den Akeſines habe ich ſchon abgefertigt. Er hieß Chandrabhâgâ, die Griechen konnten es wiſſen, aber ſie fragten nichts darnach; wenn einmal das Irrige ihrem Ohr und ihrer Einbildungskraft geſchmeichelt hatte, ſo fanden die Berichtigungen wenig Eingang bei ihnen. Sie wußten auch, daß der Indus in der Landesſprache Sindus, eigentlich sindhus hieß; Plinius ſagt (VI, cap. 20): Indus incolis Sindus appellatus; der Verfaſſer der Umſchiffung des erythräiſchen Meeres hat es noch genauer: Σίνθος. Dennoch iſt er immer der Indus geblieben, weil man es einmal von den Perſern ſo gehört hatte, und wir müſſen es nun auch ſo beibehalten. Der dritte Fluß abwärts vom Indus, der oder vielmehr die Airâvati, denn die indiſchen Flußnamen ſind mit wenigen Ausnahmen weiblich; griechiſch der Hydraotes oder Hyarotis. Der neuere Name Ravey iſt vermuthlich aus dem Sanſkrit abgekürzt. Der Elephant des Indras, zugleich einer von den Trägern des Erdbodens am nordöſtlichen Ende, heißt Airâvata; daraus iſt mit einer weiblichen Endung Airâvatî gebildet. Doch führt die weibliche Gefährtin des Airavatas (in der indiſchen Mythologie ſind auch die Weltelephanten, wie die Götter, von ihren Gattinnen unzertrennlich) noch einen andern Namen (Am. Ko. I, cap. I, sect. 2, sl. 6). Wie weit die brahmaniſche Mythologie um ſich gegriffen hat, läßt ſich daraus abnehmen, daß ein Hauptfluß der Halbinſel jenſeit des Ganges, Iravaddy, auch der Fluß von Ava genannt, denſelben Namen führt, wie jener im nordöſtlichen Indien. In Ὑδραώτης ſcheint wiederum der Anklang von ὕδωρ, ὑδραίνω, geſucht zu ſeyn. Doch geben die Handſchriften des Strabo Ὑαρώτις,

welches dem wahren Laute näher kommt. Der neueſte deutſche Herausgeber war geneigt Ὑαρώτης zu ſchreiben, um es der Form des Namens beim Arrian anzunähern; aber die Endung auf -τις entſpricht der indiſchen beſſer. Curtius, deſſen Anſehn übrigens in geographiſchen Angaben äußerſt gering iſt, hat Hyarotes. Der vierte abwärts vom Indus iſt die Vipâsâ, nach einer abgekürzteren Form Vipâs (Vgl. Am. Ko. daſ.). Der Name, die Entfeſſelnde, bezieht ſich wieder auf eine Legende, die Wilſon angibt. Es iſt, mit Rückſicht auf die obige Bemerkung über die Sylbe vi, durch Hypasis ziemlich genau wiedergegeben. Dieſe Schreibung Ὕπασις hat vor der andern Ὕφασις den Vorzug. Die letzte findet ſich beim Arrian; Plinius hat Hypasis, Strabo verderbter Weiſe Ὕπανις. Dieſes hat Weſſeling aus einem wunderlichen Einfalle an zwei Stellen des Diodor in den Text geſetzt, wiewohl an der einen die Autorität aller Handſchriften, eine einzige ausgenommen, dagegen war. Welche Grundſätze haben denn die großen Philologen bei ſolchen Dingen befolgt? Sie werden vorſichtig handeln, wenn ſie ſich künftig bei Kennern der Sprache Raths erholen. Der letzte Fluß gegen Oſten unter den fünf des Penjab iſt die Satradru, heut zu Tage Setledge. Die Ausſprache des alten Namens war ſchwankend; es findet ſich Sitadru, auch Satudri; doch ſcheint jene Form, die auch in dem obigen Texte ſteht, die echteſte zu ſeyn, weil ſie die beſte Bedeutung gibt, die hundertſtrömige. Dieſer Fluß kommt, ſoviel ich weiß, bei keinem der ältern Schriftſteller vor, als beim Plinius (H. N. lib. VI, cap. 17), der ihn, nach griechiſchen Vorgängern ohne Zweifel, Hesidrus nennt. Die Endung iſt beibehalten, der Anfang verändert, man ſieht nicht warum, da alles ohne Schwierigkeit ausgedrückt werden konnte, wofern man nicht einen Anklang an geläufige Namen, Ἡσιόνη, Ἡσίοδος, ſuchte. Spätere Geographen geben die Namen genauer, jedoch ſcheint dieſe Berichtigung auf geographiſche Lehrbücher eingeſchränkt zu ſeyn." Ich habe hier der Kürze wegen manche in den Zuſammenhang verflochtene weitere Erörterungen und Beweiſe der aufgeſtellten Sätze weglaſſen müſſen.

Die Kenntniß der Sanſkritſprache bringt Licht in die ſprachvergleichenden Unterſuchungen, in die tiefere Erforſchung des etymologiſchen Zuſammenhanges zwiſchen der indiſchen, perſiſchen, griechiſchen, lateiniſchen, germaniſchen und ſlaviſchen Sprache, in die Erkennung der Grundſätze und Anſichten, nach welchen überhaupt die ſprachlichen Bezeichnungen der Begriffe gewählt und gebildet worden ſind. Humboldt ſagt: „Ohne möglichſt gründliches Studium des Sanſkrit iſt weder in der Sprachkunde, noch in derjenigen Art Geſchichte, die damit zuſammenhängt, das Mindeſte

auszurichten." Chezy bemerkt: „Das Studium des Sanſkrit, blos für ſich betrachtet, vernichtet beinahe alle etymologiſchen Syſteme, welche man bis jetzt aufzubauen verſucht hat. Dieſes Studium iſt durchaus unentbehrlich, um unſere Forſchungen mit einiger Sicherheit in einem Labyrinthe zu leiten, wo man nur allzu oft nichts als Chimären angetroffen hat." Schlegel verſpricht in der „Indiſchen Bibliothek" die Herausgabe einer grammatiſchen und etymologiſchen Sprachvergleichung zwiſchen dem Sanſkrit, dem Griechiſchen und Lateiniſchen, und den verſchiedenen alten Mundarten des deutſchen Sprachſtammes, der gothiſchen, angelſächſiſchen, fränkiſchen, isländiſchen, welche durch eine ſyſtematiſche und vollſtändige Unterſuchung des innerſten Baues und der grammatiſchen Elemente jener Sprachen, die Verwandtſchaft derſelben nach ihrem wahren Weſen und den Graden ihrer Abſtufung darlegen ſoll. Er ſagt: „Quid igitur? Num origines linguarum Pelasgicarum et Germanicarum ab Indo et Gange repetere molimur? Minime quidem. Nullam harum ab altera derivatam dici posse censeo, sed omnes, deductis in contraria rivulis, ab eodem fonte fluxisse." In der „Indiſchen Bibliothek" hat er manche einzelne ſchätzbare Beiträge zu dieſen Unterſuchungen geliefert. Bopp hat angefangen den Gegenſtand zu behandeln in ſeiner Schrift: „Ueber das Conjugationsſyſtem der Sanſkritſprache," in ſeiner Abhandlung: „Analytical comparison of the Sanskrit, Greek, Latin and Teutonic languages," welche in den zu London erſchienenen „Annals of oriental Literature" enthalten iſt, und in ſeiner Schrift: „Zergliederung des Sanſkrit, und der mit ihm verwandten Sprachen;" „Abhandlungen der berliner Akademie," 1824. Intereſſante Bemerkungen haben auch Hr. Schmithenner in ſeiner „Urſprachlehre," Frankf., 1826, und Hr. Liſch in ſeinen „Beiträgen zur allgemeinen vergleichenden Sprachkunde," erſtes Heft, die Präpoſitionen, Berlin, 1826, mitgetheilt. Letzterer ſagt richtig: „Die Etymologie kommt ſelten zu ihrem Zweck, wenn ſie die Grundbeſtandtheile einer Sprache in derſelben und durch dieſelbe allein auffinden will; gewöhnlich ſind dieſe Elemente ſo verſteckt, daß man erſt durch Mittelglieder auf die Gleichheit zweier Formen in verſchiedenen Sprachen ſchließen kann." Als Probe der in der indiſchen Bibliothek gegebenen Beiträge führe ich Schlegel's Bemerkung über die Verwandlung des palatalen s der Sanſkritſprache an. An der Stelle dieſes s erſcheint in den entſprechenden griechiſchen und lateiniſchen Wörtern ein Gutturalbuchſtabe, im Griechiſchen meiſtens ein k, im Lateiniſchen ein c oder qu.

dasa.	*δέκα.*
sankha.	*κόγχη.*

dadarsa.	δέδορκα.
pasu.	pecus.
satam.	centum.
winsati.	viginti.
suni.	canis.

Der indiſche Vocal der erſten Sylbe dieſes Wortes findet ſich in der griechiſchen Form des Wortes κύων, κυν-ὸς, wieder. In den deutſchen Sprachen erſcheint ſtatt jenes s oft ein h; daher der indiſche sasa bei uns als Haſe übrig iſt.

Eine ähnliche Bemerkung macht Liſch, indem er ſagt: Die beiden Palatinen tscha und dscha der Sanſkritſprache werden in den verwandten Sprachen oft durch einen aſpirirten Labial erſetzt, nämlich f oder v und w; obgleich jenen die Gutturale näher ſtehen, und ſie im Sanſkrit ſelbſt häufig in dieſe aufgelöſt werden.

tschatur.	fidvor.	goth.	vier.
pantschan.	fimf.	goth.	fünf.
tschur.	fur.	lat.	ſtehlen.
tschar.	faran.	althochd.	gehen.
dschiw.	vivere.	lat.	leben.
dschala.	welle.	deutſch.	
tschal.	wallan.	althochd.	zittern.

Daß das griechiſche τέσσαρες und das deutſche vier einerlei Wort ſeyen, erſcheint zuerſt wenig glaublich; aber es wird deutlich, wenn man die verſchiedenen Formen des Wortes in den verwandten Sprachen vergleicht, wie:

Sanſkr.	tschatur.
Griech.	τέτταρες.
Lat.	quatuor.
Goth.	fidvor.
Deutſch.	vier.
Perſ.	tschehar.
Poln.	cztery.

Ueber eine Wurzel, welche im Sanſkrit, im Griechiſchen und im Lateiniſchen die beiden Begriffe des Leuchtens und des Redens bezeichnet, ſagt Schlegel: „Die beiden Begriffe des Leuchtens und des Redens laſſen ſich durch den gemeinſamen des Offenbarwerdens vermitteln. Aber unſer Zeitalter, wenn es ein ſpracherfindendes wäre, würde nach ſeiner zergliedernden und ſondernden Denkart dieſe Verwandtſchaft ſchwerlich hervorgehoben haben. In den alten Sprachen iſt ſie unverkennbar niedergelegt. Daſſelbe

Wurzelwort, nur aus einem Conſonanten und einem Vocal beſtehend, bedeutet im Sanſkrit ausſchließend leuchten, im Lateiniſchen ausſchließend reden, und im Griechiſchen beides zugleich.

bhâ.	fa-ri.	φα-μι.

Es verſteht ſich, bei ſolchen Vergleichungen muß man im Griechiſchen die hörbaren Beſtandtheile ſo auffaſſen, wie ſie vor Einführung des Jonismus geweſen, und auch in andern Mundarten geblieben ſind. Man wende nicht etwa ein, die beiden Bedeutungen ſeyen im Griechiſchen weſentlich verſchiedenen Formen eigen, welche nicht auf dieſelbe Wurzel zurückzuführen ſeyn möchten. Φαίνω ſteht in demſelben Verhältniſſe zu φαμι, wie βαίνω zu βαμι. Wollte man ferner ſagen: φαίνω, φάος, φαεινὸς u. ſ. w. ſeyen nicht von φαμι, ſondern von φάω abzuleiten, ſo läuft auch dieſes auf eins hinaus. Denn die Conjugation der Zeitwörter auf ω iſt nur eine ſpäter entſtandene Form; die auf μι war urſprünglich die allgemeine. Hierüber kann ich mich vorläufig auf Hrn. Bopp berufen, wiewohl ich nicht in allen Puncten mit ihm übereinſtimme, und es mir vorbehalte, die Beweiſe, in deren Beſitz ich längſt war, auf meine Weiſe auszuführen. Durch den häufigen Gebrauch, ſowohl im gemeinen Leben, als in der epiſchen Poeſie, hat ſich φημὶ etwas abgenutzt, und daher mag es kommen, daß der Vocal in manchen Bildungen verkürzt wird, da er in den beiden andern Sprachen durchgängig lang bleibt. Dem fari wohnt eine gewiſſe Feierlichkeit bei; deswegen iſt es vornämlich den Dichtern anheim gefallen, und vermuthlich war dies die Urſache, warum es defectiv geworden. Verſchiedene Ableitungen, z. B. infans, fabula, facundia, beweiſen jedoch einen vertraulicheren Gebrauch. Die Uebereinſtimmungen in der Form der Conjugation iſt vollkommen; das Wort gehört zu der beſonderen Claſſe von Zeitwörtern (zu der zweiten Conjugation der indiſchen Grammatiker), welche die Biegungsſylbe unmittelbar an die Wurzel anfügen, und daher im Präſens durchgängig zweiſylbig bleiben.

Singularis.

1.	bhâmi.	φαμι.
2.	bhâsi.	φασι.
3.	bhâti.	φατι.

Pluralis.

1.	bhâmas.	φαμες.
2.	bhâtha.	φατε.
3.	bhânti.	φαντι.

Daſſelbe gilt vom Lateiniſchen, nur mit der Einſchränkung, daß das Wort blos in der Form des Mediums üblich geblieben iſt. Auch manche Ableitungen ſind einander auffallend ähnlich: bhâs, lux; φάος, contr. φῶς; fas, Licht und Recht. Das Wort iſt im Lateiniſchen biegungslos, wie auch die Sache unbiegſam und unveränderlich war. Ferner bhâskaras, der Lichtwirker, die Sonne; φαοσφόρος, φωσφόρος, der Lichtbringer. Die Wurzel des zweiten Beſtandtheils iſt verſchieden, aber die Form der Zuſammenſetzung ganz dieſelbe. Fama und φήμη, das iſt bekannt; man würde nur willkürlich annehmen, dieſes Wort ſey erſt im literariſchen Zeitalter von den Dichtern ins Lateiniſche übertragen worden; man findet echt lateiniſche Bildungen von ganz ähnlicher Art. Es gibt auch ein indiſches bhâma (masc.), aber in anderer Bedeutung: lux, splendor, sol. — Fatum, ein Wort aus der alten prieſterlichen Lehre, das Verhängniß, eigentlich das Ausgeſprochene, von wem anders, als von der Gottheit? In dem griechiſchen θέσφατον iſt beſtimmt ausgedrückt, was bei jenem hinzugedacht werden muß. Auf den alten Gebrauch bei den Orakeln deutet ferner das homeriſche ὑποφήτης. Man hat auch Faunus und faustus durch Vermittelung des homeriſchen Frequentativs πιφαύσκω hierher ziehen wollen; dieſe Wörter möchte ich lieber a favendo ableiten. Wiewohl im Sanſkrit das Grundwort und die unmittelbaren Ableitungen davon ſich ausſchließend auf den Begriff des Leuchtens beziehen, ſo finden ſich doch Spuren von der vormals gemeinſamen Bedeutung. Die beiden Zeitwörter:

bhâs.	bhâsate.	lucet.
bhâsch.	bhâschate.	loquitur.

werden von den indiſchen Grammatikern in den Wurzelverzeichniſſen aufgeführt, wie manche andere, die man ſchwerlich für Wurzeln im ſtrengſten Sinne des Wortes gelten laſſen kann. Das erſte iſt ausgemacht von dem Subſtantiv bhâs, lux, abgeleitet. Das zweite unterſcheidet ſich nur durch eine Variation der Ausſprache, welche aber in der Abſicht aufgebracht worden zu ſeyn ſcheint, um die beiden Bedeutungen auseinander zu halten."

Die ſogenannten ſemitiſchen Sprachen, nämlich die hebräiſche, chaldäiſche, ſyriſche, arabiſche und andere dahin gehörige, hat man in den neueſten Zeiten als mit den kaukaſiſchen oder indiſch-germaniſchen durchaus nicht verwandt betrachtet, anſtatt daß man ehemals aus dem Hebräiſchen alles, und daher auch das Griechiſche und Lateiniſche ableiten wollte. Die neuere Anſicht iſt auch gewiß richtig, ſo lange man den Begriff der Sprachverwandtſchaft in der gewöhnlichen Geltung feſthält. Allein der Grad der Ver-

wandtſchaft iſt zwiſchen den einzelnen verwandten Sprachen unſtreitig ſehr verſchieden; es möchte für die ſprachvergleichenden Forſchungen zweckmäßig ſeyn, daß man gewiſſe Grade der Sprachverwandtſchaft feſtſetzte und darnach beſtimmte, welche Sprachen im erſten, welche im zweiten, welche in einem entfernteren Grade mit einander verwandt ſeyen. Es wird leicht zugegeben werden, daß die Verwandtſchaft des Italieniſchen mit dem Spaniſchen von einer andern Art ſey, als die Verwandtſchaft des Lateiniſchen mit dem Deutſchen, ungeachtet man ſich bisher damit begnügt hat, von beiden Fällen zu ſagen, es finde Sprachverwandtſchaft ſtatt. Ein entfernter Grad der Verwandtſchaft nun iſt vielleicht auch zwiſchen den ſemitiſchen und den kaukaſiſchen Sprachen einzuräumen. Denn eine große Anzahl von Wurzeln iſt in beiden Sprachſtämmen mit gleicher Bedeutung vorhanden, wovon folgende Beiſpiele als Probe dienen mögen.

ar.	taur.	taurus.
—	karn.	cornu.
—	hamal.	Hammel.
—	feres.	Pferd.
—	kitt.	Katze.
hebr.	gedi.	hoedus.
—	ges.	Geis.
—	elef.	ἔλαφος.
ar.	mar.	mares. männlich.
—	ethel.	edel.
—	mâl.	mal. Reichthum.
hebr.	schen.	dens.
ar.	thedj.	Zitze.
—	wagna.	Wange.
—	erd.	Erde.
—	tera.	terra.
—	turb.	turf. engl.
—	eik.	Eiche.
—	rûch.	Ruhe.
—	rich.	riechen.
hebr.	ruach.	Rauch. griech. θυμός, ſanſkr. dhuma.
ar.	nadj.	naß. plattd. nat.
—	tâl.	tall. engl.
—	temel.	temul-entus.
—	mehel.	mâhl-ig.
—	schereb.	sorb-eo.
—	gâ.	gehen. ſanſkr. gâ.
—	schôk.	ſuchen.

hebr.	mesek.	miſchen.
—	eber.	über.
ar.	ubr.	Ufer.
—	beled.	Feld.
—	chûr.	kören.
—	gûd.	gut.
—	fûd.	baten, nützen.
—	karad.	kratzen.
—	horr.	Herr.
—	charab.	graben. γράφειν.
—	gebel.	Gipfel.
hebr.	hôr.	ὄρος.
—	ôr.	ἦρ.
—	jada.	εἰδέναι.
ar.	kâl.	καλέω.
—	hale.	halo.
—	lûch.	luceo.
—	salat.	ſchalten.
—	ferech.	freuen.
—	selek.	ſchleichen.
—	hân.	Hohn.
—	seleb.	ſchleppen.
—	teren.	Dirn.

Auch in den grammatiſchen Formen dieſer Sprachen zeigen ſich Verwandtſchaften, deren Erörterung hier freilich übergangen werden muß.

Von der Sanſkritſprache wende ich mich zur Sanſkritliteratur, welche uns bekannt macht mit der Religion, der Philoſophie, der Geſchichte, der Geſetzgebung, den Sitten, der Geiſtesbildung, der Dichtkunſt der alten Indier. Dieſe Gegenſtände haben aus mehreren Geſichtspuncten ein wiſſenſchaftliches Intereſſe, und daher kann auch das Studium der Sanſkritliteratur nicht ohne Reiz und Nutzen ſeyn.

Die Religion der alten Indier kann in ihrer wahren und urſprünglichen Beſchaffenheit, wie ſchon oben bemerkt worden, nur aus der eigenen Literatur des Volkes erkannt werden, und alles, was europäiſche Reiſende und Miſſionare hierüber berichten, kommt gar nicht in Betracht gegen das, was jene Quellen lehren. Die Religion der Indier hat ihren Einfluß auf die Bildung der Völker weit erſtreckt, nicht blos auf die Halbinſel dieſſeit des Ganges, ſondern auch auf die jenſeit des Ganges, auf Tibet, die Mongolei und China bis nach Sibirien, und ſüdlich bis nach Jawa und Pali. Der Glaube an die Einheit des höch-

ſten Weſens lag dieſer Religion zum Grunde, aber ſie perſonificirte göttliche Kräfte, Wirkungen und Helden der Erde zu göttlichen Weſen. Sie erlitt im Laufe der Zeit große Veränderungen; die Verehrung bisher unbekannter Götter ward eingeführt; verſchiedene Religionsſyſteme entſtanden, berührten ſich feindlich und ſuchten ſich ein Gebiet zu erwerben. Wiewohl wir dieſe allgemeinen Thatſachen kennen, ſo wiſſen wir doch bis jetzt nichts Genaues und einigermaßen Vollſtändiges über die Schickſale der indiſchen Religion. Hat man gleich bei uns verſucht Darſtellungen dieſes Gegenſtandes zu liefern, ſo beruhen ſie doch auf ſehr unzureichenden Grundlagen. Wären, wie es bei ſo manchen wiſſenſchaftlichen Fragen der Fall iſt, gar keine bedeutenden Quellen für den Gegenſtand vorhanden, ſo würde das Unternehmen, ſolche Darſtellungen jetzt zu liefern, noch mehr gerechtfertigt ſeyn. Denn wenn die Kenntniß der Quellen abgeſchloſſen iſt, ſo bleibt nichts übrig, als daraus zu machen, was man kann. Mislicher aber wird nun jenes Unternehmen dadurch, daß wirklich eine große Anzahl noch unerforſchter Quellen der indiſchen Religionsgeſchichte in der Sanſkritliteratur vorhanden iſt, und daß man nach dem jetzigen Stande der Studien eine jährlich wachſende Kenntniß jener Quellen vorausſetzen muß. Es ſcheint in dieſer Sache doch unumgänglich nothwendig zu ſeyn, daß man zuvörderſt den Inhalt der Wedas genau kenne; und die Ausführung dieſes Punctes allein erfordert noch viele Arbeit und Zeit. Indeß ſind doch diejenigen, welche ſchon jetzt Schilderung und Geſchichte der indiſchen Religion uns geben, doch nicht durchaus zu tadeln; ſie bemühen ſich wenigſtens das bis jetzt bekannt Gewordene in einen Zuſammenhang zu bringen. Nur iſt ihnen wahrſcheinlich zu rathen, daß ſie über viele Puncte nicht abſprechen, ſondern ſich hypothetiſch ausdrücken. Dadurch daß die indiſche Religion ſich in die öſtlicheren Länder Aſiens verbreitete, iſt auch die Sanſkritſprache in dieſe Gegenden verpflanzt worden. Sie erſcheint als Paliſprache wieder in der Halbinſel jenſeit des Ganges, worüber wir neulich Unterſuchungen erhalten haben von Burnouf und Laſſen in der Schrift: „Essay sur le Pali,“ Paris, 1826; ſie erſcheint auf Jawa wieder als Kawiſprache, wie beſonders der Engländer Stamford Raffles in ſeiner „Beſchreibung von Jawa“ vor einigen Jahren gezeigt hat.

Die Philoſophie der Indier hat gleichfalls Perioden verſchiedenen Charakters durchlebt und divergirende Syſteme in ſich entſtehen geſehen. Die Namen dieſer Syſteme, wie Sankhya, Nyaja, Mimanſa, Joga und andere, werden häufig erwähnt, und über jedes derſelben ſind zahlreiche Schriften in der Sanſkritliteratur vorhanden. Hr. Colebrooke, der erfahrenſte Forſcher in

den indischen Studien, hat uns neulich eine schätzbare Charakteristik dieser Systeme geliefert im ersten Bande der „Verhandlungen der asiatischen Gesellschaft zu London;" aber es ist noch Anlaß zu näheren Erörterungen genug vorhanden. Zur Philosophie der Indier darf auch das von Schlegel in der Schrift Nr. 1 herausgegebene, durch frühere Uebersetzungen unter uns schon bekannte Gedicht „Bhagawad Gita" gezählt werden. Das in diesem Gedichte über den Werth des Handelns im Leben und über die beschauende Yogalehre geführte philosophische Gespräch wird durch den eben bevorstehenden Ausdruch einer Schlacht veranlaßt. Das Heer der Pandus und das Heer der Kurus, welche blutsverwandt mit einander sind, stehen im Gefilde Kurukschetra gegen einander gereihet, und schon beginnen die Geschosse zu fliegen. Der junge Held Ardschuna steht im Heere der Pandus und sieht die Blutsfreunde vor sich, gegen welche er nun das Schwert zücken soll. Da sträubt sein Herz sich diese That zu vollführen, und Muthlosigkeit befällt ihn; seine Muthlosigkeit entspringt aus einem sittlichen Gefühle; es ist die übelste aller Vorbedeutungen, seine nächsten Blutsfreunde bekämpfen zu sollen. Da spricht er zu Krischna: haud cupio victoriam, Krishna, neque imperium, nec voluptates. Quorsum nobis imperium, Vowie? quorsum opes vel vita etiam? Quorum gratia cupiuntur nobis imperium, opes voluptatesque, ii ipsi ad pugnam congressi sunt, anima divitiisque suis projectis: magistri, patres, filii, avique itidem, avunculi, soceri, nepotes, levires, nec non agnati. Istos caedere nolo, vel maxime caedentes, o Madhuis interfector! ne mundo quidem tergemino imperandi gratia, nedum propter orbem terrarum. Es folgt darauf das Gespräch zwischen Ardschuna und Krischna, über welches Humboldt sagt: „Es scheint mir gewiß, daß diese Episode des Mahabharata das schönste, ja vielleicht das einzige wahrhaft philosophische Gedicht ist, das alle uns bekannte Literaturen aufzuweisen haben. — Daß aber in der Gita von dem doppelten Charakter der Yogalehre, dem religiösen und praktischen, mehr und vorzüglich der letztere der Sankhyalehre entgegengesetzt wird, entspringt aus der Natur dieses Gedichtes selbst. Es ist kein abgesondertes philosophisches Werk, sondern eine Episode einer Epopöe. Der dem Streit entsagende Arjunas, eine in dieser Stimmung wohl nie sonst geschilderte Heldengestalt, soll überzeugt werden, daß er streiten muß. Darum muß ihm die Nothwendigkeit und die Schuldlosigkeit des Handelns, des Kämpfens, ja des Mordens vorgelegt werden, und nie ist das wohl mit größeren, mehr umfassenden und zur tiefsten Ansicht des Seyns und Nichtseyns hinabsteigenden Argumenten ge-

ſchehen. Darum kehrt in den abſtracteſten Theilen der Unterſuchung immer der Aufruf zum Kampfe wieder, und erhöht durch dieſen Contraſt ſelbſt die poetiſche Wirkung." Eine ſehr ſchöne und klare Darſtellung des Inhalts dieſes Gedichtes haben wir in Humboldt's Abhandlung über die Bhagawad Gita, Berlin, 1826, erhalten. Das Sankhjaſyſtem oder rechnende Syſtem ſcheint das ſchließende, ſpeculirende zu ſeyn, und Schlegel drückt es daher durch disciplina rationalis aus. Das Jogaſyſtem iſt das anſchauende, in die Betrachtung des Ewigen ſich vertiefende; Schlegel drückt es aus durch devotio.

Die Geſchichte der alten Indier, die frühere Beſchaffenheit der bürgerlichen und häuslichen Einrichtungen dieſes Volkes werden aus mannichfaltigen Theilen der Sanſkritliteratur Aufklärungen erhalten. Sowie die homeriſchen Geſänge Folgerungen in Betreff des früheren Zuſtandes des griechiſchen Volkes gewähren, ebenſo erlauben dieſes auch die alten indiſchen Heldengedichte Ramajana und Mahabharata in Betreff der Angelegenheiten Indiens. Herr Remuſat und Andere haben darauf aufmerkſam gemacht, wie die Puranas für die ältere Geſchichte und Geographie Indiens benutzt werden können. Für die Verhältniſſe eines ſpäteren Zeitalters geben die im Lande an manchen Orten noch vorhandenen Sanſkritinſchriften manche Beſtimmungen. Daß die Sanſkritliteratur Werke enthalte, welche als ſchriftſtelleriſche Erzeugniſſe ein Intereſſe haben, welche mit dichteriſchen Reizen geſchmückt ſind, iſt ziemlich anerkannt, und in den vorliegenden Schriften ſind hierfür manche neue Beweiſe gegeben. Indiſche Werke, welche in dieſer Beziehung Werth haben, werden noch in großer Anzahl bekannt gemacht werden können, und bei dem jetzigen Stande des Sanſkritſtudiums gewiß bald bekannt gemacht werden. In Paris iſt man beſchäftigt, unter Aufſicht Chezy's den Originaltext des Schauſpieles Sakontala herauszugeben. In Calcutta arbeitet Herr Wilſon, der verdiente Herausgeber des Gedichtes Maghaduta oder der Wolkenbote und des Sanſkritwörterbuches, an einer Ausgabe mehrerer anderer Schauſpiele, wie Wikrama und Urwaſi, Malati und Madhawa, Ratuawali, Uttara rama tſcharitram, oder die ſpäteren Schickſale des Rama. Schlegel hat über dieſe Schauſpiele aus einem Briefe von Wilſon einige nähere Nachrichten im zweiten Bande der „Indiſchen Bibliothek" gegeben, und auch allgemeine Bemerkungen über das indiſche Schauſpiel hinzugefügt.

Es kann nicht die Abſicht dieſes Aufſatzes ſeyn, hier alle einzelnen Arbeiten, welche in der neueſten Zeit bei uns für die Erforſchung des indiſchen Alterthumes geliefert worden ſind, anzuführen und genauer zu beſchreiben. Der Hauptzweck war nur,

auf einige aufmerksam zu machen, welche zeigen können, daß das indische Studium nicht ohne Werth und Nutzen sey.

Herr Professor Otmar Frank, früher zu Würzburg, jetzt zu München, hat sich gleichfalls seit mehreren Jahren bemüht uns die Sanskritliteratur zugänglicher zu machen, und dabei weder Arbeiten noch Kosten gescheut. Er gab zuerst in den Jahren 1820 und 1821 zwei Bände einer Sanskritchrestomathie heraus, und ließ ihnen im Jahr 1823 eine Sanskritgrammatik folgen. Diese Werke lieferte der Verfasser mit Hülfe der Lithographie, und die Darstellung der darin mitgetheilten Originaltexte ließ in der Sauberkeit und selbst in der Deutlichkeit freilich manches vermissen. Später hat nun der Verfasser, um diesem Uebelstande abzuhelfen, auf eigene Kosten sich auch einen Typendruck der Dewanagarischrift eingerichtet, und mit diesem neulich das erste Heft einer Zeitschrift Wjasa, welche Gegenstände der Sanskritliteratur behandeln soll, geliefert. Dieser Typendruck ist recht gut und deutlich; doch scheint er mir das Ebenmaß und die Schärfe des durch Schlegel eingerichteten nicht ganz zu erreichen. Auch ist der Abdruck, wenigstens in den Exemplaren der Zeitschrift, welche ich gesehen habe, blasser gerathen, als die Schrift in den zu Bonn und Berlin gedruckten Werken; dieser Umstand mag indessen nur im Papier oder in der Druckerschwärze seine Ursache haben. Wenn den Werken von Frank noch etwas zu wünschen wäre, so ist es meiner Meinung nach größere Klarheit und Einfachheit der Darstellung, größere Präcision des Ausdruckes. Mit wenigen, aber treffenden Ausdrücken bezeichnet man die Ideen gewöhnlich am schärfsten und einleuchtendsten. Den Uebersetzungen von Originaltexten, besonders philosophischen, welche Herr Frank gibt, wäre größere Verständlichkeit zu wünschen, und zugleich eine weitere Erörterung, damit der Leser im Stande sey sich in den Gedankenkreis des indischen Schriftstellers zu versetzen und zu erkennen, in welchem Zusammenhange eigentlich diese philosophischen Stücke mit dem übrigen Theile des Systemes stehen. Auch ist es gewiß nothwendig, zuvörderst die Originaltexte mit großer Zurückhaltung und Vorsicht zu behandeln, und durchaus nicht mehr aus ihnen zu folgern, noch etwas in sie hineinzulegen, was nicht mit Sicherheit nach einer einfachen Erklärung aus ihnen entnommen werden kann. Sonst wird jeder seine Lieblingsmeinungen darin wiederfinden können. In der Zeitschrift „Wjasa" hat der Verfasser einen etwas polemischen und selbst geringschätzigen Ton gegen die Arbeiten von Schlegel und von Bopp angenommen, welche freilich früher Mängel der Werke von Frank gerügt haben. In solchen Angelegenheiten bleibt es immer das Zweckmäßigste und auch das für

den Verfasser selbst Gerathenste, sich nur streng an die Sachen zu halten, und diese entweder zu rechtfertigen oder aufzugeben, und dagegen allgemein und unbestimmt angreifende Ausdrücke zu vermeiden, welche den Gegner zur Erwiederung reizen. In einem erst beginnenden Studium kann es noch weniger der Sache förderlich seyn, daß die daran Arbeitenden sich einander herabzusetzen suchen. Gewiß wird auch Herr Frank, aus Rücksicht hierauf, bald auf die bessere Art des Streitens sich beschränken; man kann nur dabei gewinnen, selbst wenn der Gegner ein anderes Verfahren befolgte.

J. G. L. Kosegarten.

XI.

Die Sprache der Angelsachsen.

Angelsaksisk Sproglaere, tilligemed en kort Laesebog ved R. K. Rask. Stockholm, 1817. Kl. 4.

The elements of Anglo-Saxon grammar, with copious notes, illustrating the structure of the saxon and the formation of the english language; and a grammatical praxis, with a literal english version, to which are prefixed remarks on the history and the use of the Anglo-Saxon, and an introduction on the origin and the progress of alphabetic writing etc. By the Rev. J. Bosworth. London, 1823. 8.

Deutsche Grammatik von Dr. Jacob Grimm. Erster Theil. Zweite Ausgabe. Göttingen, 1822. 8. Zweiter Theil. Göttingen, 1826. 8.

Wie bei den Griechen und Römern, zeigte sich auch bei den Völkern germanischen Stammes das Bedürfniß einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Muttersprache erst ziemlich spät. In Deutschland finden wir zur Zeit der Reformation, als für die Wissenschaften überhaupt ein neues regeres Leben zu erblühen begann, die ersten Spuren davon. Vorzüglich wurden zwei Umstände, die zugleich den Forschungen der Gelehrten eine doppelte Richtung gaben, unabhängig von einander die Veranlassung, der Muttersprache eine größere Aufmerksamkeit zu widmen. Eine praktische Richtung erhielt das Sprachstudium durch den Umstand, daß im sechszehnten Jahrhundert, besonders durch die lutherische Bibelübersetzung, die südsächsische Mundart zur alleinigen Schriftsprache und somit zur Sprache der gebildeten Stände erhoben worden war. Denn dadurch wurden

Viele, denen urſprünglich eine andere deutſche Mundart eigenthümlich war, genöthigt dieſe Schrift- und Bücherſprache gleich einer fremden Sprache zu erlernen. Dieſes und der immer häufiger werdende Verkehr mit den Nachbarländern gab zur Ausarbeitung mehrerer deutſchen Grammatiken Veranlaſſung, die jedoch weniger die Aufſuchung der innern Sprachregel, als das Einüben der allgemeinſten Sprachformeln zum Zweck hatten. Sie ſind deswegen für die Wiſſenſchaften nur von einem geringen Intereſſe. Wichtiger iſt die andere Richtung, welche die Sprachforſchung in derſelben Zeit nahm. Mit dem Wiederaufblühen der Wiſſenſchaften im ſechszehnten Jahrhunderte erwachte auch für das Studium der Geſchichte ein neuer Eifer. Die ſtaats- und kirchenrechtlichen Fragen, welche durch die Reformation in Anregung gekommen waren, führten auf die Grundlagen unſerer Staats- und Kirchenverfaſſung zurück. Man fing an, die unzähligen Ueberreſte unſerer Vorzeit zu ſammeln und zu ordnen, und es wurden dabei auch manche Denkmäler der ältern deutſchen Sprache, die zu einem genaueren Studium derſelben einluden, an das Licht gezogen. Wenn indeß auch dieſe Studien weniger unmittelbar für Erkenntniß der ältern und neuern deutſchen Mundarten Gewinn brachten, als indem ſie uns viele der wichtigſten Quellen zu künftigen Forſchungen erhielten und zugänglicher machten, ſo iſt dies wohl weniger den Männern, die ſich jener Arbeit unterzogen, als der Schwierigkeit, die in der Sache ſelbſt liegt, zuzuſchreiben. Da der deutſche Sprachſtamm in mehrere nach Zeit und Gegend geſchiedene Zweige und Mundarten zerfällt, ſo kam es nicht allein darauf an, die einzelnen Sprachen und Denkmäler von allem Fremdartigen auszuſcheiden und in ihrer reinen Individualität aufzufaſſen, ſondern auch ſie nach ihren Charakteren und Verwandtſchaften zu ordnen und die ſo gewonnenen Reſultate in ein Gemälde zuſammenzuſtellen. Der eine oder der andere Weg, einſeitig verfolgt, kann nicht zum Ziele führen. Wollte man immer nur das Particuläre auffaſſen und in die geheimſten Gänge ſingulärer Bildung zu verfolgen ſuchen, ſo müßte man die Sprache ſo in's Unendliche zerſpalten und zerſplittern, daß am Ende nichts mehr übrig bliebe, was ſich feſthalten ließe. Die unendliche Maſſe von Einzelnheiten würde den Blick des Forſchers mehr verdunkeln als ſchärfen. Von der andern Seite aber muß ein zu frühes Streben nach Allgemeinheit nothwendig zur Oberflächlichkeit führen. Bevor die Verhältniſſe und Verwandtſchaften der einzelnen Sprachen und Mundarten ergründet, die Grundſätze, wornach die Uebergänge von einem Dialekt in den andern beurtheilt werden müſſen, aufgedeckt, und die Umwandlungen, welche Wurzeln und Beugungen in verſchiedenen Zeiten und Gegenden erfahren haben, nachgewieſen ſind, müſſen alle Bemühungen, den

germanischen Sprachstamm in seiner Totalität zu erkennen, nichtig bleiben.

Den ersten Versuch einer historischen Bearbeitung der germanischen Sprachen machte der Engländer Hickes am Ende des 17ten Jahrhunderts. Von der angelsächsischen Sprache ausgehend, dehnte er in seinem „Thesaurus lingu. vett. septentrionalium" seine Forschungen auf die isländische oder altnordische, die fränkisch-deutsche oder althochdeutsche und die mösogothische Grammatik aus, und er umfaßte so bei seinen Untersuchungen wenigstens eine Mundart von jedem der drei Hauptzweige des germanischen Sprachstammes. Wie wenig er aber im Ganzen in den Charakter dieser Sprachen eingedrungen war, zeigt wohl nichts mehr, als daß er die gothische Sprache zugleich mit der angelsächsischen als die ihr zunächst verwandte Mundart abhandelte. Denselben Fehler beging später auch Lye in seinem großen angelsächsischen Lexikon. Wäre man indeß nur auf dem von Hickes betretenen Wege weiter fortgeschritten, so würde man bald über diese Mängel hinaus zu einer gründlichern Kenntniß der Grammatik gelangt seyn. Die Engländer bis auf die neueste Zeit herab ließen sich aber an den durch ihn gewonnenen Resultaten genügen, und auch in Deutschland waren die Fortschritte nur gering. An brauchbaren Bearbeitungen einzelner Quellen haben wir allerdings in den letzten Decennien vieles gewonnen, über alle Zweige des germanischen Sprachstammes verbreitete sich aber fast nur Fulda. Und so blieb es der neuesten Zeit aufbewahrt, diese große Aufgabe ihrer endlichen Lösung näher zu bringen.

Nachdem das Studium der griechischen und lateinischen Sprachen zu der Vollkommenheit gediehen war, daß man zunächst keine neuen bedeutenden Entdeckungen weiter erwarten durfte, wandten sich viele der ausgezeichnetsten Sprachforscher mit regerem Eifer dem Oriente zu, und verbreiteten von dort aus über das Wesen und den Charakter der europäischen Sprachen ein neues Licht, indem sie den tiefen Zusammenhang des Sanskrit und einiger ihm verwandten Mundarten mit dem germanischen, griechischen, lateinischen, lettischen, slavischen und celtischen Sprachstamme auf die überraschendste Weise darthaten. Der höhere Gesichtspunct der hierdurch für Linguistik im Allgemeinen und für das Studium unseres Sprachstammes insbesondere gegeben wurde, erweckte bald in dieser Wissenschaft ein regeres Leben. Da es den Orientalisten an einer gründlichen Kenntniß gerade der ältesten Sprachen germanischer Zunge gefehlt hatte, wurde es die nächste Aufgabe der germanischen Sprachforscher, ihnen von dieser Seite entgegenzuarbeiten und so die noch vorhandene Lücke auszufüllen. Unter den Gelehrten, welche diesen Weg mit Auszeichnung betraten, nennen

wir hier nun Rask und Grimm. Der erstere, ein Däne, hatte seinen Beruf zu dieser Arbeit schon im Jahre 1814 durch seine Preisschrift „Ueber den Ursprung der altnordischen oder isländischen Sprache" hinreichend bewiesen *). Er verglich in diesem Werke das Isländische mit dem Grönländischen, Keltischen, Baskischen, Finnischen, Slavischen, Lettischen und Trakischen. Ueber den Zusammenhang mit den asiatischen Sprachen, namentlich dem Sanskrit und dem Persischen, wagte er hier noch nicht sich bestimmter auszusprechen. Später unternahm er eine Reise über Finnland und Rußland in das Urland unseres japetischen Sprachstammes, um durch Forschungen an Ort und Stelle seine Ansichten weiter zu begründen. Die Resultate dieser Reisen sind noch nicht bekannt geworden, außer so weit es gelegentlich in einer Abhandlung, die Rask der skandinavischen Literaturgesellschaft in Kopenhagen vortrug, geschehen ist.

Indeß verdanken wir diesem Gelehrten auch jetzt schon nicht geringe Beiträge zur Förderung unserer Wissenschaft. Im Jahre 1811 gab er eine „Isländische Grammatik" heraus, von der im Jahre 1818 zu Stockholm eine neue Ausgabe in schwedischer Sprache erschien, wozu 1819 noch ein Lesebuch kam. Die Verdienste des Verfs. um angelsächsische Grammatik haben wir weiter unten genauer zu würdigen. Seine neueste Arbeit ist eine „Friesische Grammatik," von der Grimm in den „Gött. gel. Anzeigen" Nachricht gibt.

Der ferneren Beziehungen unserer Sprache und der Verzweigungen des japetischen Sprachgeschlechtes sich nicht weniger bewußt als Rask, beschränkte Grimm seine Untersuchungen zunächst blos auf den germanischen Sprachstamm. Hier aber befolgte er einen weit umfassendern Plan, als irgend ein Bearbeiter dieser Sprachen vor ihm. Man kann ihn als den Begründer einer wahrhaft historischen Behandlung der Grammatik ansehen. Indem er die nach Volksstämmen und Zeiträumen getheilten Hauptsprachen germanischen Geschlechts mit und neben einander abhandelt, läßt er sich dieselben zum gegenseitigen Correctiv dienen. Besonders benutzt er die ältern Denkmäler, um da, wo die Abgeschliffenheit der lebenden Sprachen Wurzel, Ableitung, Composition und Flexion in einander zerfließen oder gar verschwinden läßt, die sinnlich stärkere und kräftigere Form der ältesten Sprache zu ergründen. Diese verfolgt er dann von ihren frühesten Spuren an durch alle Umwandlungen des Dialekts und der Zeit bis zu ihrem jetzigen Standpuncte herab, und er gewinnt so einen sicherern Maßstab zur Beurthei-

*) Sie wurde erst im Jahre 1818 zu Kopenhagen gedruckt unter dem Titel: „Undersögelse om det gamle Nordiske eller Islandske Sprogs Oprindelse."

lung der lebenden Sprachen, als eine Untersuchung, die nur von diesen ausgeht, und ohne eine historische Grundlage, irgend darbieten kann. — Das Eigenthümliche der Grimm'schen Bearbeitung stellt sich hierdurch von selbst dar; es ist der Gedanke, „daß auch in der Grammatik die Unverletzlichkeit und Nothwendigkeit der Geschichte anerkannt werden müsse."

Doch wir brechen hier ab, um dem Zwecke dieser Abhandlung selber näher zu treten. Die wenigen Bemerkungen über die bisherige Methode der Gelehrten bei Bearbeitung der germanischen Sprachen werden hinreichen, uns für die Behandlung der angelsächsischen Sprache den rechten Standpunct anzudeuten. Es sind hier dieselben Aufgaben zu lösen, welche oben für das Sprachstudium im Allgemeinen gestellt wurden. Die angelsächsische Sprache ist ein Zweig des germanischen Sprachstammes, und kann nur in Verbindung mit diesem erkannt werden. Hier sind die Principien, die Grundpfeiler des Sprachbaues zu suchen, an die sich dann die Eigenthümlichkeiten der besondern Mundart mit ihren feinern Nuancen anschließen. Von den allgemeinen Elementen des germanischen Sprachstammes muß also der Grammatiker ausgehen, und zwar ist es hier die Aufgabe desselben, zuerst den germanischen Sprachstamm im Allgemeinen von den übrigen Sprachen auszuscheiden, und dann in diesem Stamme die einzelnen Zweige und Sprachen zu trennen und dem Angelsächsischen die rechte Stelle unter ihnen anzuweisen. Ich gebe über diesen Gegenstand die Resultate der Rask'schen und Grimm'schen Untersuchungen. Rask hat sich darüber sowohl in seiner Preisschrift „Ueber den Ursprung der altnordischen Sprachen" als in der Vorrede zu seiner „Angelsächsischen Sprachlehre" ausgesprochen. Eine kurze Uebersicht von den Verzweigungen des ganzen japetischen, oder wie er es dort noch nennt, sarmatischen Sprachgeschlechts gibt er in einem Briefe an Nyerup, im Mai 1819 von Petersburg aus geschrieben, der zuerst in dem „Magazin for Rejsejagttagelser" B. 1, (Kopenh., 1820) und dann deutsch in von der Hagen's Uebersetzung der Rask'schen Schrift „Ueber das Alter und die Echtheit der Zendsprache und des Zendavesta," (Berlin, 1826) abgedruckt worden ist. Grimm hat seine Ansichten am Schlusse seiner Grammatik weitläufig auseinanderzusetzen versprochen. Die Grundzüge davon sind jedoch in dem ganzen Plane seines Werkes, sowie aus einzelnen Recensionen, vorzüglich in den „Gött. gel. Anzeigen," zu erkennen.

In dem mittlern Europa bemerken wir vier große scharfgeschiedene, obgleich zu Einem Geschlechte gehörige Völkerfamilien, die sich in verschiedenen Strömungen über das Land ergossen zu haben scheinen, die Kelten, Germanen, Letten und Slaven. Die ersteren, die Kelten, erscheinen zuerst auf der Bühne, und sie mö-

gen ziemlich den ganzen mittlern Theil unseres Festlandes eingenommen haben. Zum Theil trafen sie da wohl mit finnischen Völkerschaften zusammen, die sich früher weiter nach Süden herab erstreckt haben müssen, wie unter andern auch die Stellung der Ungarn, die zu diesem Geschlechte gehören, beweist. Wahrscheinlicher wird dies durch die vielen finnischen Bestandtheile, die wir nach Rask noch jetzt in den keltischen Sprachen entdecken. Die Germanen, die zunächst ihnen Europa überschwemmten, drängten die Kelten in die westlichern Gegenden, erst bis über den Rhein und auf die britischen Inseln hinüber, dann fast ganz vom festen Lande hinweg. Die Germanen sind noch jetzt das herrschende Volk in Europa; sie dehnten sich mit gleicher Macht nach Norden, nach Süden und nach Westen hin aus. Nur im Osten erlagen sie einem ähnlichen Schicksale, wie vor ihnen die Kelten. Sie wurden von slavischen Völkern, zu denen die Wenden, Polen, Böhmen, Slavonier und Russen gehören, bis an die Elbe zurückgedrängt, und erst später gelang es ihnen bis über die Oder wieder vorzudringen. Hier trafen sie mit einer vierten Völkerfamilie, die jedoch ebenfalls der japetischen Volksrasse angehört, zusammen. Die Letten, zu denen die alten Preußen, die Lithauer und die eigentlichen Letten gehören, wurden von ihnen zum Theil besiegt, zum Theil unterlagen sie den Slaven; ihre Selbständigkeit haben sie nirgends behauptet.

Da die Slaven und Letten nie mit den Angelsachsen in engere Berührung kamen, können sie hier füglich außer Acht gelassen werden. Nur über die Kelten will ich noch einige Worte hinzufügen. Man theilt sie in zwei Hauptstämme, die Briten und Galen. Zu dem britischen Stamme rechnet man die alten Gallier, auf eine Bemerkung in Tacitus Leben des Agricola (c. 11) gestützt, wo er von den Briten sagt: „Gallis similes esse," und namentlich in Beziehung auf die Sprache: „sermo haud multum diversus." Gallische Denkmäler, aus denen wir ein bestimmteres Urtheil über die Sprache fällen könnten, besitzen wir nicht. Der Stamm der Briten zerfällt in den der Waliser, der Kornwalier und Bretagner, in dem ehemaligen Armorika. Sehr abweichend von der Sprache dieser Völker ist das Galische. Es zerfällt wiederum in mehrere Mundarten, die irische im jetzigen Irland, die erse in den schottischen Hochlanden, und die mankische auf der Insel Man. Die galische Sprache soll vieles Kantabrische von einer aus Spanien eingewanderten Kolonie aufgenommen haben, und dieses von der einen Seite, und der Einfluß des Lateinischen auf das Britische auf der andern Seite, wird als die Ursache der großen Verschiedenheit zwischen beiden Stämmen angesehen.

Wie die keltische Volksclasse, zerfällt auch die der Germanen in zwei Stämme, welche wir hier den nordischen oder skandinavischen und den deutschen Volksstamm nennen. Man hat über diese Bezeichnung sowie über die der ganzen Volksclasse viel gestritten. Die Engländer und Dänen gebrauchen das Wort Gothen oder Scythen als die allgemeinere Bezeichnung und theilen diese in Skandinavier und Germanen ab. Der Name Scythen ist aber zu allgemein, denn er umfaßt alle barbarischen Völkerschaften, die den Griechen nördlich wohnten (πρὸς Βορρᾶν, Strabo rer. geogr. I, p. 34). Die Gothen waren aber ein einzelnes Volk germanischen Geschlechts, und ihr Name darf also nicht auf dieses ausgedehnt werden. Rask führt für diese Bezeichnung an, daß sich die Gothen im Norden und Süden auf gleiche Weise verbreitet hätten und daß sie sämmtliche germanische Stämme gewissermaßen zu umschließen schienen. Allein durch die zufällige Verbreitung dieses Volkes kann der obige Einwurf doch auf keine Weise beseitigt werden. Gegen den Ausdruck Germanen, der in Deutschland längst, nicht erst, wie Rask behauptet, seit Adelung, für das ganze Geschlecht gebräuchlich war, haben nordische Gelehrte eingewendet, daß er bei den Römern nur die Völker, welche im eigentlichen Deutschland wohnten, begriffen habe. Grimm gebraucht deswegen an dessen Stelle den Namen der Deutschen. Allein auch abgesehen davon, daß diese Bezeichnung leichter als irgend eine andere zu Mißverständnissen Veranlassung geben kann, kommt dieser Name, wenn er auch schon früher und namentlich bei den Römern in den Teutonen durchklingt, historisch erweislich erst im Anfange des 9ten Jahrhunderts als allgemeiner Volksname vor, und er wird dann immer nur von den germanischen Bewohnern unseres Vaterlandes, nie aber von den schon mehr ausgeschiedenen Skandinaviern gebraucht. Wenn diese letztern bei den Römern nicht mit unter den germanischen Völkern aufgezählt werden, kommt dies mehr daher, daß die Nordländer (die Norden) ihnen überhaupt wenig bekannt waren, als daß man sie als einen abgesonderten Volksstamm angesehen hätte. Wilhelm („Germanien und seine Bewohner", Weimar, 1823, S. 24 fg.) hat bewiesen, daß sich der Name Germanien in dem Sinne der Römer weit über die Gränzen des jetzigen Deutschlands hinaus erstreckte, und eine Stelle bei Pomponius Mela *) zeigt namentlich, daß sie auch die skandinavischen Inseln darunter begriffen. Im Mittelalter ist dieser Sprachgebrauch, wenigstens bei den Angelsachsen, ganz allgemein. Beda (Hist. eccl. I, c. 15) rechnet die

*) Pomp. Mela, III, 3. In eo (i. e. mari) sunt Cimbri et Teutoni: ultra ultimi Germaniae Hermiones.

Jüten zu den Germanen und (lib. V, c. 10) ebenso auch die Dänen. Nach ihm hießen die Angelsachsen bei den Briten häufig Germanen, sonst gewöhnlich Sachsen. Dasselbe finden wir auch in den sächsischen Chroniken, z. B. z. J. 449 (ed. Ingr. p. 14) bestätigt. Wenn die deutschen Annalisten Germanien meistens auf das jetzige Deutschland beschränken, so mag das wohl mit ihren Begriffen vom deutschen Reiche zusammenhängen.

Nehmen wir demnach das Wort Germane als die dem ganzen Geschlechte angehörige Bezeichnung, so können wir unterabtheilend den allgemeinern Namen der Deutschen dem skandinavischen ganz passend entgegensetzen. Grimm, der, wie wir gesehen haben, deutsch für den ganzen germanischen Volksstamm gebraucht, entbehrt eines allgemeinen Namens für diesen Stamm. Und doch ist der Unterschied zwischen den Deutschen und Skandinaviern in Beziehung auf die Sprache stärker, als zwischen irgend zwei andern germanischen Völkern. Das Altnordische (norraena tunga) besitzt nicht nur eine Menge ganz eigenthümlicher Wörter für Gegenstände, in welchen alle übrigen germanischen Sprachen übereinstimmen, sondern es zeigt auch Eigenheiten in der Grammatik, die dem Deutschen höchst auffallend sind. Als Beispiele von Letzterem führe ich nur den Artikel und die Passivform an. Die deutschen Sprachen besitzen nur einen bestimmten Artikel, der immer dem Substantivum und Adjectivum voransteht; es ist ursprünglich ein pronomen demonstrativum; die Skandinavier dagegen haben zwei bestimmte Artikel, den einen der Beiwörter, der, wie der deutsche, immer vorausgesetzt wird, und den suffigirten Artikel. Früher wurde letzterer so mit dem Nomen verbunden, daß sowohl der Artikel als das Nomen seine Flexion erhielt, z. B. dygd-in, die Tugend, gen dygdar-innar, der Tugend u. s. w.; in den neuern Sprachen ist die Flexion beim Casus abgeschliffen und der Casus nur noch am Artikel zu erkennen. Es würde also z. B. im Dänischen declinirt werden: dyd-en, die Tugend, gen dyd-ens u. s. w. Die andere Abweichung des skandinavischen Sprachstammes ist hauptsächlich in der neuern Zeit noch wichtiger geworden. Alle deutschen Sprachen ermangeln nämlich gänzlich einer Passivform, statt der sie das part. praeteriti mit dem Hülfsverbum seyn und werden gebrauchen *). Die Skandinavier haben jedoch eine eigene Passivform, die bei den Schweden und Dänen ganz einfach durch Anfügung eines s an das Activum gebildet wird, wobei das auslautende r wegbleibt, z. B. im Schwe-

*) Die Gothen allein haben eine Passivform, und zwar eine eigentliche, die aber darum von dem s. g. Passivum der Dänen und Schweden ganz verschieden ist.

dischen: du älskar, du liebst, du älskas, du wirst geliebt, oder jag drage, ich ziehe, jag drager, ich werde gezogen. Betrachten wir indeß diese beiden Eigenheiten der nordischen Grammatik genauer, so finden wir doch auch hier wieder die ursprüngliche Einheit des ganzen germanischen Sprachstammes angedeutet. Da nämlich alle germanischen Sprachen keine eigene Form besaßen, vermöge welcher sie die Bedeutung des Verbums auf sich selbst weisen konnten, d. h. da sie keine Medialform hatten, suchten sie diesen Mangel durch Zufügung des persönlichen Pronomens zu ersetzen. Im Altnordischen ist dies Pronomen an das Verbum selbst angewachsen, und erzeugte eine Conjugationsform, aus der später ein wahres Passivum wurde. Auf ganz ähnliche Weise ist der suffigirte Artikel entstanden, der ebenfalls den ältesten altnordischen Urkunden, z. B. den ältesten Liedern der Edda, fremd ist. Indeß bleibt dieser Unterschied zwischen dem Altnordischen und Deutschen darum nicht weniger charakteristisch und bei einer Eintheilung der Sprachen wichtig.

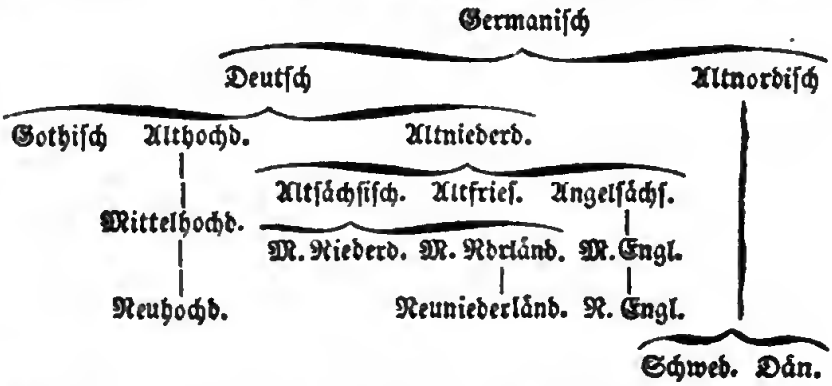
Die altnordische Sprache verbreitete sich sonst über alle skandinavischen Inseln. Durch die Normannen wurde sie nach Island verpflanzt, und da sie sich hier am reinsten in ihrer alten Form erhielt, gab diese Insel, von der aus eine neue Bildung über den Norden verbreitet wurde, der ganzen Sprache den Namen. In den drei nordischen Reichen theilte sie sich in mehrere Zweige und Mundarten, von denen die faröische der alten isländischen am nächsten steht. Zunächst folgt dann die schwedische und norwegische Sprache. Am weitesten entfernt sich die dänische, hauptsächlich durch die starke Mischung mit der deutschen Sprache. Sie bildet daher auch den natürlichsten Uebergang zu derselben.

Der deutsche Sprachstamm theilt sich in drei Hauptzweige, den gothischen, den hochdeutschen und den niederdeutschen. Das Gothische, gewöhnlich Mösogothisch genannt, steht gewissermaßen über den beiden andern Sprachzweigen. Sein Alter, seine Reinheit machen es zum Correctiv für die spätern Dialekte. Doch nähert es sich mehr dem Althochdeutschen. Zu diesem rechnet Grimm die Sprache der Longobarden, Baiern, Burgunder, Alemannier und Franken. Er handelt unter dieser Rubrik alle Denkmäler ab, die vom achten bis elften Jahrhundert in Baiern (Oestreich), Schwaben (Schweiz, Elsaß), Ostfranken, Thüringen, Hessen, in der Wetterau und in dem fränkischen Königreiche deutsch verfaßt worden sind. Es zeigen sich mehrere, jedoch nahe verwandte und in einander verfließende Mundarten, aus denen sich in der Zukunft vielleicht ein alemannischer, ein fränkischer und ein baierischer Dialekt ausscheiden wird. Sowie die Sachen jetzt stehen, kann man nichts thun, als nach den Hauptquellen selbst tren-

nen. Grimm unterscheidet auf diese Weise bei einigen der wichtigsten Lehren die glossa brabani, die keronischen Glossen (7tes Jahrh.), den isidorischen Tractat de nativitate Christi (8tes Jahrh.), Otfried's Bearbeitung der Evangelien (um 870), Notker's Psalmenübersetzung (10tes Jahrh.) u. a. m.

Bei dem altniederdeutschen Sprachstamme ist es schon jetzt möglich, drei Mundarten zu trennen, die altsächsische, angelsächsische und friesische. Zu dem Altsächsischen rechnet Grimm die Sprachdenkmäler, die vom achten bis elften Jahrhundert in Sachsen, Engern, West- und Ostphalen und in den heutigen Niederlanden entsprungen sind. Das Angelsächsische begreift die Sprachdenkmäler in England aus derselben Zeit, das Altfriesische dagegen die aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert; frühere besitzen wir nicht. Das Altsächsische schließt sich unter den altniederdeutschen Sprachen am meisten an das Althochdeutsche an, und zwar zunächst an die fränkische Mundart; das Altfriesische bildet den Uebergang zu dem Altnordischen, durch das spätere Dänisch vermittelt.

Um diese Uebersicht mehr zu versinnlichen und um zugleich die spätern Gestaltungen und Fortbildungen der germanischen Sprachen wenigstens im Allgemeinsten anzudeuten, setzen wir einen Stammbaum der ganzen Sprachrasse hierher. Es sind nicht sämmtliche germanische Sprachen darin aufgeführt, sondern nur die von Grimm bearbeiteten, doch haben wir unsern Sprachgebrauch rücksichtlich des Germanischen und Deutschen in Anwendung gebracht, um den Gegensatz der deutschen und nordischen Sprachen mehr hervorzuheben.



Es liegen bei dieser Eintheilung drei Perioden zu Grunde. In die erste kommen das Gothische, das Althochdeutsche, die drei altniederdeutschen Dialekte und das Altnordische; in die mittlere das Mittelhochdeutsche, Mittelniederdeutsche, Mittelniederländische und Mittelenglische; in die letzte das Neuhochdeutsche, Neuniederländische, Neuenglische, das Schwedische und Dänische.

Nachdem wir uns so im Allgemeinsten mit den Verzweigungen des germanischen Sprachstammes bekannt gemacht haben, wenden wir uns zu der speciellern Betrachtung der angelsächsischen Sprache. Wenn diese nach Rask's und Grimm's Untersuchungen zu dem niederdeutschen Sprachzweige gerechnet werden muß, so ist damit noch keineswegs gesagt, daß die Elemente derselben durchaus niederdeutsch wären; es ist vielmehr leicht möglich, und auch von den meisten Sprachforschern behauptet worden, daß sie eine Mengsprache sey, und aus deutschen und skandinavischen, ja auch britischen Elementen bestehe, die erst lange nach der Einwanderung der Angelsachsen in ein Ganzes zusammengeschmolzen seyen. Man stützte sich bei dieser Annahme hauptsächlich auf äußere historische Gründe, und diese müssen daher zuerst geprüft werden. Wenn wir die hier gewonnenen Resultate, oder vielmehr die Andeutungen, welche uns die Geschichte über den Ursprung und die möglichen Elemente der angelsächsischen Sprache gibt, mit dieser selber zusammenstellen und die Bestandtheile etwa der altnordischen oder althochdeutschen Sprache aufsuchen wollen, stoßen wir auf Schwierigkeiten mannigfacher Art. Es zeigt sich bald, daß das Angelsächsische in mehrere gleichzeitig nebeneinander bestehende Dialekte zerfiel, die bei einer genauern Untersuchung dieser Sprache sorgfältig geschieden werden müssen. Dazu fehlt es aber bis jetzt nicht blos an brauchbaren Vorarbeiten, sondern selbst an Quellen. So sind z. B. die beiden Haupturkunden für die northumbrische Mundart, die sich am schärfsten von der südsächsischen Sprache, wie sie Alfred schrieb, unterscheidet, noch gar nicht gedruckt, und nur durch ganz einzelne unzuverlässige Bruchstücke oder abgerissene Worte bei Hickes bekannt. Im südlichen England gab es ohne Zweifel wiederum verschiedene Dialekte, bei denen es uns aber bis jetzt noch nicht gelungen ist auch nur die allgemeinsten Unterscheidungspuncte aufzufinden. Zu diesem kommt noch, daß alle Ausgaben angelsächsischer Denkmäler sehr unkritisch sind, so daß eine Untersuchung der Dialekte nur durch ein ausgedehntes Studium der Handschriften selbst möglich wird. Die Engländer, denen dies am leichtesten wäre, scheinen das Bedürfniß solcher Untersuchungen noch nicht gefühlt zu haben. Ingram hat bei seiner Ausgabe der sächs. Chronik auf die dialektische Verschiedenheit nicht geachtet, und die technische Einrichtung seiner Bearbeitung macht eine durchgeführte Restitution der ursprünglichen Texte unmöglich; Bosworth theilt blos nach Perioden ab. Wäre er hierin genauer, was freilich ohne Sonderung der gleichzeitigen Mundarten nicht möglich ist, so würde er eine zweite Schwierigkeit bei Zergliederung der angelsächsischen Sprache haben, die in der mangelhaften Erforschung der innern Entwickelung der-

selben besteht. Man hat sich in dieser Hinsicht bisher immer begnügt drei Perioden, oder wie es die englischen Sprachforscher nennen, drei Dialekte zu unterscheiden, einen rein angelsächsischen, einen dänisch-sächsischen, und einen normännisch-sächsischen. Dem ersten theilt Hickes blos das cedmonische Lied aus Alfreds Beda (18 Zeilen), und eine cottonianische Evangelienharmonie zu. Letztere ist altsächsisch und gehört also überhaupt nicht hierher. Das dem Mönche Cedmon zugeschriebene Gedicht schließt sich aber ganz an die späteren Poesien an, so daß man nicht begreift, warum diese in einer weniger reinen Sprache abgefaßt seyn sollten. Bosworth sah dies ein und dehnte die Periode des reinen Angelsächsisch bis zum Jahre 900 oder 924 aus. Aber auch später noch ist der Einfluß des Dänischen auf die Sprachdenkmäler, die sich in ihrer Mundart an Alfred's Sprache, d. i. an das Südsächsische anschließen, sehr gering, und die Bemerkungen Bosworth's sind wenigstens insofern gänzlich verfehlt, als nur ein northumbrisches Denkmal zur Vergleichung gezogen wird, welches die Fortbildung der wichtigsten Mundart, die im Süden Englands allgemein war und in welcher fast alle Schriften abgefaßt sind, gar nicht erklärt. Gegen die Abtheilung des letzten Zeitraumes ließe sich nicht weniger einwenden; da es uns aber zunächst nur um die erste Bildung der angelsächsischen Sprache zu thun ist, können wir ohne weiteres zur Betrachtung der historischen Gründe für die Annahme einer Mischung mehrerer andrer Sprachen in der angelsächsischen übergehen.

Das angelsächsische Volk besteht aus drei germanischen Völkerschaften, die im jetzigen Holstein und im südlichen Schleswig ihre Wohnsitze hatten, ehe sie nach Britannien übergingen — den Jüten, Sachsen und Angeln. Die Jüten, obgleich unter den ersten, welche sich in Britannien niederließen, machen offenbar den schwächsten Stamm aus. Sie nahmen Kent (Cantvare), die Insel Wight (Vihtvare), und ein Theil des dieser Insel gegenüberliegenden Theiles von Wesser ein. Die Sachsen scheinen an Zahl die stärksten gewesen zu seyn. Zuerst von Ptolemäus genannt, dehnten sie sich später von ihrem holsteinischen Vaterlande über das ganze nördliche Deutschland bis an den Rhein hin aus und wurden als kühne Seefahrer ein Schrecken der nördlichen Küstenbewohner. In England nahmen sie Esser, Sussex und Wessex ein. Der dritte Hauptstamm, welcher aus Germanien einwanderte, ist der der Angeln. Nach Tacitus (Germ. 40) scheinen sie östlich von der Elbe in der Nähe der Variner gewohnt zu haben. Ptolemäus (Geogr. II., 11) setzt sie auf die Westseite der Elbe, etwa in das Magdeburgische. Ein Theil mag sich von da südwestlich ausgedehnt haben; wir finden sie später im nördlichen Thü-

ringen in dem sogenannten Engelngown (Angelgau) wieder *); andere werden am Rhein genannt; der größere Theil zog aber nach Norden und schloß sich den transalbinischen Sachsen an. Sie wohnten im südlichen Schleswig zwischen den Sachsen und Jüten, wo sie nach Ethelweed, dem Epitomator der sächsischen Chronik, eine Hauptstadt hatten, die sermone Saxonico Sleswic **), secundum vero Danos Haithaby genannt wurde. In England besetzten sie Ostanglien, Mittelanglien, Mercien und Northumberland. Von ihrem alten Vaterlande aber erzählen Einige, daß es seitdem wüste gestanden habe. Alfred, der diese Gegenden in Uebereinstimmung mit Einhard den Dänen zutheilt, zählt die Angeln indeß doch neben den Sachsen und Wenden, die später bis dahin vorgedrungen waren, auf, und noch heutigen Tages führt das Land und das Völkchen zwischen Schleswig und Flensburg den Namen derselben ***).

Was die Abstammung dieser Völkerschaften anlangt, so waltet bei den Sachsen am wenigsten darüber Zweifel. Sie gehören dem niederdeutschen Stamme an, und müssen also die niederdeutsche Sprache mit nach England gebracht haben. Die südlichen Provinzen Englands, wo sie ihre Wohnsitze nahmen, zeigen hiervon die stärksten Spuren, und da hier gerade die meisten Denkmäler entsprungen sind, muß man mit Grimm und Rask die angelsächsische Sprache, ganz abgesehen von allen dialektischen Verschiedenheiten, zu dem niederdeutschen Sprachstamme rechnen. Alle Abweichungen des Altsächsischen bestehen fast nur in einer stärkern Beugung der Wörter und in einem nähern Anschließen an den althochdeutschen Sprachstamm, was sich aus der nähern Berührung mit hochdeutschen Völkern leicht erklärt. In Beziehung auf Flexion geben wir nur wenige Beispiele, welche die größere Schwächung des Angelsächsischen hinreichend beweisen werden. So zeigt sich in der altsächs. starken Declination der masc. und neutra die Form des Ablativs und Instrumentalis noch ganz deutlich, z. B. fisc-û, hird-jû, word-û, wo die Angelsachsen sich mit dem dat. behelfen müssen. Im Altsächs. haben das Fem. vierter starker Declin. und alle drei Geschlechter zweiter Decl. das

*) Von ihnen führt die Lex Anglorum et Verinorum h. e. Thuringorum den Namen. Die Verîner hatten den Weringow an der Werra inne. Vergl. Wilhelm, Germanien, S. 276 n. 95.

**) Einhard, Ann. ann. 804, liest Sliesthorp!

***) Die jetzige Sprache ist mehr ein verdorbenes Dänisch, als Deutsch. Eine Probe findet man in Oken's Isis, 1824, Heft 1 S. 46 fg., in dem Aufsatz: „Ueber Sitten und Sprache der Angler und Friesen im Herzogthum Schleswig, von Heinr. Keller in Rudolstadt."

i der Ableitung bewahrt, welches im Angelſ. zu e abgeſtumpft iſt. In der ſchwachen Declination unterſcheidet ſich im Altſ. der Gen. und Dat. der masc. und wohl auch neutra von den übrigen Caſus, wo im Angelſ. nur die einzige Endung - an exiſtirt; auch werden im Altſ. die genera nicht blos wie im Angelſ. im nom. sing. durch die Flexion angedeutet. Dieſelben Erſcheinungen finden ſich in allen Theilen der Grammatik wieder, wir übergehen ſie aber um ſo lieber, als im Ganzen an der Sache eigentlich nie gezweifelt worden iſt. Ueber den Grund der größern Schwächung des Angelſächſiſchen werden wir weiter unten, nachdem wir die übrigen Elemente dieſer Sprache unterſucht haben, einige Bemerkungen hinzufügen.

Neben und mit den Sachſen kamen, wie wir geſehen haben, auch Jüten von dem Feſtlande mit herüber und ließen ſich in den ſüdlichen Provinzen Britanniens nieder. Die Geſchichte und Abſtammung dieſes Volks iſt ſehr dunkel; ſo viel ſcheint indeß doch feſt zu ſtehen, daß ſie nicht zu dem deutſchen, ſondern dem ſkandinaviſchen Volksſtamme gerechnet werden müſſen. Eine Andeutung dieſer Nationalverſchiedenheit findet ſich vielleicht in der Bemerkung Beda's (H. eccl. I, 15) und der Sachſenchronik (an. 449), daß die Abkömmlinge der Jüten, welche der Inſel Wight gegenüber wohnten, noch damals Jutarum natio oder Jutnacynn genannt worden ſeien *). Bedeutende Spuren des Altnordiſchen finden ſich indeß eben ſo wenig in der ſüdangelſächſiſchen Sprache überhaupt, als in einem einzelnen ſpeciellen Denkmale, das aus jener Gegend herrührt **). Man kann dies leicht aus der geringen Zahl der Jüten (ſie werden faſt nur an den obigen beiden Stellen Beda's und der Sachſenchronik genannt) und aus der Trennung in drei Haufen erklären; auffallend bleibt indeß doch immer die nahe Verbindung eines nordiſchen Volkes mit einem deutſchen, da ſchon die älteſte Geſchichte auf einen Nationalhaß zwiſchen beiden Stämmen hinweiſt, der auf der cimbriſchen Halbinſel zu harten Kriegen Anlaß gab, und der in den niedrigern Ständen auch jetzt noch nicht ganz erloſchen iſt. Viel-

*) Nach Raſk, Undersögelse etc., S. 157, wäre ſelbſt in dem Namen der Inſel Wight der Name der Jüten erhalten, indem Vihtvare, Vihtland ganz gleich mit Jot- oder Jutvare und Jutland ſey.

**) Bei Vergleichungen, die zur Aufdeckung dieſes Umſtandes angeſtellt werden, dürfen nur Wörter in Betracht gezogen werden, die erweislich vor den Einfällen der Dänen gebräuchlich waren und die ſich in den altſächſiſchen Denkmälern nicht ebenfalls vorfinden. Genauere Unterſuchungen dürften vielleicht manche Spuren jütiſcher Sprache aufdecken.

leicht waren die südlichen Jüten in Folge früherer Unterjochungen den Deutschen ähnlicher geworden, uud so am Ende selbst Freundschaft und Bündniß zwischen beiden Völkern entstanden.

Die größten Schwierigkeiten machen uns die Angeln. Wie wir gesehen haben, kennen sie sowohl Tacitus als Ptolemäus, und beide führen sie als eine suevische Nation auf *). Die Sueven aber müssen wir nach alten Nachrichten zu dem hochdeutschen Volksstamme rechnen **), sollen wir also auch das Hochdeutsche als die Muttersprache der Angeln ansehen? Grimm (a. a. O.) thut dies nicht, vielleicht blos weil sie neben den Sachsen ihre Wohnsitze hatten und bei dem Uebergange nach Britannien so nahe mit diesen in Verbindung standen. Allein die andern anglischen Stämme in Thüringen und am Rhein stehen dagegen wieder in eben so naher Verbindung mit Hochdeutschen, jene mit den Thüringern, diese mit den Franken ***).

Die Angeln ließen sich bekanntlich im nördlichen England nieder, in den Königreichen Ostanglien, Mittelanglien, Mercien und Northumberland. Wir besitzen aus diesen Gegenden verschiedene Denkmäler, aber keines ist bisjetzt einer genauern Analyse unterworfen worden. Vorzüglich sind zwei Denkmäler aus Northumberland durch große Eigenthümlichkeit ausgezeichnet, beides Interlinearversionen der Evangelien nach dem hieronymianischen Texte. Wanley, der p. 80 und p. 250 fl. eine genauere Beschreibung dieser Codices ****) liefert, setzt beide Versionen ungefähr in das Jahr 900, also in eine Zeit, wo die angelsächsische Sprache in den südlichen Provinzen, vorzüglich durch Alfred's Bemühungen, in der höchsten Blüthe stand. Leider sind bis jetzt nur einzelne Bruchstücke dieser wichtigen Urkunden bekannt geworden †), die aber gerade hinreichen, uns auf das Ganze sehr begierig zu machen. Wir sehen daraus, daß die northumbrische Sprache sehr bedeutend von dem südlichen Angelsächsisch abweicht; mehr aber noch ist dies bei einem andern northumbrischen Denkmale der Fall, das einer ungleich früheren Zeit zugeschrieben werden muß. Ich meine das kleine cedmonische Gedicht, welches uns durch Beda (Hist. eccl. IV, 24) in einer lateinischen Uebersetzung, und, wie

*) Ptol. Geogr. II, 11, sagt: *Τῶν δὲ ἐντὸς καὶ μεσογείων ἐθνῶν μέγιστα μὲν ἐστὶ τότε τῶν Σουήβων τῶν Ἀγγείλων*, etc.

**) Gramm. I. Thl. 1ste Aufl. S. L fg.

***) Procop. bell. Goth. IV, c. 20.

****) Man nennt sie nach ihrem Aufbewahrungsorte den Codex Rushworthianus und Codex Cottonianus.

†) Vorzüglich durch Hickes (Gr. ags., p. 88).

man bisher glaubte, durch Alfred in deſſen Ueberſetzung der Beda'ſchen Kirchengeſchichte in ſeiner urſprünglichen Geſtalt aufbewahrt worden iſt. Man hat ſich darüber gewundert, daß die Sprache dieſes alten Gedichtes (Cedmon ſtarb 680) ſo wenig von den ſpätern poetiſchen Denkmälern abweicht. Hätte man bedacht, daß Cedmon ein Northumbrier war, in der Nähe des Kloſters Streaneshath, dem jetzigen Whitby, wo er ſpäter unter der Aebtiſſin Hilda Mönch wurde, geboren, ſo würde man bald zu der Ueberzeugung gekommen ſeyn, daß ein einfacher northumbriſcher Landmann ſchwerlich in dem reinen ſüdangelſächſiſchen Dialekt habe dichten können. Wir beſitzen aber eine andere Abſchrift dieſes merkwürdigen Gedichtes, die nach Wanley ungefähr in das Jahr 737 geſetzt werden muß, und die, wenn ſie auch nicht den Urtext enthält, wenigſtens in northumbriſcher Mundart und ſpäteſtens ein halbes Jahrhundert ſpäter, niedergeſetzt iſt. Sie ſteht in einem Pergamentcodex in groß Quart hinter dem lateiniſchen Texte von Beda's Kirchengeſchichte, und iſt nach Wanley's Urtheil (p. 287) si non eadem, saltem manu aeque antiqua geſchrieben, mit der Bemerkung: primo cantavit Caedmon istud Carmen. Da dies Gedicht, noch frei von däniſchem Einfluſſe, am geeignetſten ſeyn dürfte uns einen richtigen Begriff von der nordangliſchen Sprache zu geben, und da es in dieſer Geſtalt bis jetzt noch gänzlich der Aufmerkſamkeit der Grammatiker entgangen iſt, ſetze ich es nebſt einer deutſchen Ueberſetzung hierher. Ich gebe den Wanley'ſchen Text ganz treu, nur daß ich an zwei Stellen die Abtheilung der Worte, die Wanley allein angehört, abändere; die Alliteration iſt durch Curſive angedeutet. Neben den Text ſetze ich eine Ueberſetzung in die ſüdangelſächſiſche Mundart, um den Abſtand fühlbarer zu machen.

Nu scylun *h*ergan	Nu (ve) scylon hêrjan
*h*efaen-ricaes uard,	(paes) hëofon-rices vëard,
*m*etudaes *m*aecti	(paes) mëtodes mihte
end his *m*od-gidanc,	and his mod-gepanc,
*u*erc *u*uldur-fadur,	(pa) rëorc (paes) vuldor-fäder,
sue he *u*undra gihuaes,	sva he vundres gehvaes,
*e*ci drictin,	ece drihten,
or *a*stelidae *).	or astealde.
He *a*erist scop	He aerest scôp
*a*elda-barnum **)	(pam) ëald-bëarnum

*) Wanley: ora stelidae, was keinen Sinn gibt. Bei Alfred ſteht ord onstealde, ungefähr daſſelbe wie or astealde.

**) Wanley: scopa elda-barnum; für scopa finde ich nirgends ein Analogon.

*h*eben til *h*rofe,	(pone) hëofon til hrôfe,
*h*aleg scepen,	halig scapen.
Tha *m*iddan-geard,	Pa (pone) midda-gëard,
*m*oncynnaes uard,	mancynnes-vëard,
*e*ci dryctin,	ece drihten,
*a*efter tiadae	äfter tëóde
*f*irum *f*oldu,	(pâm) firum foldan,
*fr*éa allmectig.	frëa älmihtig *).

„Nun laßt uns preißen des Himmelreiches Wart (Vogt, Beſchützer), des Schöpfers Macht und deſſen Gedanken, die Werke des Vaters der Herrlichkeit (Beda: patris gloriae), wie er aller Wunder — der ewige Herr — Anfang bildete (errichtete). Er ſchuf zuerſt den Menſchenkindern (Altkindern — wie Altvordern — die erſten Menſchen) den Himmel zur Decke, heilig geſchaffen; dann den Erdkreis — der Menſchheit Wart, der ewige Herrſcher — ſchuf nachher den Menſchen zum Boden der ewige Gott." — Für haleg scepen lieſt Alfred halig scyppend, der heilige Schöpfer, was allerdings natürlicher ſcheint, doch kann man haleg-scepen auch mit sanctus erklären, wie Cädm. 88, 20, ëarm-sceapen für miser ſteht. Man muß es dann als Periphraſe von heofon nehmen, denn als Epitheton des Schöpfers würde der Ausdruck unanſtändig ſeyn, indem der Schöpfer dadurch zum Erſchaffnen gemacht würde.

Von dem Vielen, was wir aus dieſen wenigen Zeilen für die nordangliſche Sprache lernen können, hier nur Einiges: 1) Vocale: a hat ſich unverletzt erhalten, wo die Angelſ. ä haben in all für äl, für welches auch ëal ſteht, für das agſ. ëa in barn, uard für bëarn, vëard, ganz wie im Goth., Althochd. und Altſächſiſchen. Für das goth. althochd. und altſ. a ſteht ä, wo im Angelſ. ëa in äld für ëald, oder wo ëa oder i, mächti und mectig (mächtig) für mëaht, miht, mihtig. e ſteht für ä und a in efter, end, sue scepen für äfter, and, sua (vielleicht ein Grund, daß nicht svâ zu ſchreiben?) scapen. Das goth. aí, nord. ia, lautet ë wie im Althochd. und Altſ. ſtatt ëo auch vor cr und b oder f in uëre, hëfaen, hëben. Statt ëó tritt, wie im Altſ. und Altfrieſ. häufig geſchieht, ia ein, wo

*) In Smith's Beda p. 597 heißt der Vers: Nu ve sceolan herigean heafon rices veard; metodes mihte, and his mod gepano, veorc vuldor faeder! Sva he vuldres gehvaes éce drihten! or onstealde; He aerest gescop eorfan-bearnum heofon to rofe. Halig scyppend! Pa middan geard. monoynner veard, ece drihtne aefter teode firum foldan; frea aelmihtig. Andre Handſchriften leſen anders.

im Goth. und Althochd. iu, z. B. tiadae für tēōde; das alte ia entspricht dagegen, wie eben bemerkt ist, dem angels. ēo. 2) Consonanten: ct für ht, ganz wider die Gewohnheit der Angels. und Altf., und dem althochd. cht entsprechend, mācti für mähti (mihte), mectig für mihtig. Ob die Northumbrier wohl auch in Pihtar, Peohtar (Picti) und Vihtland (Vecta) ct für ht gesetzt haben, oder ob in diesen Namen die Analogie der lateinischen Sprache, die in diesem Falle immer ct hat, leitete? Beda sagt z. B. (Lib. V, c. 9) Victredus für Vihtred. — Statt v, wofür die Angelsachsen bekanntlich ein eignes Zeichen hatten, setzt unser Text immer u, nie uu, wie im Althochd. und Altf. Statt p (nicht f) steht d in gidanc, nur durch die Analogie des Althochd. und Altfriesischen unterstützt, welche letztern z. B. dēgan für das angels. pēgn. In tha ist p in th aufgelöst, wie im Altsächsischen. Einen von den seltnen Fällen, wo das inlautende b nicht durch f ersetzt ist, haben wir in heben; im Altf. würde bh (das aspirirte b) stehen. — Für Flexion ist aus unserem Texte wenig zu lernen: für e steht ä (oder sollte es ae seyn?) in rîcaes, mētudaes, moncynnaes, ferner astelidae, tiada, altf. astelida, tiôda. foldu halte ich für einen alten dat., wie er auch im Altf. noch existirt, wo überdies folda, — â — û, — a stark gebeugt wird. Oder sollte es eine Spur des Altnord. und Altfries., und die schwache Declin. mit Wegwerfung des n seyn, wie man es in dem spätern Northumbrischen oft findet, also foldu für foldun? Das i der Ableitung hat sich in astelida ganz rein erhalten, wie im Altsächsischen; im Angels. würde es heißen astēalde mit dem Rückumlaut, für astelēde. In der Ableitung ur für er oder or in fadur uuldur für fäder, vuldor schließt sich unser Lied an das Althochdeutsche an. Für die Ableitung -en der starken Masculina steht wie im Altf., Althochd. und Altnordischen -in, also drictin oder dryctin für drihten. Bei hâl-eg entspricht das -eg dem altf. -ag, in hêlag, während allmectig mit dem altf. maht-ig stimmt, ein Unterschied der im spätern Angels. gänzlich geschwunden ist. Auffallend ist der Compositionsvocal -a in äld-a-barnum für äld-barnum, was auch im Altf. nicht mehr vorkommt, wohl aber im Althochdeutschen. Die Partikel ge- lautet hier wie im Altf. und bisweilen im Althochdeutschen gi-, in gihvaes und gidanc.

Fassen wir die Resultate aus diesen wenigen, die Sache keineswegs erschöpfenden Bemerkungen zusammen, so sehen wir, daß die Sprache dieses Denkmals uns in eine weit frühere Zeit hinaufweist, als irgend eine andre bis jetzt bekanntgewordene Urkunde der angelsächsischen Sprache. Die meisten Eigenthümlichkeiten

lassen sich allerdings aus dem Altsächsischen erklären, in einigen Puncten finden wir aber auch die bestimmtesten Hinweisungen auf das Althochdeutsche, wie z. B. in der Consonansverbindung ct für ht, und in dem Uebergang des p in d. Dies alles bezieht sich indeß nur auf das Lautsystem, die Flexion und äußere Wortbildung; Wurzeln, die sich nur im Althochdeutschen oder Altsächsischen finden, kommen nicht vor. Auch ist von einem Einflusse des Altnordischen nichts bemerkbar, und dies dürfte, da es eine northumbrische Urkunde ist, der sicherste Beweis für das Alter derselben seyn.

Sollen wir hiernach die Frage nach der Abstammung der anglischen Sprache beantworten, so müssen wir sagen: rein althochdeutsch kann sie zur Zeit des Ueberganges nach Britannien nicht wohl gewesen seyn, weil sonst die Spuren davon nicht so stark verwischt seyn könnten, aber Anklänge oder, wenn man will, Nachklänge eines früher hochdeutschen Elementes finden sich allerdings, und so dürfte die Annahme wohl die meiste Wahrscheinlichkeit für sich haben, daß die Angeln vor Alters dem hochdeutschen Stamme allerdings angehört haben, wie Tacitus und Ptolemäus geradezu behaupten und spätere Nachrichten wahrscheinlich machen, daß aber die lange Verbindung mit den Sachsen schon vor dem Uebergange nach Britannien das Hochdeutsche nach und nach verdrängt und dem Niederdeutschen assimilirt habe. Deutet doch selbst das Altsächsische die nahe Verbindung mit den Franken an, so daß auch manches, worin das Northumbrische mit diesem übereinstimmt, als Anklang des Althochdeutschen angesehn werden kann.

Aber nicht blos die ursprüngliche Verschiedenheit der vom Festlande herübergekommenen germanischen Völkerschaften läßt mannigfaltige Vermischungen der Sprache erwarten; in Britannien selber fanden sich mehrere Völker verschiedener Zunge vor, die leicht Einfluß auf das Angelsächsische gewinnen konnten. Beda bemerkt in dieser Beziehung im Anfange seiner anglischen Kirchengeschichte (I, 1): Haec insula in praesenti iuxta numerum librorum, quibus lex divina scripta est, quinque gentium linguis unam eandemque summae veritatis et verae sublimitatis scientiam scrutatur et profitetur; Anglorum videlicet, Britonum, Scotorum, Pictorum et Latinorum etc., und an einem andern Orte (III, 6): Denique (sc. Osvaldus rex) omnes nationes et provincias Britanniae, quae in quatuor linguas (i. e. Britonum, Pictorum, Scotorum, Anglorum) divisae sunt, in ditione accepit. Also Pictisch, Scotisch, Britisch und Lateinisch wurde neben dem Angelsächsischen gesprochen. Der Einfluß des Lateinischen ist schwer zu beurtheilen, weil alle Denkmäler der angelsächsischen Sprache einer Zeit angehören, wo das Lateinische wieder

als gelehrte Sprache, hauptsächlich bei den Geistlichen, Eingang gefunden hatte, und die Elemente dieser Sprache also eben sowohl diesem Umstande, als der Berührung mit dem schwachen Ueberreste aus der Zeit der römischen Herrschaft, zugeschrieben werden können. Die Angelsachsen, selbst die Gelehrten, wie Aelfric in seiner in angelsächsischer Sprache geschriebenen lateinischen Grammatik, hielten sehr auf Reinheit des Ausdrucks und nahmen ungern lateinische Worte auf. Von den Scoten und Briten, Zweigen des keltischen Volksstammes, ist schon oben vorläufig gesprochen worden. Ueber die Abstammung der Picten und über die Sprache derselben hat man von jeher viel gestritten, bis jetzt aber noch nicht darüber einig werden können, ob sie zu den Kelten oder Germanen gehören. Jamieson stellt in der „Diss. on the origin of the scotish language" vor seinem „Dict. of the scot. langu." (Edinb. 1808, 2 vols., 4.) genaue Untersuchungen darüber an, und entscheidet sich gegen die früher gewöhnlichere Meinung für den germanischen Ursprung. Ich habe diese geschätzte Abhandlung nicht selbst zu Gesicht bekommen, und muß mich also begnügen hier einige Bemerkungen vorzulegen, die mir bei Entscheidung dieses Streits von einigem Gewichte schienen. Man berief sich gewöhnlich auf römische Scribenten jener Zeit, z. B. auf den Redner Eumenius oder Claudian, welche Briten und Scoten meistens als ein und dasselbe Volk anführen. Allein man weiß, wie wenig die Römer fähig waren fremde Nationalitäten aufzufassen, und man darf daher wohl Beda, der an der Gränze Schottlands, also in der Nähe der Picten und Scoten, wohnte, mehr trauen, wenn er die Sprachen beider Nationen ausdrücklich als verschieden angibt. Man darf nicht einwenden, daß er ja auch Scoten und Briten unterscheide, die doch beide keltisch gesprochen, denn die Sprache dieser Völker ist mehr verschieden, als z. B. die nordische und deutsche. Für den germanischen Ursprung beweist diese Angabe Beda's indeß nichts, da das Pictische ja eben so wohl ein dritter Zweig des keltischen Sprachstammes, als eine germanische Sprache seyn könnte. Für eben so wenig entscheidend, obgleich als Sage immer bedeutungsvoll, halte ich die Erzählung desselben von der Ankunft der Picten aus Scythien, denn auch Kelten konnten von daher kommen, von Germanen verdrängt. Aber wie soll man die Erscheinung erklären, daß so bald nach der Ankunft der Angelsachsen, nämlich im 9ten, 10ten und 11ten Jahrhundert, ein niederdeutscher Dialekt in Niederschottland allgemein war, da man doch von dauernden Unterjochungen durch die Angeln so wenig etwas weiß, als von starken Auswanderungen dahin? Und dies dem Einflusse angelsächsischer nach Schottland verheuratheter Prinzessinnen zuzuschreiben, ist doch zu abgeschmackt, als daß wir

es in Betracht ziehen könnten. Bedenkt man dagegen, daß die Picten erst in dem letzten Decennium des dritten Jahrhunderts *) in Schottland erschienen, also in einer Zeit, wo die Wanderungen der Kelten vom Festlande her längst aufgehört, die Raub- und Heereszüge der germanischen Völker aber schon angefangen hatten **), so wird der germanische Ursprung um vieles wahrscheinlicher, zugleich aber auch das auffallende Factum, daß sich die im 5ten Jahrhundert angekommenen Germanen so schnell mit den Picten gegen die Briten vereinigten, leichter begreiflich. Aus dem Namen der Picten läßt sich weniger entscheiden, da alle Volksnamen eben so wohl einheimisch als von Fremden aufgelegt seyn können; letzteres möchte vielleicht sogar öfter der Fall seyn. Die Briten nennen sich selbst, wenigstens die in Amerika, Breiziz oder Breizaded, im Singular Breiz oder Breizad, und das könnte man von brîz (bunt) ableiten und mit pictus in Verbindung setzen. Es ist indeß schon höchst zweifelhaft, ob der Name der Picten ein lateinischer ist; sollte dies indeß auch seyn, so würde er eben so wohl auf germanische Völker anwendbar seyn, da sich diese zum Theil ebenfalls durch bunte Farben auszeichneten.

Durch die Picten wäre sonach wenigstens kein sehr fremdartiger Einfluß auf das Angelsächsische zu erwarten; ob aber nicht manche Eigenthümlichkeit des so wenig untersuchten northumbrischen Dialekts von den Picten herrühren dürfte, ist jetzt nicht mehr zu entscheiden. Leichter können wir bei den Briten und Scoten nachkommen. Die Briten waren und blieben mit den Eroberern im lebhaftesten Verkehre. Im östlichen Britannien wurden sie allerdings fast ganz ausgerottet oder vertrieben, — ein Ereigniß, das, beiläufig bemerkt, weder so einzig in der Geschichte dasteht, als man dies häufig hat glauben machen wollen, noch überhaupt den befremden kann, der sich mit der Geschichte und Verfassung dieses energischen Volkes einigermaßen bekannt gemacht hat. Im westlichen Britannien lebte ein Theil der Briten in unverletzter Eigenthümlichkeit in den Gebirgen von Wales und Kornwales fort; ein anderer unterwarf sich und trat in ein Verhältniß der Abhängigkeit zu den Angelsachsen. Ganz ähnlich war das Verhältniß der Scoten im Norden Britanniens. Wenn man nun, ungeachtet dieser vielfältigen Berührungen, eine starke Färbung der Sprache beider Völker nicht bemerkt, so muß das wohl

*) Sie werden zuerst von dem Redner Eumenius in einer auf den Kaiser Constantinus Chlorus gehaltenen Rede erwähnt.

**) Amm. Marc. Lib. 26 nennt die Völker, welche Britannien anfielen: Picti, Saxones et Scoti. Er lebte vor 390 nach Chr.

dem unversöhnlichen Haß zwischen diesen Nationen und der großen Verschiedenheit ihrer Sprachen zugeschrieben werden. Es finden sich im Angelsächsischen nur wenig Wörter, die erweislich aus dem Keltischen übergegangen wären; eine bei weitem größere Zahl weist auf die alte Stammverwandtschaft zwischen dem keltischen und germanischen Sprachgeschlechte hin, denn sie finden sich auch in andern Zweigen der japetischen Sprachclasse. Mehr hat sich die britische Sprache, die überhaupt für fremde Elemente sehr empfänglich zu seyn scheint, angelsächsische Wörter angeeignet *).

Auffallend und einer besondern Untersuchung werth ist noch der Name der Angelsachsen. Bei den Briten und Erse werden sie bis auf den heutigen Tag Sachsen genannt, bisweilen wohl auch Germanen **). In den angelsächsischen Urkunden ist die Bezeichnung sehr verschieden. Kömmt es auf eine Unterscheidung der einzelnen Völkerschaften an, so steht meistens ganz richtig Sachsen oder Angeln, je nachdem von dem einen oder andern Volke die Rede ist; der Jüten geschieht nur selten Erwähnung. Ist das ganze Land oder Volk gemeint, so sagt Beda, so weit ich bemerkt habe, immer Britannia, nie Anglia, wohl aber Angli oder gens Anglorum; Saxones oder gens Saxonum im allgemeinen Sinne kömmt bei ihm nur vor, wo er Gildas dem Briten folgt und im Leben des heiligen Germanus, welches ebenfalls britischen Quellen entnommen ist. Die Sachsenchronik ist in den ersten Jahren größtentheils aus Beda's Kirchengeschichte oder aus denselben Quellen wie diese gezogen, und folgt soweit gänzlich dem Sprachgebrauche desselben. Angelcyn, Aenglapeode, Aengle, Engle kommt von den frühsten Zeiten an vor: aber neben Brittene, Brytene, Bretene, Brëoton, Brëotoneland findet sich auch schon Angelcynnesland, Aenglaland, wie in Alfred's Uebersetzung Beda's. Sëaxa, Sëaxan dient blos zur Bezeichnung des besondern Stammes. Den Namen „Angelsachse" finde ich weder in den Chroniken noch bei Beda. Er war überhaupt nicht sehr gebräuchlich. Mir ist er zuerst bei Paulus Warnefridus in den Gestis Langobardorum (VI, c. 15) aufgestoßen, wo Ceadvalla oder, wie ihn Paulus Warnefridus

*) Rask, Undersögelse u. s. w., S. 88 gibt sehr interessante Nachweisungen über den Sprachbau des Keltischen und dessen Verwandtschaft mit germanischen und andern verwandten Sprachen. Er gibt daselbst auch Verzeichnisse gemeinschaftlicher Wörter.

**) Bei Gildas steht immer Sachsen; ebenso bei Nennius, nur c. 43 finde ich gens Anglorum und einige Mal anglice, z. B. c. 40, 63, 65. Die letztern Stellen aber sind auch aus andern Gründen verdächtig.

nennt, Cedoaldus, König von Wessex, rex Anglorum Saxonum genannt wird. Warnefridus war sonst an den Namen Angli im allgemeinen Sinne gewöhnt, und Saxones galt bei ihm immer für Altsachsen *). Nun stand auf Leadwalla's Grabsteine **): Rex Saxonum; um Verwechselung zu vermeiden, setzte er daher den Namen der Angeln hinzu. Ferner kömmt der Name der Angelsachsen im zweiten Theile der Bertinianischen Annalen, die Bischof Prudentius von Troyes zugeschrieben werden, vor: z. B. ann. 844. Angli Saxones und ann. 860 Anglo-Saxones. Beim Jahre 855 ist König Edelwulf rex Anglorum Saxonum und ann. 858 gar rex occidentalium Anglorum genannt. Es ist schon von Pertz bemerkt, daß Prudentius auch in den Namen seine Gelehrsamkeit zu zeigen liebte. In englischen Quellen habe ich den Ausdruck Angelsachsen zuerst bei Asser gefunden, der Alfred den Großen Angul-Saxonum rex nennt, wohl nur als Schmeichelei, denn König Alfred selbst nennt sich, z. B. in seinem Testamente, rex Westsaxonum. Eduard der Aeltere legt sich aber den Namen eines Königs der Angelsachsen bei, und dieser Titel kömmt später noch mehrmal vor.

Matthäus Westmonasterienſis bemerkt zum Jahre 586 von den angelsächsischen Königen jener Zeit: communiter statuerunt, quatenus insula non a Bruto Britannia, sed ab Anglis Anglia vocaretur. Radulph de Diceto aber in den Abbr. Chron. ad ann. 828: qui prius vocati sunt reges Westsaxonum, abhinc vocati sunt reges Anglorum, was in dem Chr. August. Cant. Jahre 827 noch genauer bestimmt wird: Egbertus coronatur rex totius Britanniae apud Wentoniam, faciens edictum, ut omnes Saxones Angli dicerentur et Britannia Anglia. Allein diese Angaben verdienen wenig Vertrauen, da kein gleichzeitiger Schriftsteller etwas von Beschlüssen der Art erzählt, und wir auch nicht finden, daß die angelsächsischen Könige sich reges Angliae genannt hätten. Zwar soll bei Thorpe p. 22 Egbert in einer Urkunde rex Anglorum genannt seyn, und bei Wanley p. 282 wird eine Urkunde vom Jahre 854 angeführt, wo Edbrhyitus (sic!) primus Monarcha Angliae genannt ist, aber diese zweite Urkunde ist sehr verdächtig, und die erstere, die ich nicht selbst gesehen habe und die vielleicht mit der bei Wanley zusammenfällt, müßte wenigstens erst einer genauern Prüfung unterworfen werden. Alle übrigen Urkunden aus Egbert's und seiner Nachfolger Zeit habe ich

*) Nur Lib. V. c. 32 und 33 wird ein regnum Saxonum in Britannia erwähnt.

**) Bei Beda, Hist. eccl. v. 7.

nach Wanley's Verzeichniß genau durchgeſehen und immer nur Occidentalium Saxonum rex oder blos Occidentalium rex gefunden. Die abweichenden Titel bei Ausländern, z. B. bei Prudentius, können dagegen nichts beweiſen. König Adelſtan ſcheint ſich zuerſt durchgängig rex Angliae genannt zu haben. Nach ihm findet ſich auch z. B. bei Edgar: Adgar, totius Britanniae Basileus, und von Edmund: Admund Angligenarum omnium gentium undique secus habitantium rex. Als Northumbrien von den Dänen beſetzt war, wurde es von den Angelſachſen im Titel ausgeſchieden. In einer Schenkungsurkunde König Eadred's heißt es: Concedente gratia domini anno dom. incarnationis DCCCCXLVI contigit post obitum Eadmundi regis, qui regimina regnorum Angulsaxna et Nordhymbra, Paganorum Brettonumque septem annorum intervallo regaliter gubernabat, quod Eadred frater eius uterinus, electione optimatum subrogatus, pontificali auctoritate eodem anno catholice est rex et rector ad regna quadripertiti regiminis consecratus etc.

Schwieriger iſt die Frage zu beantworten, wie man überhaupt dazu kam dem Namen der Angeln eine ſo allgemeine Bedeutung zu geben. Die mir bekannten Unterſuchungen über den Namen Englands geben darüber keinen befriedigenden Aufſchluß *). Nach den obigen Angaben könnte man auf den Gedanken kommen, Beda, der ein Angel war (er war 673 im Gebiete des Kloſters Jarrow beim Ausfluß der Tina, in der Grafſchaft Northumberland geboren), und dem eben deshalb der Name der Angeln geläufiger ſeyn mußte, habe ihn durch ſeine Schriften allgemeiner gebräuchlich gemacht. Allein wir finden ihn ſchon weit früher. Ine, König von Weſtſachſen, gebraucht häufig in ſeinen Geſetzen Englisc (Anglus) und Englisc mon, z. B. c. 24, 46, 54, 74. Auch wurde die Schule, welche er in Rom ſtiftete, Angelcynnes scolu genannt, ja ſchon Gregor der Große nennt England in den Briefen, welche er Auguſtin mitgab, Anglia. Vielleicht wurde der Name durch die Iriländer, welche ſich in jener Zeit durch ihre hohe wiſſenſchaftliche Bildung einen großen Einfluß in Europa errungen hatten, und die mit den Angeln in Mercien und Northumberland in häufigere Berührung kamen als mit den Sachſen im ſüdlichen England, in Europa verbreitet und vom

*) Camden, Joſeph Holland, Agard, Oldworth ſchrieben darüber, jeder in einer beſondern Abhandlung: Of the diversity of names of this Island, welche Thomas Hearne in einer beſondern collection zu Oxford 1720 herausgab. Vergl. Grupen, Obs. rer. et ant. Germ., Halle 1763. Vorrede: De lingua Hengisti, p. XVII.

festen Lande aus in Britannien selbst eingeführt, wo er um so leichter Eingang finden mußte, als er die Bequemlichkeit einer sichern Unterscheidung von den Altsachsen gewährte.

Doch wir kehren von diesem Excurs zu unserm Gegenstande zurück. Wir haben bisher von der Stelle gesprochen, welche die angelsächsische Sprache unter den übrigen germanischen Mundarten einnimmt, und haben dann die Elemente dieser Sprache nach den äußern geschichtlichen Gründen zu erforschen gesucht. Als Resultat dieser Untersuchungen hat sich ergeben, daß die angelsächsische Sprache ursprünglich zu dem niederdeutschen Sprachstamme gehört, und daß sie sich in den wesentlichsten Puncten von allem fremden Einfluß sowohl von Seiten der Briten und übrigen in Britannien ansässigen Völker, als der Scandinavier, rein gehalten hat. Es wäre nun unsere nächste Aufgabe, das Angelsächsische in seiner weiteren Entwickelung zu verfolgen, wobei wiederum der Einfluß fremder Sprachen als das Wichtigste hervortreten würde. Da wir indeß fürchten müßten in zu weitläufige Untersuchungen verwickelt zu werden, begnügen wir uns mit wenigen allgemeinen Bemerkungen über diesen Gegenstand.

In der ganzen Geschichte der angelsächsischen Sprache tritt der Gegensatz zwischen dem nordanglischen und südanglischen Dialekt auf das schärfste hervor. Im Norden bildete sich die Sprache langsamer aus, daher findet man dort wohl stärkere Beugungen u. s. w., aber weniger Beweglichkeit und Leichtigkeit im Ausdruck. Vom 8ten Jahrhundert an bekam das Dänische oder Altnordische einen großen Einfluß auf die noch unausgebildete, unbehülfliche Sprache. Daher die Versunkenheit mancher Formen neben Ueberresten aus der ältesten Zeit, wie sie der Charakter der beiden northumbrischen Interlinearversionen der Evangelien ist. Die südanglische Mundart wurde im 8ten und vorzüglich 9ten Jahrhundert sehr ausgebildet, und fast zur alleinigen Schriftsprache erhoben. Sie gewann in dieser Gestalt einen großen Einfluß auf den nördlichen Dialekt, mußte aber später, als die Dänen sich mehr und mehr ausbreiteten, auf dieselbe Weise, nur in einem geringern Maaße, leiden. Die normannische Sprache gewann unter Wilhelm dem Eroberer und seinen Nachfolgern zwar große Macht, doch nur nach und nach, und manche romanische Elemente darf man wohl mit eben so viel Recht der lateinischen als der normännischen Sprache zuschreiben. Die Behauptung Hume's, Wilhelm habe die langue d'oil in England allgemein einführen wollen, beruht nicht auf historischen Thatsachen, so wie denn selbst die Gesetze dieses Königs nach den neusten Untersuchungen nicht normännisch, sondern lateinisch abgefaßt waren.

Die Aufmerksamkeit der Gelehrten wurde zuerst im 16ten

Jahrhundert durch Johann Fox, Wilhelm Lombard und Matthäus Parker auf die angelsächsische Literatur gewendet; aber erst im 17ten Jahrhundert erhielten diese Studien durch Männer wie Camden, Junius, Spelman, Wheelock u. A. m. allgemeinere Anerkennung. Vorzüglich wichtig für die Zukunft wurde die Stiftung einer Professur der angelsächsischen Sprache in Queen's College zu Oxford, und die Fundirung eines Jahrgehaltes für angelsächsische Literatoren zu Cambridge durch Heinrich Spelman, denn aus diesen Anstalten gingen die meisten späteren Bearbeiter der angelsächsischen Sprache hervor. Bis in die Mitte des 17ten Jahrhunderts fehlte es noch gänzlich an einem Wörterbuche, bis endlich im Jahre 1659 Somner durch das spelmanische Stipendium in den Stand gesetzt wurde, sein Dictionarium Anglo-Saxonicum zu Oxford in Druck zu geben. Im Jahre 1701 gab Thomas Benson, Baccalaureus in Queen's College zu Oxford, einen Auszug dieses Werkes unter dem Titel: Vocabularium Anglo-Saxonicum, heraus, mit einer großen Zahl von Wörtern vermehrt. Dem Hauptfehler des Somnerischen Wörterbuchs, dem gänzlichen Mangel an grammatischer Genauigkeit wurde indeß dadurch eben so wenig abgeholfen, als durch das große Lye'sche Dictionarium Saxonico-et Gothico-Latinum, welches Owen Manning nach Lye's Tode im Jahr 1772 in London in zwei starken Foliobänden herausgab. Denn so reich dieses Werk auch an Wörtern ist, und so fleißig alle zugänglichen Quellen, selbst Handschriften, benutzt sind, so wenig ist doch an eine kritische Sichtung der Quellen und grammatische Feststellung der einzelnen Wörter zu denken.

Die erste angelsächsische Sprachlehre wurde im Jahre 1689 von Georg Hickes unter dem Titel: Institutiones Grammaticae Anglo-Saxonicae et Moeso-Gothicae. Oxoniae 1689. 4. herausgegeben. Im Jahre 1705 erschien eine zweite weit umfassendere Ausgabe, als erster Theil des berühmten Thesaurus Linguarum Vett. Septentrionalium von Hickes, 235 Seiten in Folio umfassend. Hickes wurde zu diesen Studien durch den Dr. Kennet angeregt, der dessen Feder dadurch der Politik des Tages entziehen wollte. Ersterer war ein Nonjuror, Letzterer, nachher Bischof von Peterborough, ein Whig. Ueber Hickes Methode hatten wir schon früher Gelegenheit einige Bemerkungen zu machen. Ganz abgesehen von den Resultaten seiner Arbeit sind seine Werke über angelsächsische Sprache, hauptsächlich die Diss. epistolaris de ling. septentr. usu, Pars IV. Vol. II. des Thesaurus wegen der vielen sonst nirgends abgedruckten Urkunden und wegen einer Menge von Facsimiles angelsächsischer Handschriften unentbehrlich. Die Grammatiker nach Hickes begnügen sich mei-

stens mit Auszügen aus dessen Werken, bald mehr bald weniger systematisch geordnet. Wir haben Arbeiten dieser Art von Twaites (1711), Elisabeth Elstob (1715), Hanley (1726), Junius (herausgegeben von Lye 1743) und Lye (herausgegeben von Manning 1772). Noch ganz neuerer Zeit erschien: Sisson, the Elements of Anglo-Saxon Grammar; to which are added a Praxis and Vocabulary. Cambridge 1816. 84 S. in 12. Der Verfasser sagt über seine Arbeit in der Vorrede: The following pages have been compiled with a view of offering to the public in a compressed form the principal parts of Dr. Hickes Anglo-Saxon Grammar. Das Buch selbst ist mir nicht zu Gesicht gekommen.

In dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts war das Studium der angelsächsischen Sprache ziemlich in Verfall gekommen. Scharon Turner, Verfasser einer Geschichte der Angelsachsen, hat das Verdienst, den Sinn dafür zuerst wieder geweckt zu haben. Sein Werk, das bereits vier Auflagen erlebt hat, zeichnet sich mehr durch scharfsinnige Combinationen und geistvolle Ansichten, nach denen er nirgends hascht, als durch ein sorgfältiges und umfassendes Studium der Quellen aus. Ihm folgte Ingram, Professor der angelsächsischen Sprache und Literatur zu Oxford, der im Jahre 1807 eine Schrift unter dem Titel: Inaugural Lecture on the Utility of Anglo-Saxon Literature etc. (Oxford, 4.) herausgab. Die Vorrede zu Bosworth's Grammatik enthält längere und kürzere Auszüge aus dieser Abhandlung. In demselben Jahre erschien auch von Ingram eine Ausgabe von Ohther's und Wulfstan's Reisebeschreibung, den bekannten Episoden in Alfred's Uebersetzung des Orosius. Als das Wichtigste nicht nur von Ingram's Arbeiten, sondern von allem was in der neusten Zeit für angelsächsische Literatur in England geschehen ist, muß dessen Ausgabe der Sachsen-Chronik angesehen werden, obgleich dieses Buch in grammatischer Hinsicht noch vieles zu wünschen übrig läßt *). Wie sehr diese Studien in England Eingang gefunden haben, beweisen mehrere andere kleine Schriften, die in den letzten Jahren erschienen sind, z. B. Dr. Silver, Lecture on the Study of Anglo-Saxon. Oxford 1822. Josias Conybeare, late Prof. of Poëtry at Oxford, Illustrations of Anglo-Saxon Poe-

*) Voran steht eine kurze angels. Grammatik, 4 Blätter in Quart. Wie wenig auf diese Arbeit zu bauen ist, zeigt schon der Titel: Angle-Saxena Staef-craefte, was, trotz des aus Aelfric's Grammatik gewählten Motto's: Staef-craefte is seo caeg pe paera boca andgytt unlyed, falsch ist, denn cräft ist ein masc. I. Decl. und wird von Aelfric an allen andern Stellen so gebraucht.

try. London 1826, nach Conybeare's Tode von dessen Bruder herausgegeben, und schon früher desselben Communications on the Saxon Versification to the Society of Antiquaries, im 17ten Band der Archäologie (1814) abgedruckt. Selbst Sisson's Grammatik kann als Zeichen der Theilnahme für angelsächsische Sprache und Literatur angesehen werden. Nicht minder regte sich in Dänemark der Eifer für unsere Wissenschaft, zum Theil wohl durch die wirklich sonderbare Ansicht einiger Gelehrten, welche die dänische Sprache für eine Tochter der angelsächsischen hielten, hervorgerufen. Zu der wichtigsten Erscheinung in diesem Fache gehören: Gram's Proben dänischer aus dem Angelsächsischen erklärter Wörter und Redensarten, in den Kop. Ges. Schriften, Bd. V. S. 127 — 200. Thorkelin, das Lied von Beowulf mit einer lateinischen Uebersetzung, unter dem Titel: De Danorum rebus gestis sec. III et IV. Havn. 1815. 4. Rask, Ohthers und Wulfstan Reisebeschreibung (Kjöbenhavn 1816. 8.) und desselben Angelsaksiske Sprogläre tilligemed en kort Läsebog, Stockholm 1817. In Deutschland ist bis jetzt nur wenig die angels. Sprache und Literatur Betreffendes erschienen, aber die einzige Arbeit von Grimm übertrifft alles was bisher in diesem Fache geschehen ist, und fördert uns in der Kenntniß der Sprache weiter, als die Arbeiten sämmtlicher früherer Grammatiker. — Obgleich nicht eigentlich hierher gehörig, muß doch Phillip's Versuch einer Darstellung der Geschichte des angels. Rechts (Göttingen 1825) erwähnt werden, da dies Buch gewissermaßen eine Chrestomathie der angels. Gesetze und bei dieser Gelegenheit manche glückliche Emendation enthält.

Die Werke, mit welchen wir es hier näher zu thun haben, sind die Grammatiken von Rask, Bosworth und Grimm. Bosworth sucht sich zwar augenscheinlich von der Hicke'schen Behandlungsart der Grammatik, die sich durch ein genaues Anschließen an die lateinische Grammatik auszeichnet, frei zu machen, auch ist seine Arbeit keineswegs ohne manches Verdienst, aber dem sprachkundigen Rask und Grimm steht er doch weit nach. Wenn er nicht selbst in der Vorrede erklärte, daß er des Dänischen nicht mächtig genug gewesen sey, um Rask's Sprogläre, die er doch hatte, durch eigne Lectüre zu benutzen, so wäre es kaum begreiflich, wie er bei seinem System der Declinationen und Conjugationen und bei vielem Andern, worin ihm Rask weit voraus ist, habe stehen bleiben können. Mich dünkt, er habe sich in derselben Zeit, in der ihm Herr Pulling diese Sprachlehre vorübersetzte, selbst hinreichend mit dem Dänischen bekannt machen können, und gewiß mit größerm Gewinn für seine Arbeit.

Bosworth beginnt mit einer Vorrede, worin er einiges über die Verwandtschaften der Sprachen, über den Werth der angelsäch-

sischen Literatur (beides nach Ingram Inaugural Lecture etc. und Turner's Geschichte der Angelsachsen) und endlich eine kritische Uebersicht der bisherigen Bearbeitungen der angels. Grammatik gibt. Hierauf folgt eine Einleitung über Buchstabenschrift im Allgemeinen und die angels. Schrift insbesondere, nebst einem Brief Dr. O'Conor's über denselben Gegenstand, worin alle Buchstaben von dem phönicischen Alphabet abgeleitet werden. Mehrere Kupfertafeln erläutern die vorgetragenen Ansichten. Die Grammatik selbst zerfällt in vier Abtheilungen über Orthographie, Etymologie, Syntax und Prosodie. In der Orthographie (S. 36 — 58) scheitert der Verf. gänzlich durch die Vermengung der verschiedenen Dialekte und Perioden der angels. Sprachentwickelung. Er spricht zuerst von den Buchstaben und deren Aussprache, dann von der Eintheilung und dem Wechsel der Buchstaben, endlich von der Umbildung angels. Wörter in englische. Die Anmerkungen enthalten Bemerkungen über Analogien der hebräischen, chaldäischen, griechischen und gothischen Sprache, die in dieser Abgerissenheit wenig nützen können. In der Etymologie S. 59 — 194 macht sich der Mangel einer festen Grundlage durch eine sorgfältige Bearbeitung der Buchstabenlehre auf das empfindlichste fühlbar. Man kann hier keinen Schritt thun, ohne auf schwankende oder geradezu falsche Angaben zu stoßen, die hier zu berichtigen nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft so wenig ein Interesse gewähren als verdienstvoll seyn würde. In den Anmerkungen unter dem Texte führt der Verfasser sein System über Sprachbildung im Allgemeinen und über die Entwickelung der angels. Sprache insbesondere mit vieler Gelehrsamkeit, ohne jedoch die Aufgabe selbst weiter zu fördern, durch. Solche Versuche müssen entweder rein philosophisch oder rein historisch genommen werden; der Verfasser schwankt zwischen beidem und fehlt darum auch gegen beides. Die Syntax S. 195 — 209 ist freilich noch dürftig, aber auch Rask hat darin wenig mehr geleistet. Die Prosodie S. 209 — 249 enthält manche gute Bemerkung, mit Benutzung dessen, was Turner, Conybeare (in der Archäologie) und Rask in diesem Fache geleistet haben. In dem Lesebuche S. 258 — 330 finden sich Auszüge aus Aelfric's Homilien, der Sachsenchronik, Alfred's Beda und Boethius, nebst einigen poetischen Stücken mit beigefügter englischer Uebersetzung.

Rask's Grammatik mußte schon durch die großen Kenntnisse des Verfassers in der isländischen Sprache einen großen Vorzug erhalten. Es ist höchst erfreulich, diesen Mann mit Grimm, der ganz unabhängig von ihm arbeitete, in so vielen Puncten sich begegnen zu sehen. Das Declinationssystem hat Grimm weiter ausgebildet, aber in der schwierigen Abhandlung der starken Con-

jugationen treffen beide Gelehrte völlig zusammen, nur daß Rask die 5 reduplicirenden Conjugationen Grimm's und eben so wieder die 10te und 11te in eine einzige zusammenwirft, so daß er also statt 11 nur 6 Conjugationen erhält *). In der Buchstabenlehre und Wortbildungslehre steht unser Verf. freilich weit hinter Grimm zurück, so wie auch die Syntax eine ausführlichere Abhandlung verdient hätte. Die Prosodie ist dagegen mit besonderer Liebe ausgearbeitet, und in dem Anhange von den Dialekten ist Rask der Erste der die von allen englischen Grammatikern angenommene Abtheilung in drei Dialekte oder Perioden entschieden verwirft. Die Einleitung, die freilich eben so gut einer dänischen Grammatik hätte vorausgeschickt werden können, enthält zwei interessante Abhandlungen. Die erste betrifft den Zusammenhang der nordischen und angelsächsischen Sprache und weist auf das gründlichste nach, wie grundlos man die dänische Sprache von dem Angelsächsischen habe ableiten wollen. Die zweite Abhandlung widerlegt Rühs's nicht weniger abgeschmackte Behauptung in der Einleitung seiner Uebersetzung der Edda (Berlin 1812), daß die isländische Poesie ganz und gar der angelsächsischen entlehnt sey, und daß sie oder die isländische Götterlehre nie in Dänemark, Schweden und Norwegen heimisch gewesen sey, eine Behauptung, die auch schon Grimm in der Leipz. Lit.-Zeit., 1812, Nr. 287 und 288, hinreichend gewürdigt hat.

Grimm's Grammatik bezeichneten wir schon oben als das Ausgezeichnetste, was bisher für angelsächsische Sprache geleistet worden ist. Sie ist es nicht blos durch den ächt historischen Geist, welcher sich in der Behandlungsart jeder einzelnen Sprache offenbart, sondern vorzüglich auch durch die geschickte Verbindung, in welcher er die einzelnen Mundarten abhandelt, so daß immer eine Mundart die andere ergänzt und erklärt. Eben diese Verbindung macht es mir aber auch unmöglich, in eine Analyse des ganzen Werkes einzugehen, eine Arbeit, der gewiß nur wenige Gelehrte gewachsen sind. Mein Zweck ist blos dem allgemeinen Gang der grimmischen Untersuchung in einigen interessanten Abtheilungen zu folgen, und das was sich für das Angelsächsische daraus im Einzelnen ergibt, hie und da bestimmter anzudeuten. Da das

*) Warum führt der Verf. statt der gewöhnlichen allgemein bekannten Terminologie eine neue, von ihm selbst erfundene, ein? Wenn die alten Ausdrücke auch oft weniger passend sind, so weiß doch jeder, was damit gesagt werden soll, während die neuen beim Gebrauch oft sehr stören. Ueberdies können auch leicht Verwechselungen veranlaßt werden, z. B. zwischen Naevneform (Nominativ) und Navneform (Gerundium).

Buch, obgleich es zu den allgemein bekannten und bewunderten gehört, wahrscheinlich nicht zu den allgemein gelesenen und studirten gerechnet werden kann, dürften sich für manche Leser einige neue Puncte, welche Interesse verdienen, aus meiner Relation ergeben.

Im ersten Theil erster Auflage werden nach einer Einleitung, welche „Einige Hauptsätze, die ich aus der Geschichte der deutschen Sprache gelernt habe", und eine „Einleitung in die gebrauchten Quellen und Hülfsmittel" enthält, die Declinationen und Conjugationen abgehandelt. In der zweiten Auflage fallen diese beiden Abhandlungen ganz weg, und es wird statt derselben die Buchstabenlehre vorausgeschickt. Freilich gehört die erste Abhandlung eher an das Ende des Werkes, aber die zweite, welche uns eine zweckmäßige Uebersicht der von Grimm gebrauchten Quellen gibt, vermissen wir ungern. Aus der Lehre der Declinationen und Conjugationen ist vieles ausgeschnitten und auf die Syntax verwiesen worden, z. B. die Lehre vom Artikel. Ueberhaupt aber sind die erläuternden Anmerkungen sehr beschränkt, unter anderm schon dadurch, daß die Anmerkungen zu den Declinationen der Substantiva, Adjectiva und Pronomina u. s. w. in der neuen Ausgabe in Eine Abhandlung zusammengefaßt sind.

In der Buchstabenlehre, welche den größern Theil des ersten Bandes (595 S.) einnimmt, bemüht sich Grimm die einzelnen Laute und die Eigenthümlichkeiten der Mischungen und Trübungen derselben in den verschiedenen germanischen Dialekten und dem ganzen Sprachstamme im Gegensatze der fremden Sprachen auf das genaueste nachzuweisen und zu bestimmen. Der Vocalismus tritt hier überall als das Wichtigste hervor. „Man kann die Vocale", sagt er I., S. 580, „als die nothwendige Färdung „oder Belebung aller Wörter betrachten, als den Othem, ohne „welchen diese gar nicht bestehen würden. Die eigentliche Indi„vidualisirung des Wortes beruht auf dem Vocallaut; er gewährt „die feinsten Beziehungen. Die Gestalt, wenn ich so sagen darf, „die Species des Wortes gründet sich hingegen auf die Consonanz. „Hier erscheinen die Verhältnisse ungleich sicherer und dauernder; „Mundarten, deren Vocale meistentheils abweichen, behalten häu„fig dieselben Consonanten bei."

Die wichtigsten Veränderungen erleiden die Vocale im Ablaute, d. h. den Veränderungen, welche die Wurzel zu Folge bestimmter im innersten Bau der Sprache verflochtner Gesetze untergeht, ohne daß dazu eine auf der Endung beruhende Veranlassung nöthig wäre. Davon wird erst im zweiten Bande gehandelt. Eben so ist hier weniger von dem Vocalwechsel der Flexion als

von dem der Wurzel ſelbſt die Rede. Der Verf. geht dabei von dem Satze aus, daß die drei Kürzen a, i, u die urſprünglichſten, älteſten aller Vocallaute ſind (I., 571). Zu dieſen treten im Angelſächſiſchen fünf Trübungen, die ebenfalls kurz ſind, nämlich e, ë, o, y, ä und die beiden Halblängen ëa und ëo (I., 242). Die langen Vocale gründen ſich ebenfalls auf einfache, kurze Vocale. Die Angelſachſen haben vier Dehnlaute ô, û, â, î, und drei Diphthongen, ae (d. i. áe), eá und ëó, ein Unterſchied, der im Uebrigen unweſentlich iſt *).

I. Einfluß der Conſonanten auf a, i, u. Gewiſſe Conſonanten bewirken eine Umwandlung in dem ihnen vorhergehenden Vocale: ſo wandelt ſich das angelſ. a, wenn ein einfacher Conſonant folgt, in der Regel in ä um. Tritt aber zu dem auslautenden einfachen Conſonanten eine Flexion in a, o, u, ſo lautet ä wieder in a um. Däg und mäg erhalten alſo ihr a im pl. dagas, magas, gen. daga, maga, dat. dagum, magum wieder (I., 224). Auf dieſe Weiſe zerfällt a nach beſtimmten Geſetzen in ä, ëa und bisweilen o. Aus i entſpringt ë und éo, aus u blos o.

II. Die zweite Haupterſcheinung in der allmäligen Aenderung der Vocale iſt der Einfluß des dem Wurzelvocal folgenden Endungsvocales. Es kömmt dabei der Umlaut und die Aſſimilation in Betracht. Umlaut nennt Grimm die durch einen folgenden Vocal bewirkte Trübung (Verdünnung) des Vocals der Wurzel. Sie iſt bei kurzen wie bei langen Vocalen möglich. Der Umlaut entſteht durch ein nachfolgendes i, welches ſelbſt keiner Trübung fähig iſt, ſpäter aber durch e erſetzt wird (I., 9). Um einen Umlaut zu bewirken, iſt alſo Zweiſylbigkeit nöthig. Wenn das den Umlaut bewirkende i oder ë weggefallen iſt, während die Wirkung ſelbſt ſtehen blieb, ſo nennt es Grimm einen verſteckten Umlaut. Hört die Wirkung mit dem Wegfallen des i oder ë auf, ſo heißt es Rückumlaut. Der Umlaut iſt kein urſprüngliches und in allen Sprachen gleich waltendes Element, ſondern ein ſpäter und in ſteigender Richtung entwickeltes, (I., 10). Im Angelſächſiſchen iſt der Umlaut ſehr ausgebildet, indem dadurch a in e (I., 225) u in y (I., 227) â in ae (I., 235) ô in ê (I., 230), û und eá in ŷ umgewandelt wird (I., 231). Als Beiſpiel möge dienen mennën (serva) hand, hendë (manus). Oft iſt das ë weggefallen, z. B. fyllan (implere) von full u. ſ. w.

---

*) Der Verf. zählt I., 578 nur 2 Diphthongen, im Widerſpruch mit I, 242.

Assimilation findet nach dem I., 117 aufgestellten Begriffe nur in dreisylbigen Wörtern statt, wenn nämlich der Vocal der Bildungsendung in den der Flexion oder einen analogen (den einfachen statt des gedehnten) übergeht. In dieser Hinsicht haben die bisherigen Untersuchungen noch am wenigsten auf ein genügendes Resultat geführt. Als Beispiele der Assimilation mögen gelten: hëofon (coelum) ëofor (aper), woneben freilich auch ëofer und bëofan (tremere) vorkömmt. Endlich kann

III. der Accent, die Betonung, als ein Hauptgrund der Umwandlung der Vocale angesehen werden. Grimm hat darüber in zwei Abhandlungen über Prosodie und Accent (in der Einleitung zur Buchstabenlehre) weitläufiger gesprochen. Quantität und Betonung war sonst so wenig einerlei, als es bei den Griechen und Römern und noch jetzt im Lettischen und Lithauischen zusammenfällt.

Durch ein allmäliges Ausdehnen des Tons, als der prosaischen Lebendigkeit der Sprache, ging die poetische, die Quantität, nach und nach ganz unter (I., 20). Der Ton bewirkte aber Umwandlungen in der Sprache, indem er Flexions- und Bildungsendungen zu seiner Hebung heran und somit zusammenzieht, in seinen Senkungen aber den wahren Laut beschädigt und verdunkelt. Dadurch sind eine Menge von Dehnungen der Vocale oder Consonanten (Geminationen) auf der einen, und Wegwerfung von Buchstaben der Wurzeln oder Endungen auf der andern Seite entstanden.

Die Verhältnisse der Consonanten sind im Ganzen weit weniger schwankend, als die der Vocale, und deswegen lassen sie sich weit eher zur Vergleichung verschiedener Dialekte und Sprachen benutzen. Zwar findet hier ebenfalls ein gewisser Umlaut d. i. ein Uebergang in verwandte Laute statt, er hängt jedoch nicht von der Endung, wie der Umlaut der Vocale, sondern meistens davon ab, daß der Inlaut (der Consonant in der Mitte eines Worts) zum Auslaut (am Ende eines Wortes) wird.

Grimm untersucht in der Buchstabenlehre die Abstufung verwandter Consonanzreihen, er zeigt, welche Buchstaben an-, in- oder auslautend vorkommen, welche Geminationen und Consonanzverbindungen die Sprache liebt oder gar nicht hat. Wir heben zur Charakteristik der angelsächsischen Sprache nur die Bemerkung heraus, daß die dem hochdeutschen Organ so geläufigen Zisch- und aspirirten Kehllaute im Niederdeutschen und fast auch im Nordischen beinahe ganz fehlen. Man ist dadurch auf die Vermuthung gekommen, daß das sächsische c und g in gewissen Verbindungen, nämlich bei folgendem e, ë, i in einen Zischlaut überschwanke, wie dies bei den romanischen Sprachen der Fall ist.

Bosworth und Rask haben, hauptsächlich auch auf das spätere Englische gestützt, diese Aussprache angenommen. Indeß ist es mehr als wahrscheinlich, daß dieser Zischlaut erst zur Zeit der normännischen Eroberung aufgekommen ist, so wie es denn schon im Allgemeinen wider die Natur der Sache wäre, diesem Zeichen von vorn herein einen seinem ursprünglichen Gebrauch (im Griechischen und Lateinischen) so fremden Laut zu geben. Mit Uebergehung der Gründe, welche Grimm (I., 256) für diese Aussprache des c als reinen k vor jedem Vocale angibt, machen wir nun auf ein Manuscript in der Bodleyanischen Bibliothek NE. D. 2. 19 aufmerksam, welches aus der griechischen Uebersetzung der LXXII des alten Testaments Stellen enthält, wo das Griechische mit angelsächsischen Lettern, so wie es die Angelsachsen damals *) ausgesprochen, geschrieben ist. Aus dieser Handschrift sehen wir, daß die Angelsachsen die sogenannte reuchlinische oder neugriechische Aussprache gehabt haben, und daß sie kein Bedenken trugen das griechische κ vor jedem Vocale mit c zu bezeichnen. Sie schreiben also z. B. καὶ immer ce, γῆς, gis, κατακυριεύσατε, catacyrieusate. Mehr Schwierigkeiten macht das p und d. Bei den Engländern wird für beides th gebraucht; indeß ist auch da die Aussprache nicht gleich, und daß man im Angelsächsischen zwei verschiedene Zeichen braucht, macht einen ursprünglichen Unterschied sehr wahrscheinlich, obgleich in den Handschriften und Drucken beide Zeichen fortwährend verwechselt werden. Rask und Grimm nehmen im Anlaut immer p (th), im In- und Auslaut d (dh), ein Unterschied der mir noch ziemlich problematisch scheint.

Der Lehre von den Buchstaben läßt Grimm die Formenlehre folgen; schicklicher würde, wie er auch selbst bemerkt, die Lehre von der Wortbildung vorausgegangen seyn, durch welche namentlich das Conjugationssystem zuerst sein Licht erhält. Für Declination möchte das wichtigste Ergebniß der grimm'schen Untersuchungen der Beweis seyn (I., 829), daß in allen germanischen wie in allen andern Sprachen desselben Urstammes nur ein consonantischer Typus für die gesammte Declination waltet, einzelne abgewichene oder abgestumpfte Flexionen aber auf vollendetere, frühere zurückgeleitet werden dürfen. Die Unterschiede der Geschlechter und Declinationen gründen sich auf den Vocal; die Ableitungsvocale und Consonanten gehören eigentlich in die Bildungslehre. Die Wortbildung geschieht durch innere Aenderung oder äußere Mehrung der Wurzel. Jenachdem dieser Zuwachs aus

*) Wahrscheinlich haben wir hier die Aussprache des 7ten Jahrhunderts durch Erzbischof Theodor.

einer andern deutlichen Wurzel besteht, oder aus bloßen dunklen Buchstaben, heißt sie Zusammensetzung oder Ableitung. Zusammensetzung kann vorn oder hinten an der Wurzel eintreten, Ableitung nur hinten. Der Ablaut betrifft allein den Vocal der Wurzel. Der Consonant, welcher die Wurzel gestaltet, würde dieselbe durch eine wesentliche Aenderung, wie ein Ablaut, zerstören. Umlaut kömmt hier so wenig bei den Vocalen wie bei den Consonanten in Betracht (II., 1).

Bei der Lehre vom Ablaute oder der innern Wortbildung geht Grimm von dem Satze aus, daß das Verbum die Grundlage der Wörter sey. Wir müssen, um dies deutlich zu machen, einige Worte über das Conjugationssystem selbst beifügen. So wie es eine starke und schwache Declination gibt, so gibt es auch eine starke und schwache Conjugation. Die schwache Conjugation beruht wesentlich auf zwei Stücken, auf einem Ableitungsvocal, der freilich später fast ganz unkenntlich ist, und auf einem durch eine äußerliche nach dem Ableitungsvocal hinzutretende Zuthat ausgedrückten Präteritum. Die starke Declination umfaßt sämmtliche reine Wurzeln, obgleich auch einige abgeleitete, und sie bildet das Präteritum nicht durch eine äußere Zuthat, sondern durch eine Aenderung des Vocals der Wurzel selbst, d. i. durch Ablaut. Als Beispiel eines starken Verbums mag dienen fëalle, ich falle, praet. fëol, fiel, part. praet. fëallen, gefallen. Schwach conjugirt dagegen z. B. fyllan, füllen, praet. fylde, füllte, wo also die Wurzel unverändert bleibt und das praet. durch eine äußerliche Zuthat gebildet wird. Der Ableitungsvocal (i) ist in dem angeführten Beispiele ganz verschwunden. Diese schwache Conjugation hat man meistens für die eigentliche regelmäßige Beugung gehalten, und noch Bosworth begnügt sich gleich Hickes ein Verzeichniß der angeblichen unregelmäßigen Verba zu liefern. Aber die starke Form ist nicht nur strengen, obgleich tiefer liegenden Regeln unterworfen, sondern sie ist die ältere und kräftigere Conjugationsweise. Denn in den Formen der starken Conjugationen liegt der Ablaut aller Wurzeln verborgen; die Gestalten, welche eine Wurzel in ihren verschiedenen Verhältnissen annimmt, können sämmtlich aus den Ablauten der starken Verba erklärt werden, oder sind vielmehr diese Ablaute selbst.

Zum Beweise dieses wichtigen Satzes gibt Grimm ein Verzeichniß aller möglicher Weise vorkommenden Wurzellaute. Jede Wurzel besteht nach ihm wenigstens aus einem Vocal mit einem auslautenden Consonanten. Vor dem Wurzelvocal können 1, 2 oder 3 anlautende Consonanten stehen oder auch gar keiner, ohne daß es auf den Ablaut einen Einfluß hätte. Auslauten können aber auch zwei Consonanten, nur nicht mehrere, sonst sind die

übrigen immer Ableitungen. Nach diesem auslautenden Consonant theilt er sämmtliche Wurzeln in zwei Classen. Die mit zwei Consonanten auslautenden können immer nur einen kurzen Wurzelvocal haben a, i, u, wobei die Trübungen, als beim Ablaut unwesentlich, außer Betracht bleiben. In den auslautenden Consonanten könnte eine unendliche Verschiedenheit herrschen, wenn alle denkbaren Consonanzverbindungen vorkämen. Die Zahl ist aber verhältnißmäßig sehr beschränkt. Die zweite Classe umfaßt die Wurzeln mit einem Consonant; dahin rechnet man auch die durch Wegwerfung des auslautenden Consonanten verstümmelten Wurzeln. Hier sind nun durch die Verbindung von den 3 kurzen und 7 langen Vocalen mit 15 Consonanten im Ganzen 150 Wurzellaute möglich. Vergleicht man hiermit die im starken Conjugationssystem wirklich vorkommenden Laute, so findet man diese beiden Verzeichnisse möglicher Wurzellaute ziemlich dadurch erschöpft, und es steht von dieser Seite wenigstens nichts der Annahme entgegen, daß sämmtliche Wurzeln der Laut oder Ablaut starker Verba seyen. Fast zur Gewißheit wird diese Gemeinschaft aber durch drei Abhandlungen erhoben, welche Grimm diesen Bemerkungen folgen läßt. Er zeigt nämlich, daß bei einer großen Menge Wurzeln das ablautende Verbum wirklich noch nachgewiesen werden kann, sey es in der einen oder der andern germanischen Sprache. Grimm liefert ein Verzeichniß solcher Wurzelverba, das 462 Wurzeln enthält. Bei einer nicht viel geringern Anzahl von Wurzeln kann das untergegangene starke Verbum vermuthet werden, indem in den verglichenen Wörtern Laut (das Präsens) und Ablaut neben einander vorkommen. Solche vermuthete Wurzeln stellt das zweite Verzeichniß zusammen. Die Sprache hat an starken Verbis verloren; sie kann aber nie, auch nicht nach Analogie, neue schaffen. Dadurch wird es begreiflich, daß viele Wurzeln völlig verwaist sind, so daß man auch nicht einmal das verlorene Verbum vermuthen kann. Ueber diese verwaisten Wurzeln handelt die dritte Abtheilung dieses lehrreichen Capitels. Aus den Schlußbemerkungen, welche diesem Capitel zugegeben sind, fügten wir gern noch einiges hinzu, wenn wir nicht fürchteten über die Gränzen einer Recension hinauszugehen; darum nur noch einiges über Etymologie. Grimm sagt darüber II., S. 67: „Etymologie will die Mannigfaltigkeit der gereiften Sprache auf anfängliche Einfachheit der Formen und Begriffe zurückführen. Daß es hier um zweierlei zu thun sey, um den Buchstaben und um den Geist, haben leicht Alle eingesehen. Das Leibliche mit seinen Stufen und Farben reicht immer aus, die Gänge und Wege von Sinn auf Sein, von Gestalt auf Gedanken zu deuten, denen sich die menschliche Seele ergibt; dahingegen in dem

Meere der Begriffe alle Bedeutungen, wenn sie nicht durch die Formen der Sprache geordnet und festgehalten werden, fehl und irre schweifen. In der deutschen Etymologie ist aber bisher das körperliche Princip zur Ungebühr gering geschätzt worden; von einer groben Einsicht in Laut und Formenverhältnisse ausgehend hat man sich ihrer Anwendung auf den Begriff unterfangen und viel zu frühe die Vergleichung fremder verwandter Sprachen hineingezogen. Unerkannt blieben die gemessene Färbung der Vocale, die so tief eingreift, die genaue Abstufung der consonantischen Organe, die der Untersuchung förderliche Abweichung in beiden, Vocale nach orientalischer Weise für gleichgültig angesehen, in den Consonanzen harte, zu keiner Zeit erlaubte Wechsel zugelassen, kostete es geringe Mühe, die verschiedenartigsten Wurzeln zu vereinbaren, oder unter willkürliche Bedeutungen zu zwängen. Und mit irgend einem der heutigen Dialekte ist wenig anzufangen, wenn nicht die sämmtlichen übrigen, voraus die ältesten hinzugenommen werden."

Die Bemühungen des Verfassers in den Begriffen eines Wortes eben so wie in den Formen ein geregeltes Princip der Uebergänge und Fortbildungen zu entdecken, und so gleichsam der Seele der Wörter, den geheimen Gängen und Unterscheidungen des Sprachgeistes auf die Spur zu gerathen, gewähren oft die überraschendsten Ansichten. In den Wurzeln der Wörter findet er die sinnliche Bedeutung früher, die geistige später hervortreten. Den Laut, d. i. das Präsens eines Verbums, hält er für wesentlicher und älter als den Ablaut, d. h. das Präteritum. In diesem kann also eine Veränderung gesucht werden. Am sichtbarsten ist sie, wenn der Satz des Präsens im Präteritum verneint wird. So kömmt unser schwach von dem althochdeutschen suëhhan (foetere) her, und bezeichnet das was ausgerochen hat. Das althochd. zâhi, unser zähe, deutet auf ein verlornes Verbum taihari (stillare) hin, von dessen praet. tah es abgeleitet wird, und das was nicht mehr fließt, bedeutet. Damit steht das angels. tare (pix) in Verbindung. Diese Schwächung (Verkleinerung), Umdrehung und Läugnung des Urbegriffs gilt indeß nur als hin und wieder hervortretende Ausnahme. In der Regel gibt der Ablaut nichts als das Geschehene, d. h. den erfolgten und bleibenden Eintritt des Wurzelbegriffs an. So ist das althochd. par mit goth. bairan (ferre, manifestare) verwandt, und bedeutet das sichtbar Gewordene. Das goth. sunna, sunnô (sol) dürfte von sinnan herkommen und das Gereifete (am Himmel) bedeuten. Sind Laut und Ablaut neben einander zu einer Wortart geworden, so beruhen darauf feine Unterscheidungen; so bedeutet z. B. das angels. rēod die aufsteigende, blühende Röthe, reád die stehende rothe Farbe. Schwieriger wird die Sache, wenn im

pl. praet. ein zweiter und im part. praet. ein dritter Ablaut erfolgt, welcher nothwendig eine analoge Stufe in der Umwandlung des Begriffs herbeiführen muß.

Das zweite Capitel des Abschnittes über Wortbildung handelt von der Ableitung, das dritte von der Zusammensetzung. Ableitung heißt die zwischen Wurzel und Flexion eingeschaltete an sich dunkle Mehrung des Wortes, kraft welcher der Begriff der Wurzel weiter geleitet und bestimmt wird. Die Flexion d. i. das einfachen sowohl als abgeleiteten Wörtern zustehende Allgemeine kann eigentlich wohl nicht vom Begriff der Wortbildung ausgeschlossen werden, insofern auch durch sie die Wurzel gebildet und bestimmt wird. Die beiden Capitel über Ableitung und Composition nehmen fast den ganzen zweiten Band ein. Die Bildung des Pronomens und der Partikeln, die Lehre vom Genus oder Motion, die Comparation, Diminution und Negation, die zu demselben Buche gehören, sind, nebst der Syntax, wegen Mangels an Raum, in den dritten Theil verwiesen. Möchte der Verfasser uns recht bald damit beschenken, und so den Cyclus seiner riesenhaften Untersuchungen beschließen.

Wir halten Grimm's Bearbeitung der deutschen Grammatik in zwei Rücksichten für eine der wichtigsten Erscheinungen in der neuern Literatur. Erstens für die Erkenntniß der deutschen oder germanischen Sprachen selbst, die durch diese eine Arbeit mehr befördert ist, als durch alle frühere zusammengenommen. Grimm hat nicht blos bewiesen, daß die germanischen Sprachen einer wissenschaftlichen Bearbeitung fähig sind, sondern daß sie sie auch verdienen. Es kömmt nun darauf an im Einzelnen die Lücken auszufüllen, die unser Verf. in Folge seines Planes, oder weil es ihm an Muße und an den nöthigen Quellen fehlte, leer lassen mußte. Manches wird sich dann vielleicht anders stellen, als es bisher geschehen konnte, manches wird hinzukommen, was jetzt unbeachtet außer dem Wege liegen blieb, manches aber auch vielleicht, was bisher wichtig schien, als außerwesentlich wegbleiben; das ganze Gebäude dürfte indeß schwerlich so bald erschüttert werden; denn der zweite große Gewinn, der diese Arbeit so wichtig macht, ist die Methode in der Bearbeitung der Grammatik. Mögen die bisherigen Früchte so groß oder so klein seyn wie sie wollen, so bleibt das Werk nicht minder bedeutend für das Sprachstudium, weil es zuerst den Weg zu einer wahrhaft kritisch-historischen Behandlungsart der Grammatik eröffnete. Und daß diese Wurzel geschlagen, beweisen die vortrefflichen Bearbeitungen einzelner Theile, vorzüglich der althochdeutschen Grammatik und althochdeutscher Quellen, durch welche die deutsche Literatur in den letzten Jahren bereichert worden ist. Möchten sie dazu dienen, die Aufmerksam-

keit der Gelehrten immer mehr auf diese Erscheinung zu wenden, und möchte unserm Verfasser eine ungestörte Muße zur Fortsetzung seiner Forschungen erhalten werden. In einer zweiten und resp. dritten Auflage würde sich vieles anders stellen, als bei der stückweisen Ausarbeitung des Werkes möglich war. In der ersten Auflage des ersten Theiles fehlte die Buchstabenlehre, und als diese hinzutrat, wurde eine völlig neue Umarbeitung des Declinations- und Conjugationssystems nöthig. Durch die Lehre vom Ablaut im zweiten Theil ist die Abhandlung von den starken Conjugationen in wesentlichen Puncten zugleich erschüttert und befestigt worden. Der Verf. sagt darüber in der Vorrede zum zweiten Theil: „Wird das ganze Buch jemals einer Umarbeitung, wozu es sich beinahe verhalten möchte wie zu der zweiten Ausgabe des ersten Theils die erste, theilhaftig und ist überhaupt der Gedanke, daß die wesentliche Form unserer starken Conjugation alle andern Wortbildungen durchdringt, es werth größer gezogen zu werden, so muß diese Lehre, und was sich alles aus ihr folgern läßt, ungleich reichhaltiger ausfallen." Nicht minder ist die Lehre von den Declinationen und den reduplicirenden und schwachen Verbis durch die Abhandlung von der Ableitung und Zusammensetzung aufgeklärt worden, und würde große Veränderungen zu erfahren haben, namentlich, wie mir scheint, in Beziehung auf den Unterschied zwischen starker und schwacher Flexion. Und so dürfte kaum ein Theil der Grammatik seyn, der nicht schon jetzt durch die fortschreitende Untersuchung des Verfassers bedeutend gewonnen hätte und durch den regen Eifer desselben seinem endlichen Ziele näher geführt wäre. Möchte der Verf. dann nun auch seinen Nachfolgern durch einen vollständigern Apparat von Citaten mehr zu Hülfe kommen! Die Ersparniß an Raum kann bei einem solchen Werke billig nicht als Entschuldigung gelten, und sollte dadurch auch ein vierter Band, der gewiß nicht weniger als die bereits erschienenen willkommen wäre, nothwendig werden.